Berlinisches historienbuch ...


Dei
Sub Numine
Viget


Berlinisches
Historienbuch.
Mit Illustrationen
von
WILHELM SCHOLZ.
BERLIN.
Verlag von Hermann Hollstein

Berlinisches
Historienbuch.

Herausgegeben

von

George Hesekiel.

Mit Illustrationen

von

Wilhelm Scholz.

Berlin,
Verlag von Hermann Hollstein.

Vorwort.

Das Berlinische Historienbuch bedürfte keines Vorwortes, wenn der Herausgeber es nicht für seine Pflicht hielte, dankbar die Namen derjenigen Schriftsteller zu nennen, die ihm vorgearbeitet auf diesem Felde, auf deren ernste und gewissenhafte Forschungen er sein Werk gegründet. Das gediegene Gold der Forschungen und Arbeiten eines Küster, Müller, Wilken, Fidicin, Mila, Schmidt, Nicolai, König und Buchholtz wird hier, gleichsam in Courant ausgeprägt, dem Publicum freundlich geboten. Da, um in dem Bilde fortzufahren, das Gepräge der neuen Courantmünze ein scharf Preußisches ist und sein mußte, so wird sie hoffentlich auch gelten durch das ganze Preußenland, so weit die mächtigen Schwingen des schwarzen Adlers reichen, von Memel bis Saarlouis, von der Ostsee Bernsteinstrande und der Holsteinischen Marsch bis zur schwäbischen Alp, wo die Wiege steht der Hohenzollernkönige!

Das Berlinische Historienbuch endet mit dem Testamente weiland Sr. Majestät unseres in Gott ruhenden Hochseligen Herrn, König Friedrich Wilhelm's III. Die Darstellung der neuesten Geschichte Berlins wird vielleicht später, in ähnlicher Form, der Oeffentlichkeit übergeben.

Für die ansprechenden Illustrationen zum Text ist das Publicum dem verdienstvollen Künstler, Herrn Wilhelm Scholz, gewiß ebenso dankbar, wie

der Herausgeber.

Inhalt.

Das hohe Haus auf der Klosterstrasse.

Im Monat August war's des Jahres 1370 als Herr Otto von Bayern Markgraf war zu Brandenburg und des heiligen römischen Reich's Erzkämmerer und Churfürst, als auf der churfürstlichen Residenz dem hohen Hause*) auf der Klosterstraße zu Berlin ein reges Leben herrschte; da klirrten die Wappenknechte des Hauses durch die hohen Hallen und der Sporentritt der adligen Lehnsträger rasselte auf den steinernen Stiegen. Ein churfürstlicher Reiter war gekommen am Nachmittag und hatte die Ankunft seines Herrn für den Abend angesagt. Und da gab es dann Allerlei zu thun, in Bereitschaft zu setzen und anzuordnen an allen Orten und Enden. Es war ein Ereigniß dazumal, wenn der Landesherr einzog in Berlin, denn die Markgrafen hatten noch nicht ihre beständige Residenz in der Stadt an der Spree, sondern zogen umher im Lande Recht sprechend, der Unbill wehrend, Witthwen und Waisen schützend, kurz, löblichen Fürstenbrauch übend. Und so residirten sie denn bald auf ihren Schlössern zu Tangermünde, Salzwedel, Alt-Brandenburg und Spandow, oder aber bei den geistlichen Herren zu Lehnin und Chorin. Ihre Berliner Residenz, das hohe Haus, war erst am Anfang desselbigen Jahrhunderts erbaut, und lag neben dem grauen Kloster in der Klosterstraße, da wo Theile des Lagerhauses noch heut von seiner einstigen Größe zeugen.

Die Nachricht von der baldigen Ankunft des Markgrafen hatte auch

*) Die churfürstliche Residenz das „hohe Haus" genannt war in den letzten Jahren des 13ten oder in den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts erbaut und lag auf der Klosterstraße, zwischen dem Gebäude des Franziskaner- (Grauen-) Klosters, und der Georgenstraße, die erst seit dem Einzuge König Friedrich I. in Berlin Königsstraße heißt. Ein Theil der Gebäude „des hohen Hauses" ist jetzt das Lagerhaus.

Unruhe in die sonst so stille Familie des Schloßvoigt's gebracht. Der Schloßvoigt Conrad Ryke, der einem alten brabantischen Geschlecht entsprossen, das unter dem askanischen Markgrafen Albrecht II. in die Marken eingewandert, die Stadt Berlin gleichsam gründen geholfen und lange Zeit an der Spitze des berlinischen Patriciats gestanden, in seiner Jugend unter Waldemar dem Großen tapfer das Schwert geführt, hatte dann nach dem Tode dieses glorreichen Fürsten dem bayrischen Hause mit seinem Eide gehuldigt und war diesem Schwure treu geblieben unverbrüchlich, trotz allen Listen der anhaltinischen Fürsten, die seine Treue zu verkehren gedachten, und ihn gewinnen wollten für die Sache des Müllers Rehbock, der damals als ein falscher Waldemar durch die Marken zog und ein grausam gefährliches Spiel wagte mit Unterthanentreue und geschwornen Eiden.

Herr Conrad Ryke hatte seinen glorreichen Herrn, den großen Waldemar, zu gut gekannt, um sich von diesem Betrüger täuschen zu lassen. Er blieb dem bayrischen Hause treu und empfing als Lohn dafür die Ritterwürde und Schloßvoigtei im hohen Hause zu Berlin. Dem schlagfertigen, mit der Ritterwürde ausgezeichneten Patricier, gab Herr Hans von Massow auf Kremmen seine einzige Erbtochter Sophia Dorothea zum ehelichen Weibe. Durch diese Heirath schied sich der Ritter Conrad Ryke gänzlich von seiner alten Familie in der Stadt. Und während die berlinischen Patricier sich mit Stolz die alten oder schwarzen Ryke*) nannten, und durch glückliche Handelschaft Reichthum häuften, hießen sie Herrn Conrad Ryke und seine Söhne die neuen oder die rothen Ryke. Aber es sollte sehr bald zu Ende gehen mit den rothen Ryke, denn Frau Sophie Dorothee starb in einem Jahre mit ihren drei ältesten Söhnen an der Pest, und blieb Herrn Conrad Ryke nur sein jüngster Sohn übrig und — der war geistlich. War aber darum nicht allein im hohen Hause der alte Herr, denn drei Töchter blüheten ihm von seinem ältesten Sohne, der mit einer von Bredow verheirathet gewesen, und überdem lebte seine Tochter Johanna, Ritter Philipps von Uttenhofen Wittwe, bei ihm, seines Hauswesens sorgsam hütend.

In dem Theil des hohen Hauses, der nach der Georgenstraße zu liegt, war die Wohnung, die der Schloßvoigt Conrad Ryke inne hatte.

---

*) Alt-Berlin zählt mehrere Bürgermeister aus dieser Familie.

Es war das ein niedriges, stumpf gewölbtes, aber großes Gemach; bis zu halber Mannshöhe war's einfach mit Eichenbrettern getäfelt, weiter hinauf aber mit weißem Kalk beworfen, der indeß im Laufe der Jahre fast schwarz geworden war. In den drei tief in die dicke Mauer eingelassenen Fenstern, die von Außen durch eiserne Gitter verwahrt waren und von Innen durch starke Eichenbohlen geblendet werden konnten, sah man schwere steinerne Sitze auf beiden Seiten. In der Mitte des Gemachs aber stand ein riesenhafter, eichener Tisch mit ungeheuren, schwerfälligen Füßen, der unten, der Thüre gegenüber und rechts und links auf beiden Seiten von ihm ähnlichen Holzbänken umgeben war, die mit ihm auf einem Fußgestelle ruheten, das mit mächtigen eisernen Krammen in dem Estrich des Fußbodens befestigt war. Nur an der Oberseite des Tisches stand ein riesenhafter Lehnstuhl, dessen oberer Theil durch Holzschnitzwerk roh verziert war und dessen harten Sitz einige Lederkissen mildern sollten, das war der Ehrenplatz des Hausherrn. Zwei ähnliche Stühle und einige plumpe Sessel standen an der Seitenwand, durch welche eine niedrige Thür in die Schlafgemächer und Kammern der Wohnung des Voigts führte. Neben der nach dem Flur führenden Thür sah man einen steinernen Weihwasserkessel und die über demselben aufgehängten Osterpalmen und das noch höher in der Wand befestigte Cruzifix, an dem ein ewiges Lämpchen hing, bildeten den einzigen Schmuck dieses etwas wüsten Gemachs, das indeß für damalige Zeiten als ein vollständig eingerichtetes angesehen werden muß. In der Wand, hinter dem Sessel des Hausherrn, befand sich ein Kamin von großer Ausdehnung. Neben demselben aber eine Nische von länglich viereckiger Form, durch welche die Speisen aus der anstoßenden Küche in die Halle gereicht wurden. Für gewöhnlich war diese Nische durch eine starke Eichenholz-Platte geschlossen. Heute war das Gemach des Schloßvoigts zu Ehren des Fürsten, dessen Ankunft er erwartete, ganz besonders geschmückt. Der rauhe Estrich war mit weißem Sand und lieblich duftenden Fichten-Zweiglein bestreut, während von der Höhe der Wände herab mehr als 20 Fähnlein und Banner rauschten, welche die Markgrafen von Brandenburg getragen oder gewonnen in hitziger Feldschlacht, die aber sonst gewöhnlich wohl verwahrt im Rüstsaal lagen und nur bei feierlicher Gelegenheit zum Schmuck fürstlicher Hallen oder feierlicher Aufzüge gebraucht wurden.

Da vor Mitternacht die Ankunft des Markgrafen Otto nicht erwartet werden konnte, so begab sich Herr Conrad Ryke, als es auf dem Nikolai- und Marien-Kirchthurm Abend läutete, wie gewöhnlich, in die Halle, um mit den Seinigen zu Abend zu essen. Der alte Herr, er war weit über 80 Jahr, schritt noch gar hoch und stattlich einher. Ein rothes Sammetbarret trug er auf dem schneeweißen Haar und über der stark gebogenen Nase flammten zwei große schwarze Augen in ungeschwächtem Glanze. Weiß fiel sein langer Bart auf sein rothes Wams nieder und trug Herr Conrad Ryke auch im heißen Augustmond den mit köstlichem Marderfell gefütterten Pelzrock, so war doch sein Schritt fest und der goldene Sporn des Ritters klirrte hell über dem Estrich. Er war nicht gewaffnet als er zu dem Abendimbiß ging, die Würde des Alters machte den Schmuck und Schutz der Waffen überflüssig. In der Halle war des Ritters Familie schon versammelt. Jegliches stand an seinem Platz. Unten am Tisch die Diener und Dienerinnen des Hauses. Oben Sohn, Töchter und Enkeltöchter; denn den geistlichen Herrn Damian Ryke hinderte sein Amt nicht, seine Abende in der Familie seines Vaters im hohen Hause zuzubringen.

Der hochwürdige Herr Damian Ryke, Propst zu St. Nikolai in Berlin war ein stattlicher Fünfziger mit gutmüthigem vollem Gesicht und den sanften blauen Augen seiner frommen Mutter. Er bewegte sich mit großer Würde, ertheilte seinen geistlichen Segen eben so stattlich wie der Bischof von Brandenburg, und kein tonsurirter Mann sprach bei Tisch das Oremus und Gratias so salbungsvoll, wie Herr Damian Ryke.

Er bildete einen rechten Gegensatz zu seiner Schwester Johanna, des Ritters Philipps von Uttenhofen Wittwe, so des Vaters funkelnde Augen und Adlernase ererbt und sich in ihrem schwarz und grauen Wittwengewande fast dürr und trocken ausnahm neben dem wohlbeleibten geistlichen Bruder. War nun die verwittwete Edelfrau auch eben nicht anmuthig anzuschauen, zumal sie einen kleinen schwarzen Bart auf der Oberlippe nicht wohl ableugnen konnte, so war ihr Töchterlein Margaretha desto anmuthiger mit ihrem hellbraunen Haar, ihrem süßen himmelblauen Augenpaar, dem Gesichtchen weiß und roth, wie Milch und Blut, und dem kleinen kirschrothen Munde, aus dem Scherz und Gesang floß alle Tage vom ersten Hahnenschrei an bis tief in die Nacht. So unähnlich war einer Mutter wohl nie ihr Kind. Frau Johanna betete viel und schalt noch mehr, die schöne Magaretha aber

scherzte viel und lachte noch mehr. Frau Johanna war groß und mager, Fräulein Magaretha klein, zierlich und rund, Frau Johanna ging in schwarz und grauen Kleidern, wie es einer Wittwe ziemt, Jungfrau Margaretha aber trug eitel weiß und himmelblau Leinen, wie es einer jungen Dirne auch nicht übel steht. So verschieden waren Mutter und Tochter und dennoch liebten sich die beide und hatte bis vor wenig Monden Fräulein Margaretha nichts Lieberes gehabt auf Erden, als ihre Mutter. Seitdem war's freilich etwas Anders geworden.

Die drei saßen zu des Ritters Conrad Ryke's rechter Hand am großen Eichentisch in der Halle. Auf des Ritters linker Seite aber da saßen drei Jungfrauen, auch seine Enkeltöchter, die nachgelassenen Kinder seines ältesten Sohnes, der eine von Bredow zur Gemahlin gehabt. Das waren drei stattliche Fräulein, die von ihrem Vater nur den hohen Wuchs und die strahlenden Augen geerbt hatten, von der sanfteren Mutter aber des Leibes andere Zier und Schönheit. Fräulein Agnes Ryke war schon 22 Jahr, der edlen Freier Viele waren in ihres Großvaters Halle gekommen, aber mit sittiger Rede hatte das Fräulein gedankt für gegönnte Ehre und war fest bei ihrem Spruch geblieben, daß sie nie eines Mannes Weib werden wolle, so lange Conrad Ryke, ihr Großvater, noch am Leben sei und einer Tochter Pflege bedürfe auf seine alte Tage. Fräulein Cordula Ryke, die zweite Schwester, war über 19 Jahr, und auch um ihre Hand hatte schon manch edler Herr geworben, aber auch vergebens, denn auch sie war fest bei ihrem Spruch geblieben, daß sie nie eines Mannes Weib werden wolle und nie einen andern Bräutigam auf Erden haben, denn den himmlischen Seelenbräutigam, den Herrn Jesus Christus, wie einer christlichen Jungfrau zieme, die sich bestimmt habe zum Schleier und Nonnenstande, auf daß sie durch ihren keuschen Wandel und ihre eifrigen Gebete den Seelen ihrer abgeschiedenen Eltern desto bälder Eingang verschaffe in den Aufenthalt der Seligen, in Gottes ewiges Himmelreich.

Da nun die stattlichen Ritter und die adligen Junkherrn, welche geworben um die Schönheit und die Reichthümer des Hauses Ryke, inne wurden, daß Fräulein Agnes nimmer lassen werde von ihrem Großvater, und daß Fräulein Cordula durchaus geistlich werden wolle, so wendeten sie sich mit ihren Huldigungen an Jungfrau Richenza Ryke, die Jüngste von allen,

kaum 17jährig und lange nicht so schön als ihre Schwestern, wohl aber ein Guttheil heiterer als Agnes und Cordula zusammen, geistvoll und trotzig und stets bei guter Laune und darum eine wahre Schwester der heitern Base Margaretha von Uttenhofen, aber kein Trost für die von ihren Schwestern abgewiesenen Freier und ihre eigenen. Hatten die Schwestern mit einem ehrlichkräftigen „Nein" die Herrn abgewiesen, so pflegten Richenza und Margaretha weder Ja noch Nein zu sagen und schienen ihr Spiel zu treiben mit den Herzen der Männer. Fürwahr ein sehr gefährlich Spiel! —

So lustig aber auch Fräulein Richenza war und so schelmische Blicke sie verstohlener Weise ihrer heiteren Base Margaretha von Uttenhofen zuwarf, so wenig durfte sich doch der, der beiden Mädchenherzen, innewohnende Muthwille offenbaren in Gegenwart des Ritters Conrad Ryke, denn war der alte Herr auch nicht gerade ein Freudenstörer, so machte das Greisenalter doch den ohnehin ernsten, von schweren Schicksalsschlägen getroffenen Mann, schweigsam und mitunter grämlich.

Es war überhaupt eine seltsame Tischgesellschaft in der Halle des Ritters im hohen Hause: das Gesinde unten an der Tafel in ehrerbietigem Schweigen, die Familie des Schloßvoigt's freiwillig oder gezwungen wortkarg. Nur der Propst, der hochwürdige Herr Damian richtete zuweilen seine Rede an den greisen Vater, und war zufrieden mit den halben Worten, mit denen ihm, der fast immer nachdenklich vor sich hinblickende Alte zu antworten pflegte. Die verwittwete Frau von Uttenhofen dagegen schalt fast ohne Aufhören halblaut auf ihr allzu lebhaftes Töchterlein, oder warf strafende Blicke auf die schelmische Base Richenza. Ruhig, und auch ganz unbeirrt durch die Anwesenheit der Andern, waren die beiden ältesten Enkelinnen Conrad Ryke's. Klar und verständig schaute Fräulein Agnes aus den hellen Augen, sorgte für die Bequemlichkeit ihres Großvaters, ordnete das Mahl der Diener und Dienerinnen und beherrschte mehr durch Winke, als durch Worte, die Bedienung der Tafel. Alles das lag weit, weit ab von den Gedanken der frommen Jungfrau Cordula. Auch ihr Blick strahlte seelenvoll aus hellen Augen, aber er ruhete fast nie liebevoll auf des greisen Großvaters weißem Haar oder dem blühenden Antlitz der jungen Schwester, sondern haftete stets demüthig niedergeschlagen am Boden, oder hub sich exstatisch bewegt gen Himmel.

Der Abendimbiß war reichlich; man aß stark in jenen Zeiten. Große

Stücke gesalzenes oder geräuchertes Fleisch, süße eingemachte Früchte, kräftiges Gersten- oder feines Weizenbrodt; dazu aber trank man starkes Bernauisches Bier und selbst gewonnenen Wein, denn durch die emsigen Klosterleute war der Weinbau in den Marken zu einer Höhe gebracht worden, von der man heut zu Tage keine Ahnung hat. Gegen Ende des Mahles erhoben sich die Diener und die Dienerinnen und verließen mit sittigem Gruße die Halle, während Fräulein Agnes die schwere zinnerne Trinkkanne und zwei zierliche Silberbecher vor dem Schloßvoigt und seinem Sohne niedersetzte. Als der Ritter den ersten Becher getrunken, begann er mit seinem Sohn die Tagesereignisse zu besprechen und hatten beide dabei an Fräulein Agnes eine aufmerksame Hörerin.

Die verwittwete Frau von Uttenhofen aber führte mit Fräulein Cordula leise ein gottseliges Gespräch, während Fräulein Margaretha mit ihrer Base Richenza in der entferntesten Fensternische ziemlich laut lachte und scherzte. Plötzlich störte die schallende Stimme des Schloßvoigtes die lachenden Dirnen. „Setzt euch hierher, junges Volk! nehmt eure Spindeln zur Hand und leiht ein aufmerksames Ohr dem, was euer Ohm euch vorlesen wird! Es ist besser, daß ihr erfahret, wie die Stadt entstanden, darinnen ihr lebet, denn daß ihr plaudert und Mummenschanz und Narretei treibet." Die jungen Fräulein nahmen nach dieser etwas rauhen Anrede ihres Großvaters schweigend ihre alten Plätze ein, während der geistliche Herr Damian mit einiger Feierlichkeit ein großes Pergamentblatt entfaltete, das mit langen steifen Buchstaben beschrieben war. Darauf trank er seinen bis zum Rand gefüllten Silberbecher auf einmal leer und las wie folgt: „Die Städte Berlin und Köln sind zu Anfang wendische Fischerdörfer gewesen und kommt der Name „Berlin" aus der wendischen Sprache. Sie nannten es das Dorf „to dem Berlin" d. h. auf dem wüsten Acker, weil das Dorf auf dem sandigen unbebauten Boden des rechten Spreeufers lag. Der Name „Köln" kommt ebenfalls von den Wenden, den Kol bedeutet in der Sprache dieser blinden Heiden einen Pfahlrost und „Kolne" ein Haus, welches auf einem solchen Pfahlrost erbaut ist. Köln aber liegt auf dem linken Spreeufer in Sumpf und Morast, und fast alle Häuser dort stehen auf Pfählen. Zwar haben der Gelehrten etliche solche Etimologiam oder Ableitung verwerfen wollen. Es haben ihrer viele gesagt: der Name Köln komme von dem lateinischen

Worte colonia, und wolle sagen, daß die Stadt gegründet und benamset worden sei von einer niederländischen Colonie. Sie führen für ihre Behauptung zweierlei an: erstlich die Stadt Köln am Rhein, so eine römische Colonie gewesen und Colonia Agrippina geheißen haben; zweitens aber zählen sie die Namen derjenigen holländischen Geschlechter auf, die noch heute zu Köln oder Berlin floriren, als da sind: Grävelhout, Brügghe, Assegraap, Krenecvout, Ryke, Haydike u. a. m. Was aber das Erste betrifft, so ist das wohl ein sehr schwacher Beweis, und was das Zweite angeht so wissen wir aus den Rykeschen Familienschriften, daß Berlin und Köln schon ganz stattliche Orte waren, als unsere Väter vom Niederland her hier einwanderten. Auch wäre es seltsam, wenn mitten im wendischen Lande, Köln und Berlin allein nicht wendische Namen hätten. Alle Orte ringsum sind wendisch genannt, als: Brennibor *) oder Brandenburg, welches eine Schutzwehr des Waldes bedeutet; Potzdupimi **) oder Potsdam, zu deutsch das Eichendorf; Köpnick ***) das Dorf am Graben; Glienick †), an der Lehmgrube; Brietz ††), das Birkendorf; Buckow †††) das Buchendorf; Lietzen †*), das Buschdorf; Spandau kommt von dem wendischen Wort „spanjah" (schlafen) und bedeutet einen Ort der Ruhe; Pankow hat seinen Namen von Panke, welches eine Haselnußschaale bedeutet; Strahlow von strala, der Pfeil. Wenn nun fast alle Orte in der Umgegend Berlins ihren Namen aus dem Wendischen haben, so ist wohl anzunehmen, daß die wendische Ableitung der Namen Berlin und Köln der richtige sei. Andere Gelehrte wollen den Namen Berlin aus dem lateinischen Worte „berlia" ableiten, welches ein Weideland bedeutet, oder auch von briolium oder perivolium wie man einen Thiergarten im Lateinischen zu nennen pflegt. Aber keiner dieser Herren hat vermocht etwas Stichhaltiges für seine Behauptung aufzubringen. Endlich sind in neuester Zeit noch etliche da ge-

---

*) Brenny heißt wendisch Schutzwehr, Bor, der Wald, Brennibor also Waldburg.

**) Das Wort ist zusammengesetzt aus der Präposition Po unter und Dupimi, Dat. plur. von Dup die Eiche, also „unter den Eichen."

***) Kopam der Graben;

†) Glienick, Lehmgrube;

††) Briese die Birke;

†††) Buck die Buche;

†*) Lis der Busch.

wesen, so gewollt haben, daß Berlin seinen Namen hätte von Alberto Urso, von Markgraf Albrecht dem Bären, der die Stadt gegründet und einen Bären in seinem Wappen geführt haben soll. Solche Behauptung haben sie unterstützen wollen durch das Berlinische Wappen, welches einen schwarzen Bären zeigt. Aber es ist dem nicht also. Markgraf Albrecht wird zwar von denen Chronisten häufig Albertus ursus, der Bär genannt, doch nur weil er tapfer wie der Bär seine Feinde bekämpfte. In seinem Wappen aber führte er keinen Bären, sondern einen Adler und den Ballenstädtischen Balken. Auch hat Markgraf Albrecht Berlin nicht gegründet, denn lange bevor er florirte lagen diese beiden Orte am linken und rechten Ufer der Spree. Auch zu Städten hat er die Orte nicht gemacht, sondern solches ist geschehen noch zu Lebzeiten unserer Väter unter den Markgrafen Johann I. und Otto III., den Söhnen Markgraf Albrechts II., welche bis zum Jahre des Heil's 1258 gemeinschaftlich löblich regierten, darnach aber im Jahre 1266 und 1267 selig im Herrn verstorben sind. Das Berlinische Wappen zeigte bis vor kurzer Zeit auch nicht den Bären, sondern den rothen brandenburgischen Adler im weißen Felde, mit zwei schwarzen Bären als Schildhaltern. Nach alle Dem dürfte es wohl so ziemlich gewiß sein, daß die beiden alten wendischen Orte Cöln und Berlin unter Markgraf Albrecht II. so anno 1202 zum Regiment gekommen, bedeutender wurden und unter dieses Fürsten oberwähnten Söhnen sich zu Städten erhuben, denn von da an werden Berlin und Cöln mehrfach in Urkunden als Städte aufgeführt. 1237 unterschrieb Simon, Pfarrer zu Cöln, als Zeuge, den Vergleich der Markgrafen mit dem Bischofe von Brandenburg über den geistlichen Zehnten und einige Jahre später wurde den neu gegründeten Städten Prenzlau und Frankfurt a. d. O. städtische Rechte und Freiheiten verliehen mit folgenden Worten: „Sie sollen haben in unserm ganzen Lande die nämliche Freiheit wie die von Brandenburg und die von Berlin.“ Damals also war Berlin schon eine Stadt, deren Einrichtungen den neuen Städten zum Muster und Vorbild dienen mußten. Uebrigens waren beide Städte damals noch sehr unbedeutend und ward es ihnen sehr schwer sich gegen die umwohnenden streitlustigen Edelleute zu behaupten, die bei dem steigenden Reichthum der Städte stets neue Veranlassungen zu Fehden fanden. Unter den adeligen Familien um Berlin findet man von den ältesten Zeiten an die Rochow, die Itzenplitz, die Putlitz, die Quitzow, die Massow, die

Pannewitz, die Marwitz, die Bredow, die Prittwitz, die Kerkow, die Seidlitz u. m. A. Aus der Zeit, in welcher Berlin und Cöln noch keine Städte waren ist wenig bekannt und unter Dem, was wir wissen, ist Weniges, was ein gewissenhafter Chronist als verbürgte Nachricht einer späteren Zeit überliefern dürfte. Berlin und Cöln werden ziemlich von gleichem Alter sein. Sie lagen rechts und links am Ufer der Spree und waren lange Zeit nur durch eine Bohlenbrücke verbunden, die von dem alten Berlinischen Marktplatz *) über das Gerönne der Spreemühlen nach dem Cölnischen Marktplatze führte. Etwa um die Zeit als beide Orte zugleich mit Mauern befestiget wurden und Stadtrechte erhielten, erscheint in jedem Orte eine Pfarrkirche. In Berlin wurde im Jahr des Heil's 1223 die Pfarrkirche zur St. Nikolai erbaut und am 13ten Sonntage nach Trinitatis eingeweiht. Diese Kirche weihete man dem heiligen Nikolaus, dem heiligen Martin und der heiligen Catharina. Sie stand nahe am Markt und erhielt reiche Donationen und Ablaßbriefe. Wann die Pfarrkirche zu Cöln erbaut, läßt sich nicht genau angeben, doch war sie im Jahre 1237 vorhanden und wurde von dem Markgrafen Johann I. reich begabt. Sie war dem heiligen Petrus geweihet. —"

Als Herr Damian Ryke, Propst zu St. Nikolai, also gelesen, hielt er plötzlich inne, denn ein gewaltiges Getöse wurde laut auf der Klosterstraße und gleich darauf schmetterte eine Trompete in hellen Tönen ihren Gruß.

„Das ist unser gnädiger Herr, der Markgraf," sprach der Ritter Conrad Ryke und erhob sich von seinem Lehnstuhl. Er verließ darauf mit allen Gliedern seiner Familie die Halle, um den Herrn zu empfangen, an des hohen Hauses Schwelle, wie es Sitte und Pflicht des Schloßvoigts. Stattlich schritt der Greis dahin unter den Gewölben und über die kleinen Treppen. Da er von den Seinen gefolgt hinaustrat in den Hof, da war's tiefe Nacht. Unter der Thorfahrt aber standen die markgräflichen Wappen, welche die Wache des Hauses bildeten und hielten sprühende Pechfackeln in ihren Händen, deren rothes Licht die narbigen Gesichter der grimmigen Kriegsgesellen seltsam beleuchtete. Mit lauter Stimme befahl Herr Conrad Ryke, die Sperrbalken

*) Der älteste Berlinische Marktplatz ist der Molkenmarkt, dort war das älteste Rathhaus, in seiner Nähe die Nikolaikirche die älteste Berlinische Kirche, dann erst kam der Neuemarkt und die Marienkirche. Vom Molkenmarkt führte an der Stelle des heutigen Mühlendamms früher die einzige Brücke nach Köln.



und die Hemmketten wegzuziehen, mit denen das, mit Eisen beschlagene, Thor der markgräflichen Pfalz verschlossen war. Das Rasseln der Ketten mischte sich mit den Tönen der Trompete, die Einlaß heischend draußen schmetterte. Endlich wurden die Thorflügel aufgezogen und der Hufschlag schwerer kriegsgerüsteter Rosse dröhnte auf dem Pflaster des Hofes. An 20 Geharnischte ritten ein und stellten sich schweigend auf in langer Linie, während die Trompete vor dem Thore noch immer nicht schwieg. Endlich tönte draußen der Ruf „Lange lebe der Markgraf, unser Herr" und durch die Thorhallen trabte auf einem schwarzbraunen edlen Pferde Herr Otto von Bayern, Markgraf von Brandenburg und des heiligen römischen Reich's Erzkämmerer und Churfürst. Hinter ihm kamen zwei oder drei vom Kopf bis zu Fuß gerüstete Ritter, deren Einer das Banner des Markgrafen trug. Conrad Ryke trat an das Roß seines Fürsten und hielt ihm den Steigbügel, während derselbe sich langsam aus dem Sattel schwang. Der Churfürst war ein Mann von kaum 30 Jahren, gutmüthig von Angesicht und stark bei Leibe. Als er vom Pferde gestiegen, dehnte er erst gar behaglich die Glieder, die ihm steif geworden sein mochten vom langen Ritt, dann sprach er langsam und gedehnt: „Gott grüß Euch, Ritter Ryke! stand's gut in Eurem Hause, seit wir uns nicht gesehen!" „Seid willkommen, gnädiger Fürst und Herr in Eurem Hause," antwortete der greise Schloßvoigt, „und gut ist's allerwegen, wie es Gott gefällt." Jetzt trat der geistliche Herr Damian vor mit salbungsvollem Spruch: „der Herr segne Euren Eingang, gnädiger Fürst!" „Ich danke Euch, hochwürdiger Propst! doch laßt uns nun auch den Eingang, denn wir sind hungrig, durstig und überaus müde vom langen Ritt." Da trat Herr Conrad Ryke voran und führte den Markgrafen in die für ihn bereiteten Gemächer. Er selber aber folgte ihm, im Vorbeigehen die Frauenzimmer in jener galanten Weise begrüßend, wie sie im Süden Deutschlands schon lange heimisch war, aber noch nicht in den Marken. Während nun Herr Conrad Ryke und sein geistlicher Sohn den Markgrafen in seine Gemächer geleiteten und für ihres Herrn Leibesnahrung und Nothdurft und Bequemlichkeit nach Kräften sorgten, suchten die Frauen ihr Nachtlager. Die verwittwete Frau von Uttenhofen und Fräulein Cordula wären wenig erbaut von den feinen Manieren und leichten Worten des Fürsten. Fräulein Agnes meinte: Sie sollten nicht allzu streng urtheilen, dieweil sie gehört habe, daß gerade solche Manieren und galanten Worte eine

Sitte seien im Reich bei Hoch und Niedrig. Die beiden jüngsten Fräulein, Margaretha und Richenza, schwiegen ganz still; aber sie sahen sich mit Blicken an, welche deutlich genug verriethen, daß ihnen das gerade an dem Markgrafen am besten gefallen, was die andern so scharf tadelten.

So still aber auch die beiden Fräulein in Gegenwart der andern waren, so eifrig plauderten beide mit einander als sie sich in die Einsamkeit ihres gemeinschaftlichen Schlafkämmerleins zurückgezogen hatten. „Und so gefällt mir der Herr Markgraf eben," sprach Jungfrau Richenza Ryke, die reiche Fülle ihres dunkelblonden Haares aufbindend und unter das blüthweiße Linnen der Nachtmütze verbergend. Sie stampfte den kalten Estrich mit dem kleinen Fuße und wiederholte trotzig: „und so gefällt er mir, der Herr Markgraf, es hat doch ein ganz anderes Wesen und Gehaben mit ihm, als mit unseren langweiligen Edelleuten, oder gar den reichen Stadtjunkern, die sich spreizen, und sich brüsten wie die Pfauen, bei denen es aber in Kopf und Herzen eben so kahl und häßlich aussieht, wie bei dem Pfau um die Füße. Was meinst du, Base Margaretha, hat er nicht mich, ganz besonders mich angesehen? Klang's nicht ganz absonderlich gut, als er sprach: hütet eure schönen Augen, Fräulein, daß ihre Flammen nicht gar zu argen Brand anrichten in den Herzen der jungen Ritterslеute! Was meinst du, Margaretha, ob mich der Markgraf lieben könnte?" „Richenza" antwortete Fräulein Margaretha von Uttenhofen fast erschrocken. „Du weißt doch, daß Herr Otto des Kaisers Tochter zu seiner Markgräfin und Gemahlin hat?" Richenza lachte hell auf. Dann sprach sie heiter: „Ach! Base Margaretha, muß es denn immer gleich geheirathet sein? darf man sich nicht mehr lieben ohne Spruch und Seegen des Priesters?"

Fräulein Margaretha senkte das liebliche Köpfchen und antwortete beinahe traurig: „Ob man's darf, das weiß ich nicht, will mich aber oft bedünken als wär's verboten, und das ist's was mich oft im Herzen so tief traurig macht, so traurig, daß ich laut weinen möchte, und daß mir mein Lachen eine schwere Sünde dünkt."

Fräulein Richenza Ryke drehte sich hastig um nach ihrer Base, warf ihren vollen, weichen Arm um den Nacken des Fräuleins und flüsterte dringend: „was sagst du, Gretelein? du liebst auch einen Mann ohne den Segen der Kirche? du liebst ohne daß ich es weiß? du liebst einen Mann, dessen

Namen ich nicht kenne? geschwind, beichte, wer ist es? wie heißt er? wo hast du ihn zuerst gesehen?"

„Liebe Richenza," entgegnete Fräulein Margaretha, halb ernst, halb lächelnd, „verstehe mich nicht unrecht. Wenn du den gnädigen Herrn Markgrafen liebst, oder daran denkst, daß er dich lieben könne, so ist das eine trost- und hoffnungslose Liebe, denn Herr Otto ist ein berühmter Fürst des heiligen Reichs und du bist seines Schloßvoigts Tochter. Aber wenn das auch nicht wäre, so ist er ein verheiratheter Mann, und seine Liebe zu dir, oder deine zu ihm wäre eitel Sünde und Thorheit. Ich aber bin in keinem gleichen, kaum in einem ähnlichen Falle. Der Mann, der mein Herz und meine Liebe hat, ist unbeweibt und meines Standes."

Fräulein Richenza lachte ausgelassen und spottete: Ach! schöne Base, du sprichst ja heut beinah so fromm wie meine Schwester Cordula, beinah so streng, wie deine Mutter, beinah so verständig, wie meine Schwester Agnes und ganz so salbungsvoll, wie unser Oheim Damian. Ach, Base Margaretha! ich habe große Furcht vor dir, so große Furcht, daß ich es kaum wage, dich zu bitten, mir den Namen des unbeweibten Edelmanns zu nennen, den du liebst!"

Ein helles Roth schamhafter Verlegenheit färbte das liebliche Antlitz des Fräuleins von Uttenhofen und mit niedergeschlagenen Augen flüsterte sie: „Nun wenn ich dir seinen Namen doch nennen muß, er heißt Hans."

„Hans? Hans?" wiederholte Richenza eifrig. „Der Hansen giebt es viele, welchen Hans magst du meinen? Ist es Hans von Kröcher, den wir neulich in Stralau sahen? doch, der hat ja längst eine Frau. Der alten Prittwitz jüngster Sohn heißt auch Hans, doch den kannst du nicht meinen, den langen blassen Jungen mit den blöden Augen. Ist's Hans von Lindau? sag, der könnt es sein. Du schüttelst, also auch der nicht. Du wirst dich doch nicht mit einem von den Stadtjunkern eingelassen haben? sprich: Nein! zu deiner Ehre, Gretchen. Also wirklich keiner aus der Stadt? sag mir sein Geschlecht, Base, ich werd' es nimmer rathen."

Fräulein Margaretha von Uttenhofen spielte mit den Bändern ihres Nachtgewandes, antwortete nicht geradezu der Frage ihrer Base, blickte verlegen zur Seite und sprach: „auf St. Michaelstag wird's jährig, daß wir auf Potsdam waren."

Kaum hatte das verschämte Mädchen so weit gesprochen, da sprang Richenza in die Hände klatschend im Kämmerlein umher und lachte und rief: „Sprich nicht weiter, Base, sprich nicht weiter, du brauchst nichts mehr zu sagen, denn ich weiß Alles. Der dicke Hans von Rochow auf Gollnow ist dein herzallerliebster Schatz. O! und ich konnte das wohl wissen, denn ich hab' es ja geseh'n, wie er dir gar so zärtlich die Hand gedrückt beim Abschied, und nun begreif ich auch, was der stattliche dicke Herr so oft zu thun hat in Berlin, und warum er allmonatlich ein paar Mal wichtige Dinge zu besprechen hat mit unserm Großvater. Wo hab' ich nur meine Augen gehabt? denn jetzt besinn ich mich, daß Base Margaretha stets was zu schaffen hatte in der Halle, wenn Herr Hans von Rochow sein Rößlein gebunden an den Ring der Pforte draußen. Siehst du, Gretchen, ein Jahr lang beinah hast du eine Liebschaft gehabt, und hast mir nichts gesagt, derweilen ich den gnädigen Herrn Markgrafen kaum eine Stunde liebte, als ich dir schon mein ganz Geheimniß anvertraute. Aber laß gut sein, Gretchen! ich bin dir nicht böse, ich gönne dir deinen Hans, denn offen eingestanden, er gefällt mir nicht sehr, er ist mir zu dick und unbeweglich. Wenn ich ihn sehe, muß ich an die alten riesenhaften Eichen denken, hinter denen seine alte, finstere Burg in Potsdam liegt. Nein, wenn ich mir einen Schatz wähle, so muß er schlank sein und galant, heiter und prächtig, gerade wie mein gnädiger Herr, der Markgraf."

„Ich versichere dich, Richenza," unterbrach Margaretha eifrig, ich versichere dich, daß Herr Hans von Rochow ein sehr heiterer Mann ist, lustigen Schwänken und galanten Reden gar nicht abgeneigt, und Geschichten weiß er zu erzählen, von seinem Kreuzzug in's gelobte Land, von seinen Fahrten in Welschland und im Reich; Richenza, ich könnte Tage lang sitzen und ihm zuhören!"

„Das kannst du ja haben, wenn du ihn heirathest," versetzte Richenza ziemlich kühl, „aber ein für alle Mal, mir könnte solch' ein Mann nimmer gefallen, er ist gar zu dick und groß."

„Der Geschmack ist verschieden," meinte Margaretha, etwas verletzt durch den Tadel, der ihren Geliebten traf.

Richenza kümmerte sich wenig um die Empfindlichkeit ihrer Base, die den Geliebten vertheidigend fortfuhr: „ich meine, Frauen und Mädchen sollen schlank, zart und zierlich sein; groß und stark will ich den Mann." Bis tief

in die Nacht hinein plauderten also die beiden jungen Fräulein miteinander. Und als am Morgen die Sonne aufging über Berlin und Cöln und der übrigen Welt, da mußte die scharfe Stimme der verwittweten Frau von Uttenhofen, Tochter und Brudertochter zweimal an's Aufstehen mahnen und wurden die säumigen Dirnen mit ihrem Anzuge gerade erst fertig, als die Bürgermeister und Rathmänner von Berlin und Cöln das hohe Haus wieder verließen, nachdem sie gnädiges Gehör gehabt bei ihrem Herrn, dem Churfürsten. Um dieselbige Zeit als Margaretha und ihre Base Richenza ihr Morgensüpplein speisten ward der Schloßvoigt, Ritter Conrad Ryke, in das Gemach seines gnädigen Herrn beschieden. Als Conrad Ryke in das Kloset des Landesherrn trat, war dieser in halbsitzender Stellung auf dem Bett, in dem er die Nacht geschlafen. Seine Bekleidung bestand aus einem Schlafrock von violetten Sammet. Gähnend streckte er dem Ritter die Hand entgegen, schaute ihn freundlich an und sprach. „Guten Morgen, Ritter! grüß euch Gott zu diesem Tage! dort der Kanzler weiß ein Pergament nicht zu finden, helft ihm suchen, denn ihr wißt ja schier Alles in diesem Hause." Der Fürst schwieg, und lehnte sich mit sichtlichem Behagen zurück in die weichen Kissen. Denn war Herr Otto von Bayern auch ein streitbarer Held im Felde, ein galanter Kavalier bei den Frauen und ein kluger Herr im Rathe, so ging ihm doch eins über Staatskunst, Frauengunst und Kriegsruhm, das aber war seine Bequemlichkeit. Und darum nannten ihn seine Feinde und Neider im Lande spöttisch: Markgraf Otto den Faulen. Bei dem Gebote des Landesherrn hatte sich Herr Conrad Ryke verbeugt. Des Churfürsten Kanzler aber, der mit gelehrter Schreiberei beschäftigt, an einem Nebentischlein gesessen, hatte sich erhoben, war zu dem Schloßvoigt getreten und theilte ihm nun halb leise mit: der gnädige Herr wünsche eine Mönchenschrift über ein seltsames Ereigniß, so sich zugetragen unter Markgraf Waldemar dem Großen in diesem selbigen hohen Hause. Herr Conrad Ryke hatte aufmerksam zugehört und er antwortete alsobald: „befiehlt unser gnädige Herr die Mönchenschrift über den Kriegsmeister Gerhardum, so werde ich dieselbe sofort bringen!"

„Das ist's, was wir brauchen," rief Markgraf Otto. Der Ritter aber ging und kehrte nach kurzer Weile mit einem Pergament zurück, welches er dem Cancellarius überreichte. „Setzt euch, Ritter Ryke! ich seh es nicht gern,

wenn christliche Menschen allzu lange in dem unbequemen Zustande des Stehens verharren, setzt euch! Und ihr, Kanzler, setzt euch auch und leset mir die Mönchenschrift Wort für Wort getreulich vor!"

Der Kanzler, ein langes, dünnes, schwarz gekleidetes Männlein, gehorchte dem Befehl seines Herrn und las mit scharfer Stimme, wie folgt: „Zur selbigen Zeit, da Herr Waldemar Markgraf gewesen und unser hochgebietender Fürst und Herr im Lande Brandenburg, hat sich zugetragen folgende sonst wundersame Historia, welche ich, wie das einem getreulichen Chronisten ziemlich, hier unten aufgeschrieben habe mit merklichem Fleiß und sonderbarer Mühe. Gedachter, unser Fürst und Herr, Waldemarus, schon von seinen Zeitgenossen der Große zugenannt; jedoch solches mehr wegen seiner Kriegestapferkeit und anderer Qualitäten seines Geistes, als wegen der Größe seines Leibes, hat unter seinem Kriegsvolke einen Welschen gehabt, Namens Gerardo, so ein fürtrefflicher Kriegsbaumeister gewesen. Von diesem nur eben gedachten Meister Gerardo, wie man ihn ordinär nannte, konnte man leichtlich dasselbe behaupten, was die heilige Schrift im Evangelio sagt, nämlich: niemand wußte von wannen er kam, und wohin er fuhr. Wenn man nun auch nicht allerlei lästerliche Dinge glauben will, so Herrn Waldemari Kriegsvolk dem Meister Gerardo afterredete, sintemalen die Kriegsknechte insgemein ein loses Maul führen, lügen, lästern und fluchen weit mehr als ihrem geistigen und leiblichen Wohl zuträglich, so läßt es sich doch auch nicht hinweg disputiren, daß mehrfach gedachter Meister Gerardo, welcher astrologiam, alchimiam, magiam utramque und andere geheime Wissenschaft mit großer Mühseligkeit traktirte, auch einen unziemlichen Umgang gepflogen mit denen Geistern und daemonibus, welche ihm denn auch am Letzten einen Ausgang bereitet haben, vor welchem ähnlichen unser Herr Gott und seine lieben Heiligen ehrlicher Christenleute Kinder nach seiner Gnade bewahren möge, ewiglich, Amen! Zu seiner Zeit werde ich von dem erschrecklichen Ende des Meisters Gerardo weitläuftiger berichten. Einstmals geschah es, daß Herr Waldemarus, als er Hof hielt in seiner Stadt Berlin, ein ehrlich Bauquetiren veranstaltete in seiner neuen Pfalz auf der Klosterstraße, so das hohe Haus genannt wird. Da waren um ihn versammelt die streitbaren Herrn von Adel, als da sind, der zornmüthige Herr Busso von Bossi, der alte, stolze Herr Hans von Krecher, die zwei Brüder von Bredow, so als ganz oben auf Leindin gesessen waren, der lange Fritze von

von Boß, die von Rochow, Henrich und Wilhelm zween Brüder, der dicke Putlitz, die Alvensleben und die Bartenstein und sonst noch viele von der beschlossenen und nicht beschlossenen Ritterschaft der drei Marken. Es waren aber auch allda zugegen, gar viele von denen Patriciis zu Berlin und Cöln, welche Gemeinden dazumal gerade ob eines Schosses und der Orbede mit einander zerfallen waren, aus welcher Zwietracht mancherlei Unheil hervorging für beide Städte. Herr Waldemarus aber gedachte beide in freundlicher Weise zu versühnen, und arbeitete gar trefflich bei beiden, daß sie sich vertragen möchten in Bälde. Die Edelleute und auch die Patricii hatten mit sich gebracht auf Herrn Waldemari Mahnung ihr ganzes Frauenzimmer, stattlich gezieret mit Ketten, Ringen und Spangen, und köstlich anzuschauen in dem feinen Linnen und Seiden seiner Kleidung, wie denn absonderlich das berlinische Frauenzimmer von Alters her gewußt hat, sich wohl zu kleiden, und weit berühmt war auch in fernen Landen ob seiner Schönheit. Herr Waldemarus war gar fürstlich anzuschauen, als er mit dem schönsten Jungfräulein den Reigen eröffnete und ihm in langer glänzender Reihe die Herrn von Adel sammt denen Patriciis folgten. Als sie sich nun auf sothane Weise eine gute Weile erlustiret hatten mit dem Tanze, welcher mit Nichten eine Sünde ist, wie so manche heilige und profane Scribenten haben statuiren wollen, da doch der fromme König David selbst, so ein Heiliger in dem alten Testamente, vor der Bundeslade getanzt hat, wurde plötzlich ein Zeichen mit denen Pauken gegeben und die ganze Gesellschaft zog in gehöriger, anständiger Ordnung in den Gelaggaden, allwo ein kostbarer Abendimbiß aufgetragen war. Der edle Herr Heinz von Itzenplitz, so damals Hochfürstlicher Gnaden Marschall gewesen, ordnete jeden seinem Range gemäß. Oben an der Tafel saß der Markgraf selbst, zu seiner Rechten aber die Herrn von Adel und die Patricii; zu seiner Linken das Frauenzimmer nach Geschlecht und Alter. Alle haben nun den Speisen und auch den Getränken wacker zugesprochen, um der markgräflichen Küche und den Keller die gebührende Ehre anzuthun. Und allemal, wenn Herr Waldemarus auf die Gesundheit getrunken, von einer der schönen geputzten Frauen oder Jungfrauen, so haben es die Trompeter von den markgräflichen Geharnischen hinausgeblasen auf die Klosterstraße mit solcher Gewalt, daß sie es zu Cöln haben hören müssen, jenseits des Wassers. Nun ist Meister Gerardo auch mit dabei gewesen

unter den Gästen an der Tafel und war mit seinem stillen, scheuen Wesen ziemlich wundersam anzuschauen, mitten unter den lustigen, spaßhaften Herrn von Adel und deren Patriciis, so in ihrer Art Scherz und Kurzweil trieben unter sich und mit dem Frauenzimmer. Hat auch Meister Gerardo kein Sterbenswörtlein verlauten lassen an seine Nachbaren, welche schier unwillig werden wollten auf den guten Herrn Heinz von Itzenplitz, daß er ihnen eine solche Nachbarschaft gegeben. Wie nun Meister Gerardo also stille gesessen während der ganzen Mahlzeit, zuweilen nur an seinen vollen Becher gekostet, dann aber mit viel seltsamlichen Geberden lange Zeit hineingestarrt in den funkelnden Wein, anstatt ihn frisch und fröhlich auszutrinken, wie ein anderer ehrlicher Christenmensch mit der edelen Gottesgabe thut schon aus Dankbarkeit gegen den Geber derselben, da bemerkte das endlich Herr Busso von Voss, welches ein kriegerischer Herr von derber Rittersitte gewesen. Der konnte es fürnämlich nicht leiden, wenn Einer absonderlich sein wollte und nicht mittrinken, wo er trank und er rief mit lauter Stimme, davor das Frauenzimmer schier erschrecken wollte, über die Tafel hin: „was ficht euch an, Meister Gerardo, was trinkt ihr nicht von diesem guten Wein? thut mir Bescheid auf einen vollen Becher!" Als der ritterliche Herr solches gesprochen, leerte er seinen großen, silbernen Pokal bis auf den Grund, Meister Gerardo aber erhob sich, neigte sein Haupt sittig und that also tapfer aus dem Vollen Bescheid. Da lachte der lange Fritze von Rohr und meinte: der Meister Gerardo da, sei ein gelehriger Schülerknabe und einen besseren Lehrherrn in der edelen Kunst des Trinkens könnt' er nicht gefunden haben im ganzen heiligen römischen Reich, denn Herrn Busso von Voss. Ueber welche Rede die von Berlin und Cöln unmäßig lachten, denn der lange Fritze von Rohr war bei ihnen ausnehmend beliebt, weil er ein gar lustiger und spaßiger Herr war, überdem wohl erfahren in allen Dingen und sie schon zweimal mit dem Markgrafen vertragen hatte, da solches keinem Andern hatte gelingen wollen. Als aber der Markgraf Herr Waldemarus solches berlinisches und kölnisches Gelächter vernahm, forschte er eifrig nach der Ursache, welche ihm denn auch der alte stolze Herr Hans von Kröcher in aller Kürze mittheilte. Da war seine Freude und Ergötzlichkeit fast stark, dann aber rief er dem Meister Gerardo zu: „Mann, nun redet doch auch einmal ein Wort darein, wißt doch gar tüchtig mitzusprechen beim Ziel, warum nicht

auch beim Spiel. Ihr habt so manches feste Schloß sinken machen, wollet doch nun auch hier manch' einen festen Trinker sinken machen, auf daß wir erkennen, wie man in Welschland seinen Wirth ehrt."

Als Herr Waldemarus also gesprochen in Schimpf und Scherz, erhob sich Meister Gerardo hastig von seinem Sessel. Da war sein Angesicht wie das Angesicht eines Todten, bleich und schier schrecklich anzuschauen, und mit dumpfer Stimme sprach er also: „Sofern ihr es verlanget, Herr und Fürst, so will ich euch künden, was sich begeben wird in den späten und den spätesten Zeiten mit diesem Hause, in dem wir Alle jetzt versammelt sind!"

Die Herren an der Tafel aber schwiegen, und fast Allen, absonderlich dem Frauenzimmer, kam ein Entsetzen an über solch' freventliche Reden, daß sich ein Mensch anmaßt, die Zukunft zu wissen, da solche Wissenschaft doch nur allein der allmächtige Gott haben kann und nicht wir armseligen sündigen Menschenkinder, und das ist zu unserm rechten Vortheil. Herr Waldemarus aber, welcher schon fast sehr getrunken hatte, rief mit lauter Stimme: „Redet Meister Gerardo!" und ließ sich seinen Goldpokal mit dem Brandenburgischen Wappen noch einmal füllen. Da erhub der Meister Gerardo seine Stimme so gewaltig, daß sie tönend von den Gewölben widerklang, und daß das Fauenzimmer die Herren von Adel und die Patricii vor Entsetzen fest umfaßte. Was aber Meister Gerardo sprach, das lautete also: „Siehe, ich sehe den Tag, da werden die von Berlin und Cöln sich heraufdrängen in hellen Haufen in beiden, der Georgenstraße wie der Klosterstraße, und werden in Gott verfluchtem Aufruhr bedräuen die Pfalz ihres Fürsten, darinnen an dessen Statt Einer von Adel gesessen als des Markgrafen Voigt über Berlin und Cöln. Weiter sehe ich einen Tag, wo Fürsten einziehen in dieses Haus, doch sie sind nicht eures erlauchten Namens Herr Waldemar, schwer ruht ihre Hand auf den Städten Berlin und Cöln, so manches trotzige Haupt seh' ich in den Sand des Richtplatzes rollen; aber frohlocket nicht, ihr stolzen Herrn von Adel, nicht die Führer der Städte allein, auch ihr verfallet dem Henker, eure starken Burgen seh' ich brechen und eure festen Thüren seh' ich fallen unter dem Donner wundersamer Wurfgeschosse und die neuen streitbaren Fürsten setzen ihren erzenen Fuß fest auf den Nacken eurer Söhne. Und wiederum sehe ich einen Tag, da thun die von Berlin und Cöln Frohndienste bei dem Bau einer starken Veste zu Cöln gelegen, dicht am Ufer der Spree.

Hier in dieser Pfalz aber sitzt ein stolzer Ritter aus dem Reich, der kein Herz hat zu dem märkischen Volke und das Volk im Gleichen kein Vertrauen zu ihm der giebt fest und stolz seine Befehle und die märkischen Männer hassen ihn; aber je mehr ihn die Männer hassen, desto mehr lieben ihn die Frauen und die Jungfrauen, denn er und seine edlen Knechte, sie haben ein feines und gewandtes Wesen, das den Frauen annehmlicher dünkt, als die rauhe Art der Männer in den Marken. Abermals sah ich den Tag, da kümmert sich Niemand um diese Pfalz, hoch ragend aber steht ein mächtig Schloß zu Ende einer Brücke und die ganze große Stadt ringsum, sie heißt Berlin. Der schon erwähnten stolzen Fürsten stolz're Enkel ziehen prächtig geschmückt einher mit Purpurmantel und Königskrone, mit Scepter und mit Schwert. Sie nennen sich auch nicht mehr Markgrafen in Brandenburg, sondern sie führen einen Namen, der über alle Namen ist in jener Zeit. Letzlich tritt ein Tag vor meine Seele, ich kenne die Stadt nicht mehr, und doch ist es Berlin. Es ist in das Ungeheure gewachsen, Gassen sind darin, viel breiter denn unsere breitesten Heerstraßen, hohe Häuser, prächtige Paläste, Kuppeln und Kirchen mit Bildwerk, und Standbilder zieren die Plätze, und ein Volk durchwogt die Straßen gar seltsam angethan. Die Krieger des Landes aber sie tragen allesammt Kleider nach einem Maaß, ein schwarzer Adler ist das Zeichen ihrer Fahnen, Donner und Blitz trägt ihre Waffe. Der Adel des Landes er stolzirt nicht mehr einher auf hohem Roß, sondern er rollt dahin auf Streitwagen von Rossen gezogen, gleich dem Helden im alten Sängerbuche des Homeros, seine Diener stehen hinter ihm und der Wagenlenker vor ihm schwingt die Geißel, anzutreiben das Doppelgespann. Hier in der fürstlichen Pfalz aber da hausen Künstler, Söhne dieser Marken und meißeln liebliche Statuen, und die Meister gehen umher, Rath ertheilend, lehrend und bessernd und so schaffen sie Gebilde der Kunst, so lebendig, daß selbst Italia nichts vermag aufzuweisen, was ihnen gleich käme an Künstlichkeit und Wahrheit. Die Gestalten verschwimmen vor meinem Geist, die hohen Könige tauchen nur zuweilen auf im besonderen Glanze, immer herrlicher geschmückt erscheinen sie, und Kronen tragen sie in ihren Händen, die sie ringsum austheilen. Nun, Alles verloschen, Alles vorbei!"

Als Meister Gerardo also gesprochen hatte sank er erschöpft wieder in seinen Sessel und sein Anblick gemahnte an den eines Sterbenden. Die

Gäste an der fürstlichen Tafel aber schauten, sonderbar ergriffen von den Worten des welschen Meisters, vor sich nieder. Es war eine Stille im Saal, so drückend und beengend auf den Gästen lastete. Herr Waldemarus erholte sich zuerst. Er erhub seinen Becher und rief mit der eisernen Stimme, so man im Schlachtgetümmel durch alles Tosen erklingen zu hören gewohnt war, „stoßt an, meine edelen Gäste, was Meister Gerardo gekündet von zukünftigen Tagen, ist eitel Gutes und Schönes von dem lieben Lande Brandenburg. Also wohl auf, meine Getreuen! Brandenburg über Alles, alle Zeit!“ das riefen die Ritter und Edelen im Saale noch mit lauter Stimme, und es klang, daß die Gewölbe dröhnten: „Brandenburg über Alles, alle Zeit!“ Die alte Fröhlichkeit und die alte Lust wurden nun auch laut wiederum und hatte Niemand sonderlich Acht, daß Meister Gerardo sich in aller Stille ohne Gruß und Abschied davonschlich. Also hatte das Banquet in der Pfalz auf der Klosterstraße seinen Verlauf. Mit dem Tode des oft gedachten Meisters Gerardo hatte es aber folgende höchst curiöse Bewandniß und ist sein Tod wohl eigends dazu gemacht, daß sich andere Menschenkinder sollen ein absonderlich Beispiel und Exempel daran nehmen. Es ist ein gefährlich Ding, das Umgehen mit denen Geistern und es ist sündlich, zu forschen nach Dingen die unser Herr Gott zu wissen uns nicht gesetzt hat.

Am Montag nach Palmarum in der heiligen Leidenswoche unseres Herrn und Seligmachers ist Meister Gerardo gekommen mit 13 Pferden gen Berlin und hat sein Quartier genommen in der fürstlichen Pfalz, allwo ihm auf Befehl des Markgrafen immer einige Gemächer bereitet waren, so bei Leibes- und Lebensstrafe, außer ihm kein Christenmensch betreten durfte. Es war dunkel geworden und die so ihr Weg durch die Klosterstraße führte an jenem Abend sahen ein helles Licht schimmern aus denen Fenstern, so zu dem Gemach führten, allwo der welsche Meister sein Quartier hatte. Die reisigen Leute, welche die Thüren der Pfalz eifrig bewachten, wollten auch seltsame Stimmen vernommen haben, fast schauerlich anzuhören. Gegen die Mitternachtsstunde aber begab es sich, daß all die reisigen Knechte ein furchtbares Getöse vernahmen, welches an Gewalt so zunahm, daß sich männiglich davor entsetzte. Darauf begann es in den Gemächern des Meisters Gerardo entsetzlich zu rumoren und der welsche Meister schrie gar jämmerlich um Hülfe. Der Kriegsknechte aber wagte es Keiner hinauf zu gehen, welches auch höchst

freventlich und vermessen gewesen wäre, sondern sie beteten alle den Rosenkranz. Als das Lärmen und Hülfeschreien gegen eine Stunde angehalten ward endlich auf einmal eine solche Todtenstille in der ganzen Pfalz, daß man das Niederfallen eines Strohhalmes hätte vernehmen können. Die Kriegesleute aber waren dermaßen in Furcht und Schrecken gesetzet, daß sie es nicht wagten, die Wachtstube zu verlassen, bevor es heller Tag geworden. Am Morgen aber gingen sie zu dem hochwürdigen Propst bei St. Nikolai und baten ihn demüthig, solch seltsames Ding geistlich zu untersuchen. Hierin haben die Kriegsknechte, so sonst oft ein gar roh, unwissend und gottloses Volk ist, ausnehmend verständig gehandelt, denn was ist eine Lanze, oder auch eine Kolbe, nützlich gegen feindliche Mächte, so nur mit geistlichen Waffen können bestritten und besieget werden. Der hochwürdige Propst zu St. Nikolai berief zu sich seine Diakoni und der Frömmsten Etliche aus seiner Gemeinde. Darnach aber begab er sich mit seinen Meßnern und Knaben und diesen Beiständen in die fürstliche Residenz auf der Klosterstraße. Unter Absingung der eigends zu solchem Werk vom heiligen Vater und den Concilien verordneten Litanei gingen sie die Stiege hinauf und stunden alsbald vor der Thür, so in Meister Gerardos Gemach führte. Im Anfang hat Niemand wollen die Thür öffnen und als der Erste eintreten, bis endlich Jochem Granzin, der Altmeister der Raschmachergilde, ein christlicher und frommer Mann, die Thür in Gottes Namen muthig öffnete. Sogleich vermochte keiner der Anwesenden etwas zu sehen, denn ein seltsamer, erstickender und stark nach Schwefel riechender Rauch erfüllte das ganze Gemach. Als sich der böse Dampf nun etwas verzogen hatte traten sie ein, Einer nach dem Andern, der Propst voran und freute sich Jeder still in seinem Herzen, daß er nicht allein war bei solch schauerlichem Anblick. Vermochte auch lange Zeit keiner ein Wort zu sprechen, denn das Entsetzen schnürte ihnen die Kehle zu. Quer vor der Schwelle lag Meister Gerardo am Boden, und als ihn Jochem Granzin aufrichtete, da war er todt, sein Antlitz und seine Hände waren kohlschwarz und sein Haupt fast verbrannt. Das Geräth im Zimmer war gänzlich zerstört und selbst das Getäfel an den Wänden ringsum hatte große Risse und lag in Splittern nieder. Das war ein überaus schrecklicher Anblick. Auf dem Fenstersims waren etliche Rollen Papier gelegen, so mit allerhand wunderlichen Zeichen und Schriften bemalt waren. Ist aber keiner im Stande gewesen selbige zu

deuten, obwohl sich der Geistlichen viele der Mühe unterzogen. In der einen Ecke des Gemachs befand sich in zwei irdenen Töpfen eine große Menge schwarzen Staubes, welchen der hochwürdige Probst sogleich für etwas vom Gottseibeiuns dem Teufel erklärte und Einem der dienenden Chorknaben befahl, sein Weihrauchfäßlein darüber zu schwingen. Im selbigen Augenblick aber, da einige Fünklein in den Topf fielen, geschah ein so furchtbarer Knall, daß alle Anwesenden betäubt zu Boden stürzten. Aus solcher Betäubung weckte sie erst der durchdringende Weheruf des Chorknaben, denn das arme Kind war fast entsetzlich verbrannt am Antlitz und Händen und auch an andern Theilen seines Leibes. Es wird sein Leben lang die Spuren dieser grauenvollen Stunde in seinem Angesichte tragen. Den Körper des Meister Gerardo haben wir an einer abgelegenen Stelle zur Erde bestattet, jedoch nicht in einem geweihten Grabe, wie solches auch nicht zukömmt einem, der mit denen Geistern umgegangen und den der böse Feind, der Satan sichtbarlich zur Hölle hinabgeführt hat. Unser gnädiger Herr der Markgraf hat nachgehends befohlen, die Gemächer des Meisters Gerardo zu schließen, welches auch also bald geschehen, und sie noch bis zu dieser Stunde nicht eröffnet sind. Hat auch derselbige Herr Waldemarus Seelenmessen angeordnet, um zu lösen das unsterbliche Theil des Meisters Gerardo aus den Händen des Erzfeindes, und solche Messen hat Herr Waldemarus christmildest begabet mit fürstlicher Großmuth.

Solches habe ich als Augenzeuge mehrentheis, oder nach glaubhaftem Zeugenbericht sonst, der Wahrheit gemäß hier aufgezeichnet und es der Nachwelt verlassen, damit sie sich daran spiegele. Was aber die Prophezeiung betrifft, die der in seinen Sünden jämmerlich dahin gefahrne Meister Gerardo an jenem Banquette im hohen Hause gethan, so scheint selbige sich fast erfüllen zu wollen, denn Markgraf Heinrich, Herrn Waldemari Bruders Sohn ist, da er jung zu seinen Vätern versammelt ward, als ein Letzter seines Stammes mit Schild und Schwert in der Fürstengruft beigesetzt worden. Brandenburg über Alles, alle Zeit deß walte Gott, Amen! —

Während nun der Schloßvoigt Conrad Ryke seinem gnädigen Herrn dem Markgrafen droben fleißig solche Schrift vorgelesen und sich nachgehends das weitere darüber mit Sr. Gnaden und dessen Kanzler unterhalten, ereigneten sich in den untern Räumen der fürstlichen Pfalz nicht weniger sonderbare Dinge.

War nämlich mit einem Male gar fröhlich und wohlgemuth Herr Hans von Rochow, Ritter, eingeritten und hatte sein prächtiges schwarzes Roß an den eisernen Ring gebunden, der neben der Thür zur Linken war, so in die Wohnung des Schloßvoigts führt.

Man konnte nichts lieblicheres sehn, als das jungfräuliche Erröthen des Fräuleins Margaretha von Uttenhofen, da Herr Hans von Rochow, Ritter, in die Halle trat und sie ebenso derb als anmuthig mit einer halben Verbeugung und einem festen Handschlage begrüßte.

„Gott grüß euch, Jungfrau Margaretha!" lautete der Gruß.

„Und euch viel tausendmal, Ritter Hans!" klang der Gegengruß.

Fräulein Richenza Ryke hielt sich das Tüchlein an den frischen Mund, denn das Lachen kam ihr an über die stattliche, geputzte Figur, die der gute Ritter Hans heute spielte, der sonst so schlicht und einfach stets gewesen. Es hatte aber eine ganz besondere Ursache, daß Herr Hans von Rochow auf Gollnow, Pfandinhaber von Potsdam, Vicelandhauptmann und Ritter heute ein köstliches Wamms trug von amaranthenfarbigem Sammt, das sein Großvater seliger sich angeschafft zum großen Turnier im Rosengarten bei Rostock, wo Waldemar der Große den ersten Dank erstritt. Es hatte seinen besondern Grund, daß Herr von Rochow seinen Scharlachmantel heut trug, seinen versilberten Panzer mit den stahlblauen Arabesken drauf und die goldenen Sporen an den langen Steifstiefeln, über welche die Pumphosen von schwarzem Sammet in weiten Falten niederfielen. Herr Hans von Rochow war ein großer stattlicher Herr von etlichen dreißig Jahren, mit einem runden rothen Gesicht und einem runden, gesegneten Bäuchlein, das ihm aber nicht ganz uneben stand. Als Herr Hans von Rochow seine Dame begrüßt hatte, suchte der etwas blöde Blick seiner kurzsichtigen blauen Augen die Mutter Margaretha's, die alte keifend fromme Wittwe des wohlseligen Ritters von Uttenhofen, aber sein Auge begegnete nur dem schelmischen Blick des lachenden Fräuleins Richenza Ryke, vor ihr schwenkte er jetzt sehr zierlich sein Federbaret und bat mit der Höflichkeit des weitgereisten Mannes: Jungfrau Richenza Ryke auf Rykedorf*) darf ich Euch wohl geziemend bitten, mir ein kurzes Gehör

*) Das heute noch bestehende Dorf Rixdorf bei Berlin wurde von den Ryke's gegründet und nach ihnen benannt. Es fiel nach dem Aussterben der rothen Ryke an die ältere schwarze Linie der Familie.

bei der edeln Frau von Uttenhofen, der Schwester Eures in Gott ruhenden Herrn Vaters zu verschaffen?"

Fräulein Richenza nahm all' ihre Ernsthaftigkeit zusammen, neigte sich anmuthig und sprach: „Ihre gehorsame Dienerin, Herr Ritter, wird sich um so mehr beeilen dero billigen Wunsch zu erfüllen, als sie dadurch den schönen Augenblick zu beschleunigen hoffen darf, in welchem sie Ew. Gestrengen mit dem trauten Namen eines Vetters begrüßen darf!"

Laut lachend sprang das muthwillige Kind zur Thür hinaus und ließ die beiden Liebenden allein in der festlich geschmückten Halle. Wie nun während ihrer Abwesenheit Herr Hans von Rochow, Ritter seine herzallerliebste Margaretha unterhalten, davon wird der Autor nichts verrathen, Leser aber kann errathen was in der Zwischenzeit vorgefallen, wenn er sich ähnlicher Vorkommnisse aus seinem eigenen Leben erinnert, oder hat er das Glück noch so jung zu sein, daß er noch keine Erinnerungen der Art hat, so mag er sich auf unsere Versicherung verlassen, daß er einst erfahren wird, wie sich Liebende in solch' glücklichen Einsamkeiten unterhalten.

Als Fräulein Richenza Ryke wieder zurückkehrte in die Halle, da lachte sie fast noch stärker als da sie dieselbe verließ und machte trotz ihrer Fröhlichkeit die Bemerkung, daß Herr Hans von Rochow recht glücklich aussähe und ihre Base Margaretha zwar sehr roth aber auch nicht unglücklich. „Herr Ritter", rief Fräulein Richenza lachend, „Herr Ritter, was habt Ihr denn für ein seltsam Roß in den Hof geritten, die Knechte stehen alle darum und wollen sterben vor Lachen?"

Der Ritter schaute sehr befremdet das lachende Fräulein an, dann sprach er ernsthaft: „verstehe mich doch sonst nicht schlecht auf Pferde; sollte mich der junge Bursch betrogen haben im Roßhandel, so schneide ich Riemen aus seinem Fell, laß eine Peitsche daraus flechten und haue ihn damit so lange, bis ihm die Haut wieder gewachsen ist! Glücklicherweise weiß ich des jungen Roßkamm's Namen und Wohnung!"

So verliebt Ritter Hans von Rochow in die liebliche Margaretha von Uttenhofen sein mochte, so lag ihm in diesem Augenblick das Roß doch noch mehr im Sinne, denn sein Ruf als erster Pferdekenner in Berlin und Umgegend stand auf dem Spiel.

„Entschuldigt mich, Jungfrau!" bat er Margaretha etwas eilig und

lief, so schnell das ihm seine Wohlbeleibtheit gestatten wollte, zur Thür hinaus, lachend folgte ihm Fräulein Richenza, klug berechnend blieb die liebliche Margaretha zurück. „Ist er betrogen", sprach sie zu sich selbst „so ist's ihm sicher unlieb, wenn ich dabei bin, ist er nicht betrogen, so wird's ihm desto größere Freude machen, mir seinen Triumph zu verkündigen!"

Als Ritter Hans von Rochow und hinter ihm Fräulein Richenza Ryke in den Schloßhof kamen, herrschte dort eine über alle Maaßen heitere Stimmung. Die Wappner des Hauses, die markgräflichen Reisigen und Stalleute, alle standen um das schöne schwarze Roß des gestrengen Ritters und einige lachten so gewaltig, daß sie sich schier die Seiten halten mußten; freilich schwieg Alles fein still, als Herr Hans von Rochow unter sie trat, denn unehrerbietig sprechen litt der ehrenfeste Edelmann nicht, so gut er sonst war, und hatten die brandenburgischen Waffenleute auch harte Köpfe und feste Gliedmaaßen, so war es ihnen doch nicht unbekannt, daß Herr Hans von Rochow auf Gollnow mit einem Faustschlag einen ungarischen Ochsen niederschmettern konnte.

Rund um das Pferd im Kreise schritt Herr von Rochow, prüfte es lange mit Kennerblick, dann wendete er sich zu den Leuten und sprach halb zürnend halb freundlich, denn er meinte seiner Sache gewiß zu sein: „Ja, plagt euch denn der Böse, ihr Narren, daß ihr hier lacht und schreit, wie die Buben bei der Osterjagd, über dieses gute Roß, das gewiß ein Thier ist stark von Brust und Lenden, gesund, fest auf den Füßen und die drei feisten Ochsen reichlich werth, um die ichs erkauft heute Morgen!"

Den alten Rottmeister der markgräflichen Wappner hatte Herr Hans von Rochow besonders im Auge bei seiner Anrede, denn er war manche Meile Weges geritten mit dem mordverbrannten Kerle und hielt ihn für keinen Uneingeweiheten in der mystischen Kunst des Pferdekennens und Handelns, obwohl selbiger nur noch ein Auge hatte, was allerdings groß und feurig genug war. Jetzt erwartete er von dem einäugigen Kriegsknecht eine zustimmende Antwort. Eine Antwort erhielt er auch, aber sie klang viel anders als er sie erwartet hatte. Der alte Kerl trat einen Schritt vor, stützte sich leicht auf den Korb seines Raufdegen's und sprach, bald das Roß, bald den Ritter aus seinem einen Auge anblitzend: „Gutes Roß, gestrenger Herr, hab's lange genug geritten um das sagen zu konnen, gesund, guter Fresser, weiß



das Alles — warum aber haben Ew. Gestrengen den Schimmel mit schwarzer Farbe beschmieren lassen?"

„Schwarze Farbe, was sagt ihr!" schrie der von Rochow, den die Ahnung der Wahrheit plötzlich durchzuckte, der in diesem Augenblick begriff, warum ihm das Roß von Anfang an so bekannt vorgekommen.

Der alte Rottmeister tauchte eine Striegel in einen Eimer Wasser und fuhr damit über den Hals des Pferdes und alsbald ward daselbst ein weißer Streifen sichtbar.

Es war ein schwerer Fluch, der dem Munde des Herrn von Rochow entfuhr bei dieser Operation, der einäugige Rottmeister aber sagte tröstend: Laßt's euch nicht anfechten, edler Herr, aber hütet euch, denn es ist ein alt Sprichwort: wer Pferde kauft muß drei Augen aufmachen und wer auf Freiers Füßen geht, soll nicht handeln um ein Roß."

Herr Hans von Rochow erkannte jetzt, daß er seinen eigenen guten Schimmel um drei feiste Ochsen ertauscht von einem listigen Diebe, der ihn trefflich zu schwärzen verstanden und fühlte sich trotz des treuherzigen Trostes des Rottmeisters nicht wenig gekränkt. „Ja", rief er, „ich weiß ja den Namen des Schuftes und auch seine Wohnung, ihm soll der Roßhandel schlimme Früchte tragen!"

„Mit Verlaub", bat der alte Einäugige jetzt: „wie heißt denn der Kerl und wo wohnt er?"

„Ihr sollt mit gehen", versetzte der Ritter eifrig, er wohnt hier auf der Klosterstraße in dem Hause neben Meier Abraham und heißt Jacob Jacobsohn."

Als der von Rochow das sagte, da konnten sich die Wappner und Stalleute trotz allen Respectes nicht mehr halten, sie lachten hell auf und auch der alte Mensch der Rottmeister lachte ein weniges mit, obwohl er sich rasch faßte und demüthig um Verzeihung bat, da er bemerkte, daß das gute dicke Gesicht des Edelmannes blutroth wurde und die Zornader auf der Stirne gewaltig anschwoll.

„Zürnt den Leuten nicht, daß sie lachen, edler Herr," bat der Rottmeister im Vertrauen auf die Gunst, die ihm Herr von Rochow sonst schon bewiesen, „zürnt ihnen nicht, es sind lauter gute treue Leute, die es an den gehörigen Respect gegen einen von Rochow nirgend werden fehlen lassen, aber es hat

ein feiner Schurke Euer Gestrengen heut so ausbündig betrogen, daß man's wirklich nicht ohne Lachen bedenken kann. Seht, edler Herr, da wo das Haus des Meier Abraham steht, da heißt die Klosterstraße Geck hol*) und da ist sie auch zu Ende und stößt an die Stadtmauer, so daß man halten und umdrehen muß, Meier Abrahams Haus ist das letzte an der Mauer und Jacob Jacobsohn, so heißen dieser Juden viele, daß das gar kein Name mehr ist. So seid ihr, Herr Ritter von dem Schurken mit Namen und Wohnung genarrt!"

Herr Hans von Rochow begriff das ganz gut, er sagte auch kein Wort weiter, sondern er gab sich ruhig in sein Schicksal und befahl dem Rottmeister nur, daß er die abscheuliche schwarze Farbe abspüle von seinem guten alten Schimmel. Der Rottmeister übernahm das gerne, denn die von Rochow zahlten gut jeden Dienst den man ihnen leistete und nahmen nichts umsonst, und ein markgräflicher Rottenmeister bei den Wappnern im hohen Hause war zwar zweifelsohne eine sehr vornehme Person, aber sein Ehrensold in baarem Gelde war sehr gering und gewöhnlich pflegte man ihm denselben schuldig zu bleiben. Zahltage waren oft, gezahlt wurde selten. Herr von Rochow wollte eben, nicht besonders freundlich gestimmt, in die Wohnung des Schloßvoigts zurückkehren, als er auf der Schwelle das lachende Antlitz des Fräuleins Richenza Ryke erblickte; daß die schöne Margaretha von Uttenhofen bei seiner Beschämung gegenwärtig gewesen sein könnte, dieser Gedanke fuhr jetzt wie ein schneidig Schwerdt durch das Herz des armen dicken Edelmannes und sein Gesicht heiterte sich merklich auf, als ihm Richenza der Wahrheit gemäß versicherte, Margaretha habe die Halle nicht verlassen. Sonnenschein lag auf Hans Rochow's gutem Antlitz und durch das kluge Benehmen Margaretha's wäre der tapfere Edelmann gewiß wieder in die beste Laune versetzt worden, wäre nicht eben sein Leibdiener angekommen mit einem Gesicht, das aussah als wäre es nicht lang genug, um all' die bösen Botschaften darauf zu schreiben, deren Ueberbringer der Leibdiener war.

Der Ritter sah seinen Diener mit einem sehr ernsten Blicke an und sein

*) Geck hol d. h. Geck halt! so hieß der Theil der Klosterstraße von der Papenstraße bis zur neuen Friedrichsstraße. Er stieß auf die Stadtmauer und bildete also eine Sackgasse, einen Kehrwieder, einen Burstah (Bauer steh!), hier im derben Humor des Volkes: Geck hol! genannt.

finsteres Gesicht paßte ganz und gar nicht mehr zu den Feierkleidern, die er so prunkend zur Schau trug.

„Gestrenger Herr," begann Jochem mit jener halb ängstlichen halb mürrischen Manier, die dem märkischen Volke in solchen Fällen so eigenthümlich ist; „ihr habt gestern einen schlechten Pferdehandel gemacht!"

„Gestern? bist du toll, Jochem?" schrie der Ritter außer sich, „wenn ich mit den Pferden gestern betrogen bin, so will ich in meinem ganzen Leben um kein Pferd wieder handeln, so wahr!"

„Verschwöret euch nicht, Gestrenger!" rief der Leibdiener.

„Schwöret nicht, edler Herr!" warnte der einäugige Rottmeister und setzte brummend hinzu: „wer auf Freiers Füßen geht soll nicht handeln um ein Roß."

„Nun Rabe, Jochem," rief Herr von Rochow grimmig „'raus, was ist!"

„Ew. Gestrengen sollen in den schwarzen Bären kommen am Molkenmarkt, da sitzen ihre dreie von Bredow, zweie von Briest und zweie von Stechow, die sind alle miteinander fuchswild, denn sie haben alle schlechten Pferdehandel gemacht wie Ihr und hat sie ein schlauer Jude betrogen. Das ist nämlich so zugegangen. Dem von Stechow sind drei prächtige Pferde gestohlen, er kauft sich in der Geschwindigkeit von einem Juden, der auch zur Hand ist, einen starken Klepper und reitet nach der Havel zu und setzt über, weil er Spur hat, wohin man seine Pferde geführt. Kommt zu dem von Bredow steigt ab und klagt ihm sein Leid bei einer Kanne Wein, das fällt dem von Bredow aufs Herz, denn er hat am selben Morgen drei prächtige Pferde spottbillig von einem fremden Roßtäuscher erhandelt, sie gehen hinunter in den Stall und richtig, es sind die Rosse, die dem von Stechow gestohlen. Wie die beiden Herrn an der Stallthür aber noch im besten Schimpfen über den betrüglichen Roßkamm und Dieb sind, kommen die von Briest in den Hof, vernehmen die Geschichte und klagen ihrerseits, daß sie die Spuren eines Juden verfolgen, der ihnen einen trefflichen Klepper und zwei starke Pferde gestohlen — gestrenger Herr Ritter, die zwei starken Pferde habt ihr gestern so billig erhandelt und den Klepper, den die von Briest suchten, den hatte Herr von Stechow eilends gekauft. Die edlen Herren lassen euch bitten in den schwarzen Bären zu kommen und euch mit ihnen in Gesellschaft zu ärgern."

Jochem Rabe der Leibdiener des guten Herrn von Rochow machte

ein sehr betrübtes Gesicht, als er seine Litaney hergebetet und setzte sich in Positur das Hagelwetter von Scheltworten in Empfang zu nehmen, das nunmehr seiner Meinung nach unvermeidlich war. Aber er irrte sich, Herr Hans von Rochow lachte laut und da es wirklich sehr spaßhaft war, wie der pfiffige Jude die adligen Herren betrogen, so lachte das Gesinde und die Wappner mit und endlich lachte sogar Jochem Rabe, der mit einem so langen Unglücksgesicht in die Pfalz gekommen war. Herr Hans von Rochow aber lachte hauptsächlich, weil er nicht allein der Betrogene war, weil seine Reputation als großer Pferdekenner und Händler nicht leiden konnte, wenn er von einem Roßkamm betrogen worden, der den ganzen Adel der Umgegend an die Nase herumgeführt hatte. Den Geldverlust achtete er gering, war er doch ein reicher Herr und sind die von Rochow von jeher ein mehr großmüthiges als sparsames Geschlecht gewesen, während die von Kerkow als die sparsamsten Edelleute in den drei Marken galten, ja sogar von vielen losen Mäulern für geizig gehalten wurden.

Herr Hans von Rochow sandte nun Jochem Raben, seinen treuen Leibknecht, an die edeln Herrn so im schwarzen Bären zechten und ließ ihnen melden mit seinem Gruß, daß er alsobald bei ihnen sein werde, dann schritt er zurück in die Halle, wo er Abschied nahm von seiner herzallerliebsten Margaretha, der er versprach auf den Nachmittag wiederzukommen und seine Werbung um ihre Hand zierlich anzubringen bei ihrem Großvater, dem Ritter Conrad Ryke und ihrer Mutter, der frommen Wittwe des Ritters Philipp von Uttenhofen.

Während das Alles sich in den untern Räumen des hohen Hauses der fürstlichen Pfalz auf der Klosterstaße zu Berlin ereignete, saß der Landesherr droben auf seinen Faulbett im Closet und hielt gar ernsthafte Zwiesprach mit seinen Getreuen, dem hochgelehrten Herrn Michael Stroband seinem Cancellarius, der in der weitberühmten Hochschule zu Padua in Welschland ein Doktor beider Rechte, des geistlichen sowohl als des weltlichen geworden war, ferner dem Herrn Clarus von Massow, der die markgräflichen Wappner kommandirte und dem Herrn Conrad Ryke, Ritter und Schloßvoigt.

Michael Stroband, der Cancellarius, redete dem gnädigen Herrn tapfer zu: „Churfürstliche Gnaden", sprach er, „müssen den Versuch machen und dürfen solchen großen Vortheil dem märkischen Lande nicht aus der Hand lassen,

bin auch nicht abgeneigt, daß ein Geistlicher zugezogen werde, wegen der geistlichen Bedenken und Scrupel!"

„Halte nicht dafür", murrte der von Massow, seine riesige Kriegergestalt reckend, mit tiefer Baßstimme „ist niederträchtig hinterlistiges Teufelszeug, ein Schwerthieb ziemt dem Manne, ein Lanzenstoß ein Keulenschlag, was drüber ist das vom Uebel, habe schon das Armbrustschießen und den Dolch mein Leblang nicht leiden mögen, eins trifft von Weiten und gehört nie Muth dazu, das andere trifft das unverhofft und gehört eine schurkische Hand dazu!"

„Ja Herr Hauptmann," redete Ritter Conrad Ryke ein, „wir aber kommen zu sehr in Nachtheil, wenn andere Nationen sich solcher Erfindung bedienen wider uns!"

„Ach was," brummte der von Massow unwillig", ein märkischer Faustschlag wird immer seinen Werth behalten!"

„Gewiß edler Herr", meinte der Cancellarius, „solch künstlich Gewaffen aber vertritt hundert märkische Faustschläge auf einmal."

Die Herren stritten hin und her. Es war ein richtiges, adelig ritterliches Vorgefühl, was den Hauptmann von Massow so heftig wiederstreben ließ, Staatsklugheit dictirte dem Cancellarius seine Worte, und Erfahrung und heller Blick ließen den Schloßvoigt Conrad Ryke auf seiner Seite sein, da befahl der Markgraf Otto plötzlich:

„Ruft euren Sohn, den Propst, Ritter Conrad."

Der greise Ritter ging, der Edelmann und der Gelehrte stritten eifrig weiter, der Markgraf hörte dann ruhig zu und dehnte dabei seine Glieder recht behaglich auf dem Faulbette.

Als der Schloßvoigt mit seinem geistlichen Sohne wieder eintrat, befahl Markgraf Otto, den geistlichen Segen des Propstes etwas eilfertig überhörend, ihm, sich zu setzen, dann bestimmte er, der Cancellarius solle den Fall vortragen und der hochwürdige Propst seine Meinung sagen, wegen der geistlichen Bedenken, denn weltlich angesehen, sei die Sache so vortheilhaft, daß man sie annehmen müsse. Der geistliche Herr also gewissermaßen zum Schiedsrichter aufgerufen, legte sogleich die nöthige Würde in sein volles frisches Gesicht und war bereit den Vortrag des Cancellarii anzuhören. Herr Michael Stroband beider Rechte Doktor und markgräflicher Cancellarius, sah kaum die etwas hochmüthige Haltung, die der Berliner Propst angenommen, als er sich

schwer in seiner Würde gekränkt fühlte und zwar um so mehr, als er die Berliner nie sonderlich geachtet hatte, angesehen, daß er aus Tangermünde war. Tangermünde prätendirte dazumal nämlich den Vorrang*) weit vor Berlin und wollte selbst den Vorrang der alten Stadt Brandenburg, der Hauptstadt, nicht anerkennen, weil die Fürsten auf dem Schlosse zu Tangermünde allerdings den größten Theil des Jahres hindurch Hof hielten und diesem Orte ganz besondere Vorrechte zugestanden hatten. Der geistliche Hochmuth des berliner Propstes verdroß also den Tangermünder Rechtsgelehrten ganz gewaltig, er wickelte seine lange spindeldürre Figur fest in den schwarzen Mantel, stellte sich steif und kerzengrade vor den Propst und begann in einem Tone, wie der Lehrer kleine Knaben belehrt, mit starker Stimme also: „Laßt euch also erstlich gesagt sein, frommer Propst, daß ein Mönch im Reich eine ganz sonderbare Invention gemacht hat, die zu kriegerischen Zwecken benutzt, von außerordentlicher Wirkung ist. Es ist nämlich eine künstliche Mischung verschiedener Stoffe, die angezündet mit großer Gewalt aufflammt und Alles was ihr entgegensteht zerschmettert und fortschleudert. Solche Invention, man nennt sie Pulver, thut man festgestampft in eiserne Röhren und rammt einen eisernen Bolzen fest darauf, dann zündet man das Pulver mit einer sogenannten Lunte, durch ein zu diesem Zweck gemachtes kleines Loch in der eisernen Röhre an, das Pulver flammt auf und schleudert den eisernen Bolzen mit lautem, donnerähnlichem Krachen über hundert Schritt weit fort und zwar mit solcher Gewalt, daß der Bolzen in noch weiterer Entfernung nicht allein Roß und Mann niederschmettert sondern auch Mauern umreißt.“

Der Propst sah den Cancellarius mit ungläubigem Lächeln an und dieser hatte die Freude über den Geistlichen einen Triumph zu feiern, denn es war durch zu viele schriftliche Zeugnisse erwiesen, daß man sich solcher Donnerbüchsen in den Niederlanden und in Frankreich bereits im Kampfe bedient habe und daß an der Wahrheit der Sache kein Zweifel mehr sei. Der Cancellarius theilte dem Propst nun weiter mit, daß in diesen Tagen ein fremder Kriegsmann nach Berlin kommen werde, der wolle dem Markgrafen das Geheimniß, Pulver zu machen, verkaufen und ihm lehren es zu benutzen. Der

*) Die Rangordnung der märkischen Städte wurde später festgesetzt wie folgt: Altstadt-Brandenburg, Neustadt-Brandenburg, Berlin, Cöln, Tangermünde, Stendal, Salzwedel u. s. w.

Propst schüttelte sinnend mit dem Kopfe, schließlich aber behielt sein klarer Verstand die Oberhand und er sagte bestimmt, geistliche Bedenken könne er gegen solche Versuche nicht finden, sintemalen alles natürlich zugehe bis auf die Wirkung, die er sich zwar nicht erklären könne, die aber doch wohl nicht vom Teufel sein müsse, da sich ihrer christliche Fürsten und wie er vernehme, sogar der allerchristlichste Fürst, der König von Frankreich bediene, der doch so viele Bischöfe und fromme Prälaten um sich habe, die's gewiß alsbald gemerkt haben würden, wenn sich etwas diabolisches hätte dabei vermerken lassen. Herr Damian Ryke vergaß ganz seine geistliche Würde und den Hochmuth, den er im Anfang gegen den Rechtsgelehrten gezeigt, so neugierig war er auf die Sache mit dem Pulver geworden. Er that tausend Fragen an den Cancellarius, die dieser, dadurch sehr geschmeichelt, außerordentlich freundlich beantwortete und endlich meinte: nach seinem Dafürhalten sei die Sache mit der Invention des Pulvers gar eine so neue Sache nicht, denn es könne wohl sein, daß das Pulver schon seit Menschengedenken und zwar zu Berlin selbst und zwar in diesem hohen Hause und fürstlicher Pfalz sei erfunden worden.

Der Propst war schier entsetzt über solche Rede des Cancellarii, als der ihn aber die Mönchenschrift mitgetheilt über den Kriegsmeister Gerardo und sein erschreckliches Ende da meinte der geistliche Herr zuletzt selbst, das Pulver sei sicher zu Berlin und in diesem Hohen Hause erfunden worden und Pulver sei der schwarze Staub in den Töpfen gewesen, durch dessen Entzündung der Chorknabe so schrecklich verbrannt und auch der Kriegsmeister Gerardo wahrscheinlich seinen Tod gefunden.

Will man nun auch die Ueberzeugung des geistlichen Herrn Damian Ryke nicht gänzlich theilen und die Erfindung des Pulvers in Berlin als fest und sicher annehmen, so wird doch jedenfalls mich Niemand beweisen können, daß das Pulver nicht in Berlin erfunden ist und das ist schon mächtig viel. —

Als Herr Hans von Rochow, Ritter, die liebliche Margaretha verlassen, um sich eilend nach dem Wirthshaus zum Bären am Molkenmarkte zu begeben, traf er auf der Klosterstraße, gerade als er die fürstliche Pfalz verließ, einen Franciskanermönch, der sein helles, durchdringendes Auge fest auf ihn richtete, und ihn dann feierlich also anredete: „seid ihr der von Rochow auf Gollnow, mein Sohn?"

„Der bin ich", antwortete der Ritter ehrerbietig, denn die Klostergeistlichen namentlich die Franciskanermönche, oder grauen Brüder, standen damals in hoher Achtung bei Vornehm und Gering.

„Wenn ihr wirklich der von Rochow auf Gollnow seid, mein Sohn," fuhr der Franciskaner, ihm fortwährend forschend in's Gesicht sehend, fort, „so folgt mir zu einem Kranken in unser Haus hier neben an; es ist ein Kranker, der die Sonne wohl nicht wieder sehen wird, wenn sie heute untergegangen ist," setzte er ernsthaft hinzu.

Der Ritter war sogleich bereit dem Mönche zu folgen, nur wenige Schritte und sie traten in das Kloster der grauen Brüder, welches neben dem hohen Hause auf der Klosterstraße belegen war *).

---

*) Graue Brüder oder Franciskanermönche gab es urkundlich schon 1250 zu Berlin, also 40 Jahre nachdem der heilige Franciscus von Assissi diesen Bettelorden gegründet. Die ersten Franciscanerklöster der Marken wurden gegründet 1223 zu Seehausen, 1255 zu Kyritz, 1267 zu Stendal, 1270 zu Frankfurt. Wahrscheinlich hatten die grauen Brüder, von ihrer grauen Kutte sobenannt, zu Anfang ein bloßes Missionshaus in Berlin; es deutet Einiges darauf hin daß das Haus Nr. 46 in der Spandowerstraße dieses Haus gewesen und laut einer Tradition stand es durch einen unterirdischen Gang in Verbindung mit dem grauen Kloster in der Klosterstraße. Von diesem Gange finden sich indeß durchaus keine Spuren mehr. Erst im Jahre 1275 haben die Markgrafen Johann und Otto, nach einer Inschrift in der Kirche des Klosters, den grauen Brüdern Grund und Boden zu dem Kloster verliehen. Der Bau begann gar erst 1290 als Ritter Johann von Nebede den Mönchen seine Ziegelei bei Tempelhof schenkte. Markgraf Waldemar der Große war ein besonderer Freund der Franciskaner, er erbaute auch das graue Kloster und die Peterpaulskirche zu Sagan in Schlesien für die Franciskaner. Reich begabt wurde das Kloster auch von den fürstlichen Personen, die sich dort begraben ließen als 1300 Herzog Ernst von Sachsen, 1317 die Markgräfin Kunigunde, Tochter des Markgrafen Otto des Langen; 1340 die Churfürstin Margaretha, des Churfürsten Ludwig I. der Bayern, Gemahlin; 1357 die Churfürstin Kunigunde, des Churfürsten Ludwigs des Römers Gemahlin und 1365 Churfürst Ludwig der Römer selbst. Viele Arnim, Bredow und andere märkische von Adel liegen in der Klosterkirche begraben, ihre Grabdenksteine, Inschriften, Tafeln oder Platten sind zum größten Theile noch heute wohlerhalten. Der Umfang des Klostergebäudes war sehr bedeutend, er erstreckte sich von der jetzigen Parochialkirche an bis fast an die jetzige Königsstraße, nur das „hohe Haus" war dazwischen. Die Klosterkirche lag etwa in der Mitte des Klostergebäudes und betrug ihre Länge den hohen Chor mitgerechnet 166 Fuß 5 Zoll. Das eigentliche Kloster stand auf dem Platze zwischen der Klosterkirche und der Parochialkirche, auf der andern Seite waren die Wirthschaftsgebäude; das eigenlliche Kloster verschwand zuerst, gleich nach dem Tode des letzten Mönches, im 16. Jahrhundert wurde es in einzelne Loose zerschlagen und Privatgebäude daraus gemacht. Von dem Gebäude zwischen der Klosterkirche und dem „hohen Hause", wurde der zunächst an dieses gränzende Theil ein Privathaus, das 1712 abbrannte; den folgenden Theil bekam der Leibarzt des Churfürsten Johann Georg, der sogenannte Goldmacher

Als der Ritter Hans von Rochow dem Mönche folgte war er so überrascht von der schier geheimnißvollen Aufforderung des Klostergeistlichen, daß er keine weitere Fragen that.

Leonhardt Thurneisser zum Thurm in Gebrauch, er hatte seine Laboratorien, seine Kunstsammlungen hier; den Theil zunächst an der Kirche erhielt der Rath zu Berlin zur Anlage eines berlinisch-kölnischen Gymnasiums. Das berlinische Gymnasium hat diese Räume in ihrer alten Gestalt fast unverändert bis 1786 benutzt. Dann folgte der Neubau, der das Gymnasium so gestaltete, wie es gegenwärtig ist. In dem von Thurneisser benutzten Theile des Gebäudes hat sich noch Einiges vom alten Mönchsbau erhalten; die Kirche selbst aber ist unstreitig das älteste Denkmal deutscher Baukunst in Berlin, 1270 gegründet und 1290 gebaut, hat sie seitdem keinen wesentlichen Neubau erfahren. Was späterer Ungeschmack im Einzelnen verdorben, ist durch die neueste kunstsinnige Renovation wieder beseitigt worden und der schöne Bau in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt worden. Im Chor der Kirche befinden sich noch 50 alte Mönchsstühle und darüber allerlei Inschriften, die sich auf die Gründung des Klosters, den Umfang des Franciskanerordens und andere verwandte Gegenstände beziehen. Mehrere sehr merkwürdige Gemälde und Schnitzwerke sind in diese Kirche zu sehen. Außer der Klosterkirche zählte das alte Berlin noch folgende Gotteshäuser. Erstens die Oberpfarrkirche zu St. Nicolaus, einer an der innern Kirchenthür befindlichen Inschrift zufolge ist sie 1223 erbaut. Die Inschrift lautet:

1223 Renovirt anno 1613 anno 1617 anno 1715.

Die drei letzten Jahrzahlen deuten aber offenbar nur die seit der Reformation vorgenommenen Hauptreparaturen an. In den Jahren 1811 und 1817 fanden nochmals Reparaturen statt. Der Nikolaikirche wurde von mehreren Bischöfen in den Jahren 1292, 1300, 1332, 1335 und 1342 Ablaßbriefe ertheilt, aus deren Erlös sie erbauet, verschönert und ausgestattet wurde. Der alte Bau aber wurde durch Feuersbrünste in den Jahren 1367 und 1377 arg beschädigt und 1380 gänzlich vernichtet. Zwar wurde das Gotteshaus schnell wieder aufgebaut, aber weil man die alten Mauern stehen ließ, so befand sich die Kirche nach 80 Jahren wieder in gänzlichem Verfall. Erst 1460—1487 wurde die gegenwärtige Kirche erbaut, die Thurmspitze jedoch erst 1514 aufgesetzt. Die Kirche scheint sonst zwei Thürme gehabt zu haben. Den alten Bau glaubt man noch in den Granitquadern zu erkennen, die den Unterbau bilden. Das Mauerwerk an der Mittagsseite mit der niedern Spitzbogenthür und den kleinen Fensterchen ist wohl das älteste in der Stadt Berlin.

Die Marienkirche ist die schönste Kirche Berlins, sie ist jünger als die Nikolaikirche, doch wird sie schon 1292 in einer Urkunde erwähnt, das eigentliche Jahr ihrer Gründung ist unbekannt, früh schon wurde sie mit der Nikolaikirche zu einer Propstei vereinigt. Ihr Bau schritt aus Mangel an Mitteln nur langsam vorwärts, 1340 erborgte der Rath zu Berlin an den Münzmeister, Otto von Buch, 50 Mark Silber um ihn fortsetzen zu können. 1377 litt sie Feuerschaden und brannte mit dem größten Theil von Berlin nieder 1380 am Tage des heiligen Laurentius und Tiburtius. In den folgenden Jahren aber flossen die Beisteuern der Frommen zum Kirchenbau so reichlich, daß 1383 die Kirche, so wie sie heute ist, mit Ausnahme des Thurmes fertig dastand. Der Vorbau an der Südseite, der die Sakristei umschließt, ist von späterm Alter. Die Kirche ist größtentheils von Backsteinen erbaut, nur der

Der Weg war überdem nicht weit, gleich über der Kirche an der äußern Mauer des grauen Klosters war das niedere einfache Gemach, in welchem die Gastfreundschaft der Franciskaner arme Pilger herbergte über Nacht, um Gottes Willen. Der stattliche Rittersmann mußte sich tief neigen, als er durch die niedere Thür eintrat in das Hospitium der ehrwürdigen Väter. Der Mönch, der ihn geführt, verließ ihn, ein Anderer, der zu Häupten des Lager's gesessen zu haben schien, that ein Gleiches und Herr Hans von Rochow war in dem prunklosen, aber reinlich geweißten Gemach allein mit dem alten Manne, der auf dem ärmlichen Lager lag, sich kräftig erhob und mit leiser, aber vernehmlicher Stimme fragte: „Seid ihr Einer vom Geschlecht derer von Rochow, gestrenger Herr?"

Hans von Rochow trat an das Krankenbette, sah in das abgewelkte und abgehärmte Antlitz eines alten Mannes und sprach, sich auf dem Schemel niederlassend, der zu des Lagers Häupten stand, eben so mitleidig als neugie-

---

Vorbau des Thurmes besteht, auf Sandstein ruhend aus gehauenem Granit. Da auch übrigens höher oder niedriger der Granit in den Mauern der Kirche vorkommt, so kann man annehmen, daß der ältere Kirchenbau aus Granit bestanden hat und die Mauern und Ruinen bei dem Neubau benutzt worden sind.

Die St. Petrikirche, die Pfarrkirche zu Köln an der Spree, stammt aus der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, ein Pfarrer Simon zu Köln wird 1237 in einer Urkunde erwähnt; 1285 machten die Markgrafen Otto V. und Otto VI. erweislich eine Stiftung für diese Kirche; 1317 stiftete Markgraf Waldemar einen Altar, dem heiligen Jacobus zu Ehren und gründete das Lehn Erulum für arme Pilgrime besonders geistlichen Standes, die zufällig hier stürben. Der Stiftungsurkunde gemäß mußte in jeder Messe, die vor diesem Altar gelesen wurde, des Markgrafen Herrmann und dessen Sohnes Johann V. Vorgänger Waldemar's gedacht werden; 1319 kam Köln unter die geistliche Gerichtsbarkeit von Berlin, die Petrikirche brannte mehrmals ab, zuletzt 1809 und ist erst in diesen letzten Jahren wieder aufgebaut.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde auch das Dominikanerkloster; von der Kleidung der Predigermönche hieß es das Kloster der schwarzen Brüder. Es lag wahrscheinlich am Eingang der Brüderstraße am Schloßplatz; wenigstens lag dort zwischen der Brüderstraße und der Breitenstraße, das Domstift, das Kurfürst Joachim II. aus dem Klosterstift bildete; 1747 bei der Erbauung der jetzigen Domkirche im Lustgarten wurde es niedergerissen.

Kapellen und späterhin Kirchen gab es auch bei den beiden alten Hospitälern Berlins bei dem Hospital zum heiligen Geist innerhalb der Stadt, und dem vor dem St. Georgenthor belegnen St. Georgshospital, das in den frühesten Zeiten für die Aussätzigen bestimmt war und deßhalb vor dem Thore lag. Diese beiden Hospitäler existirten wahrscheinlich schon als Berlin und Köln noch Fischerdörfer waren. Man kann das aus der Anlage ähnlicher Institute in andern märkischen Städten und Orten schließen, wenn auch urkundlich nichts darüber vorhanden. Das sind die Kirchen Berlins im 13. und 14. Jahrhundert. —

rig: ich bin Hans Rochow von Gollnow, Ritter und märkischer Landhauptmann."

Der Kranke musterte noch einmal die Züge des Ritters mit einem forschenden aber sehr wohlwollenden Blick, dann lehnte er sein fast kahles Haupt an das Strohkissen und redete mit halbgeschlossenen Augen und schwacher aber recht vernehmlicher Stimme also: „Gestrenger Herr, ich bin viele Meilen gegangen, um einen eures Geschlechtes zu finden, ich bin von Kairo in Aegyptenland gewandert bis Alexandrien und von dort bin ich über's Meer gefahren bis zur Republik Pisa in Wälschland und von da bin ich gewandert unter Hunger und Kummer unter Noth und Elend, bis ich gestern in diese Stadt kam und fast elendiglich umgekommen wäre am Ziel meiner Reise, hätten sich nicht die grauen Brüder meiner christmildest angenommen und mir Gelegenheit gegeben, eine Botschaft auszurichten, ehe ich von hinnen scheide. Habt Geduld, gestrenger Herr, denn ich habe euch viel zu sagen, wollt' mir aber zuvor einige Fragen beantworten, damit ich sehe, ob ihr der Rechte seid!"

„Redet und fragt getrost" entgegnete der gute Ritter „habt ihr also eine so weite Reise gemacht um eines Rochow willen, so soll ein Rochow wohl so viel Stunden für euch haben, als ihr euch Monate um ihn gemühet, aber laßt mich zuvor einmal hinausgehen und mit dem ehrwürdigen Vater Kellermeister ein Wort im Vertrauen reden, denn ich bin immer so durstig, wißt ihr, und ich denke ein Trunk alten Weines würde euch auch nicht schaden, denk' ich, ist eine heilsame Arznei, guter Wein, wißt ihr!"

Der Fremde nickte zustimmend, Hans von Rochow ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem der Brüder zurück, der ein stattlich Käunlein trug und zwei Becher und etwas Weißbrot, um zum Trunk zu beißen. Gabens gern die grauen Brüder, denn der Adel in den Marken hatte sich nicht knauserig gegen sie gezeigt bei ihrem Klosterbau und die Rochow insbesondere hatten einen guten Griff gethan in ihren Säckel, die Franziskaner bei ihren Kloster- und Kirchenbau zu unterstützen.

Der Fremde genoß in seiner Schwäche nur einen Bissen von dem lockern Weißbrot, den er mit Wein anfeuchtete, Herr von Rochow leerte seinen Becher auf einen Zug und als er sich die Tropfen aus dem starren Bart gewischt, setzte er sich behaglich zu recht, schlug die Beine über einander und winkte dem Kranken, daß er beginnen solle.

Der Fremde begann nun zu fragen: „gestrenger Herr wollt ihr mir sagen, was für Schild- und Wappenzeichen die von Rochow führen in diesem Lande?"

„Nun drei Rochen *) ist ja bekannt!" erwiederte der Ritter verwundert über solche Frage. Der Kranke richtete sich auf und fragte weiter „wißt ihr, gestrenger Herr, warum die von Rochow die Rochen im Wappen führen?"

Der Ritter sah den Kranken an und entgegnete: „es giebt eine Sage!"

„Wie lautet die Sage?"

„Im ersten Kreuzzuge soll einer meiner Ahnherrn, von den Saracenen gefangen, mit dem ungläubigen Sultan ein Schachspiel gemacht haben um sein Leben. Wenn er sein Spiel verlor sollte er seinen Kopf verloren haben. Durch einen Zug mit dem Rochen, durch den der Rochen die Stelle des Königs einnimmt **), gewann er das Spiel und seinen Kopf; der Sultan bot meinem Ahnherrn ein zweites Spiel an um die Freiheit und durch denselben Zug mit dem Rochen gewann dieser die Freiheit; in einem dritten Spiel endlich gewann mein Ahn, durch denselben Zug mit dem Rochen, eine große Last Silber und Gold, als stattlichen Zehrpfennig zur Reise in die Heimath. Das sind die drei Rochen, die im Wappen der Rochow zu sehen."

„Ja, ja", nickte der Kranke, „so ist es, die Rochow haben stets Glück gehabt im Osten."

„Halt" sprach der Ritter jetzt eifrig „ich will euch noch besser was sagen, als die tolle Wirthschaft war hier zu Lande mit dem falschen Waldemar und Viele von Adel abfielen von Churfürst Ludwig und fast alle Städte, da er doch ihren Eid hatte, da blieben die von Rochow fest in ihrer Pflicht, trotz aller Lockung, und oft mit schwerem Herzen; sie leisteten dem bayrischen Hause große Dienste und sprach Churfürst Ludwig der Römer auf einem Herrentage zu Frankfurt, als wie zur Bekräftigung der Sage von unserm Wappen: wie der Rochen vor den König und für ihn eintritt im Schimpf und das Spiel gewinnt, so sind die Rochow im Ernst vor ihren rechtmäßigen

*) Der Rochen ist die Figur im Schachspiel, die man jetzt gewöhnlich Thurm nennt.

**) Das sogenannte: rochiren, der Thurm (Rochen) tritt an die Stelle des bedrohten Schachkönigs.

Fürsten getreten und für ihn eingetreten allezeit wo's noth that und deß sollen Kinder und Kindeskinder eingedenk sein bis in die spätesten Zeiten und zum Zeugniß ihrer Treue sollen die drei Rochen in ihrem Wappen stehen bis zuletzt," solch Fürstenwort, alter Mann, hat Churfürst Ludwig geredet auf dem Herrentage in Frankfurt und das wird kein Rochow vergessen, hollah, alter Mann, versuchts mal, ob ihr nicht ein paar Tröpflein trinken könnt von diesem Wein, denn Herr Churfürst soll leben und die drei Rochen im unserm Wappen!"

Der Fremde lächelte, sichtlich fand er Gefallen an der ehrlich derben Sitte des wohlbeleibten Ritters, er nahm den Becher in zitternder Hand: „der Churfürst", sagte er leise, „und die drei Rochen in eurem Wappen!" dann nippte er von dem Weine und sprach, den Ritter den Becher reichend, beinahe dringend: „ich bitt euch, gestrenger Herr, ich bitt euch, nicht ohne Grund, leert den Becher, aber macht die Nagelprobe, ich habe keine ansteckende Krankheit, ich bin nur matt vom langen Ritt, macht die Nagelprobe!"

Der Ritter mochte das Begehren des alten Mannes wohl wunderlich finden, aber seine Gutmüthigkeit hinderte ihn, es abzulehnen, er nahm den Becher des alten Mannes und leerte ihn rasch, als er ihn aber umdrehte, um die Nagelprobe zu machen, da klirrte es hell und ein schwerer silberner Fingerreif fiel in die Hand des von Rochow, der ganz verwundert bald den Alten, bald den Ring ansah.

Der Fremde nickte und gab auf alle Weise seine Befriedigung zu erkennen, als der Ritter, nicht ohne Mühe, von einem der fetten Finger seiner linken Hand einen silbernen Reif zog, der auf's Haar so aussah, wie der aus dem Becher gefallene. Beide waren plumpe, schwere Reifen mit einem Schildlein, das die drei Rochen zeigte. Der Ritter betrachtete die beiden Ringe außerordentlich aufmerksam, er wollte gerne eine Verschiedenheit entdecken, was ihm aber durchaus nicht gelang. Endlich sah er den Kranken fragend an, der aber lächelte ihm so freundlich entgegen, daß es dem Ritter ganz seltsam zu Muth wurde dabei.

„Gestrenger Herr", hub der alte Mann endlich wieder an, „von wem habt ihr den Silberreif, den ihr von eurer Hand zogt?"

„Von meinem Vater!"

„Und der Herr Vater?"

„Von seinem Vater und so fort!“

„Richtig“, nickte der Alte, „und habt ihr nie einen gleichen Silberreif gesehen?“

„Wohl, meine Base Maria, die Einen von dem Borne geheirathet hat, trägt gerade solchen Reif und ist Familiengut, sollen von der Last Silber gefertigt sein, die unser Ahn gewann im Schachspiel mit jenem Sultan, ließ für Jeden seiner drei Söhne einen solchen Reifen machen zum Gedächtniß, der Ahnherr!“

„Wohl“, entgegnete der alte Mann, „das Geschlecht Wilhelms von Rochow ist also im Mannsstamm erloschen, ihr pflanzt das Geschlecht eures Großvaters Dietrich fort, aber hört mich, edler Herr, eures Großvaters ältester Bruder, Joachim von Rochow sendet euch seinen Gruß und Botschaft aus Aegyptenland und der Ring ist mein Zeichen und Credenzbrief!“

Als traue er seinen Ohren nicht, so seltsam verwundert saß der Ritter auf seinem Sessel, dann füllte er sich seinen Becher aus dem Kännlein und trank, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume, sondern wache. „Es ist seltsam, sagte er endlich, sehr ernst und nachdenklich, „meines Großvaters ältester Bruder lebt noch und sendet mir seinen Ring aus Aegyptenland.“

„Es ist sehr seltsam,“ nickte der Alte, „aber es ist so!“

„Und wer seid ihr, alter Mann?“ fragte der Ritter plötzlich.

„Ich war ein Lanzenknecht der Markgräfin Ida von Oestreich, verwundet in der Schlacht, gefangen, als Sklave nach Aegypten verkauft, freigemacht von eurem Großoheim und nun sein Bote an euch, wollt ihr meine Botschaft vernehmen, gestrenger Herr?“

„Redet, alter Mann, ich werde sehr seltsame Dinge hören!“

„Das werdet ihr, gestrenger Herr,“ nickte der fremde Mann, „bevor ich aber erzähle, nehmt hier, was euch Herr Joachim von Rochow eures Großvaters ältester Bruder sendet, als ein Geschenke aus Aegyptenland.“

Und unter der Wollendecke hervor zog der fremde Mann, zwei Beutel von Leder die waren nicht gar groß aber der köstlichsten Edelsteine voll, Diamanten, Rubinen und edle Perlen. Ritter Hans von Rochow nahm gar nachdenklich den Schatz an sich, der Alte aber streckte sich behaglich und sprach leise: „Gott sei Dank, daß ich der Last ledig bin und der schweren Verantwortlichkeit, habe mich lange nach der Stunde gesehnt. Ja, gestrenger Herr,“

fuhr er lauter fort" es ist mir oft recht sauer geworden die kleinen Beutelchen zu tragen und habe ich sie oft in meinen Armhöhlen sichern müssen vor den Diebesgriffen und bösen Praktiker der Herren von der Landstraße. Nehmt's, es ist ein Schatz, aber ihr seid ein Rochow und werdet ihn nicht geizig bewachen, sondern nach Kräften Gutes damit stiften, wie das bei Euch im Blute liegt."

„Alter Mann" sprach der Ritter Hans von Rochow ernst und mißtrauisch „laß mich deine Geschichte hören, du sprichst viele Dinge die wie eitel Zauberei klingen und den Schatz, den ich hier in den Händen halte, der überzeugt mich nicht, denn man hat schon eher solche Schätze als Lug und Trug verschwinden sehen über Nacht!"

Der Alte sah den Ritter hell an, dann rückte er sich zurecht und begann seine Erzählung wie folgt: „Edler Herr, an fünfzig Jahre sind es nun, da ward ich mit noch zwanzigen meiner Kameraden, die wir unter dem Banner des Hauses Oestreich stritten, gefangen in einem Gefecht im gelobten Lande, beim festen Schloß Tiberias. Der Saracene, zu dessen Beuteantheil ich gehörte, verkaufte mich sofort an einen Sklavenhändler, der die stärksten unter allen gefangenen Christen aussuchte und sie mit einer Karavane nach Aegyptenland sendete. Ich war der einzige Deutsche in der Karavane und konnte mich nur schwer mit einem Fläminger verständigen, der doch so halb und halb zu uns gehört. So kamen wir nach der Stadt Cairo in Aegyptenland und als wir angekauften Sklaven uns geruhet von den Strapatzen der Reise einige Tage und gut gespeiset worden waren, da wurden wir an einem kalten Morgen in aller Frühe hinaus geführt auf den Sklavenmarkt, wo wir zugeschlagen werden sollten dem, der das höchste Gebot thun würde. Ein Trompeter ritt voran und Ausrufer thaten es kund an allen Straßenecken. Es erschienen auch alsbald Käufer, doch wurden mehr die Aeltern und Schwächern gekauft als wir die Jüngern und Stärkern, vermuthlich weil der Händler bei uns auf höhere Preise hielt. Da kam plötzlich ein Reiter angesprengt auf einem milchweißen Roß, der trug eine Reiherfeder an einer Demantschnalle auf seiner Mütze von Stahl nnd Purpur und ein rother Mantel flatterte um seine Schultern und hundert Reiter folgten der Spur seines Rosses. Tiefe Stille ward ringsum als der Reiter gerade gegen uns auf den Platz sprengte, dann aber riefen sie laut: der Aga des Palastes ist es! der Aga des Kaliphen kommt! Der Aga

ritt an der Reihe der Sklaven hin, die zum Kauf ausgestellt waren, leicht lag der gold'ne Zaum in seiner Hand; die milchweiße Stute, die er ritt, lenkte er mit dem Schenkeldruck allein, sein blaues blitzendes Auge flog über uns hin. Dann fragte er dem Händler herrisch: Hast du Deutsche unter deinen Sklaven und wie viele?

„Ich weiß es nicht, Herr" stammelte der Händler verlegen und demüthig.

„Hollah" rief jetzt der Aga und hob sich höher in den Sattel und sprach deutsche Sprache, „ist einer unter euch von deutscher Nation, der melde sich, er wird es sicherlich nie bereurn!"

Da schwoll mir das Herz im Busen und die Augen wurden mir naß, da ich deutsche Sprache hörte zum ersten Male wieder seit so vielen Monden und ich trat vor und sprach mit bebender Stimme: „Herr ich bin deutscher Nation, ich bin ein Deutscher!"

Der Aga blickte mich an aus seinen großen blauen Augen, schwieg eine Weile, dann wendete er sich an den Händler mit der Frage: wie hoch dein Preis für diesen Sklaven?

„Zwanzig Beutel, Herr, ist mein Preis!" versetzte der Händler.

„Zwanzig Beutel ist dein Preis," entgegnete sie Aga sich den Bart streichend „mein Preis aber ist dreißig Beutel und die wird dir der Defterdar zahlen."

„Gott ist groß!" murmelte der überraschte Sklavenhändler, alles Volk ringsum aber pries die Freigebigkeit des Hussein-Bei, des Aga's des Pallastes.

Langsam ritt Hussein-Bei an mir vorüber und sprach im Vorbeireiten halblaut zu mir und sah mich ganz gerührt dabei an: „folge mir in den Pallast, mein guter deutscher Landsmann!"

Von den Reitern des Agas umgeben kam ich in den Pallast des Kaliphen, man führte mich in ein Badegemach, man badete mich und salbte mich mit köstlichem Oel und ohlriechenden Salben, man legte mir ein kostbar Gewand an und führte mich alsdann in die Wohngemächer Hussein-Bei's, des Agas, der mich seinen Landsmann genannt hatte. Hussein-Bei kam mir entgegen und grüßte mich herzlich und war von Herzen froh, daß er endlich einen deutschen Landsmann gefunden in dem fernen Aegyptenland. Er fragte mich über meine Heimath, meine Familie, mein Haus, und ich hatte so viele Fragen zu beantworten, daß es Abend war, ehe ich damit zu Ende kam.

Endlich begann der Aga: „nun wird euch verlangen, Landsmann, auch zu erfahren, wer ich bin, vernehmt denn: ich bin ein Märkischer von Adel Namens Joachim von Rochow, ist mein Stammhaus Gollnow belegen unweit des Havelstroms und der alten Stadt Brandenburg. Ich bin als ein ganz junges Herrlein an den Hof gekommen und endlich als ein Edelknecht des Grafen von Hohenlohe in's gelobte Land gezogen, um das Grab des Erlösers zu befreien aus den Händen der Ungläubigen. Mein Herr Graf von Hohenlohe war ein guter Ritter, der sich weidlich herumschlug und das weichlich hinterlistige Wesen der Pullanen *) gänzlich verachtete. Wenn Waffenstillstand mit den Saracenen war, so ließ er sich für seine Person davon ausschließen, da er, wie er sagte, nicht ins gelobte Land gekommen sei, Waffenstillstand zu schließen mit den Ungläubigen, sondern, um sie zu vertilgen. Graf Philipp von Hohenlohe hatte seinen Namen weit und breit gefürchtet gemacht in Kleinasien und die tapfersten Saracenenritter des Sultans von Iconium scheuten sich vor der Mordaxt des deutschen Grafen. Eine Axt, die 39 Pfund schwer war, das war die Lieblingswaffe des Grafen Philipp, mit ihr zerschmetterte er Keulen und Arme, Helme und Schädel, Lanzen und Pferde, aber es gehörte sein Arm dazu, diese Waffe zu führen."

So weit hatte der alte Mann gesprochen als ihn plötzlich eine Ohnmacht anwandelte und er in allzu großer Schwäche mit dem Haupt auf das Strohkissen zurücksank. Der Ritter Hans von Rochow berief deshalb einen der heilkundigen Brüder aus dem Kloster, der, nachdem er den Zustand des Pilgers untersucht, den Edelmann bat, für jetzt den Erschöpften in Ruhe zu lassen, den eine oder zwei Stündlein Schlaf sehr stärken würden. Obgleich nun Herr Hans von Rochow mächtig begierig war auf weitere Kunde aus Aegyptenland, so mußte er sich doch bescheiden und verhieß den dienstwilligen Mönchen, daß er im schwarzen Bären am Molkenmarkt zu finden sein werde, oder neben an im hohen Hause, falls der Fremde ferner sein begehre, ehe er von selbst zurückkehre zum Kloster.

Dem wackern Herrn von Rochow war es ein seltsam Ding, daß er so wunderbare Kunde und so reiches Geschenk gerade empfangen an demselbigen

*) In Kleinasien geborene Christen, auch dort erzeugte Nachkommen der Kreuzfahrer, ein entartetes Geschlecht, in welchem sich die Laster, aber nicht die Tugenden des Morgen- und Abendlandes vereinigt fanden. Sie intriguirten fast immer gegen die Führer der Kreuzzüge.

Tage, an welchem er entschlossen zu einem christlichen Eheverlöbniß mit der ehren- und tugendreichen Jungfrau Margaretha von Uttenhofen. Stattlich schritt der Rittersmann dahin in seiner Freude, denn das reiche Geschenk an Perlen und köstlichem Gestein war ihm mit Nichten unlieb als Einstand in die künftige Ehe.

Unser Edelmann begab sich zuvörderst in das Gasthaus zum schwarzen Bären, wo er zwar seinen getreuen Leibdiener den Jochem Rabe, die andern Herrn von Adel aber nicht mehr traf; sie waren des Harrens müde von dannen gegangen ihrem Geschäfte nach und hatte der von Stechow es übernommen, bei dem Rathe zu Berlin dahin zu wirken, daß die Wappner der Stadt ein Augenmerk auf den verdächtigen Juden richten sollten, der so schnöden Betrug geübt wider so viele wackre Edelleute, die just alle in gutem Vernehmen standen mit der Stadt Berlin. Hans von Rochow war in bester Laune, er lachte gewaltig darüber, daß die armen Berliner Stadtwappner und Knechte den pfiffigen Juden fangen sollten und meinte, er werde seinen Verlust schon verschmerzen müssen, wenn er durch kein andres Mittel als durch die tapfern Stadtknechte wieder in Besitz seines Eigenthums kommen solle. Er kehrte auch ganz getrost und vergnügten Sinnes nach dem hohen Hause zurück, fest entschlossen es endlich mit der Anwerbung und dem Eheverlöbniß zu Ende zu bringen.

Als er wieder eintrat in die Wohnung des Schloßvoigts Conrad Ryke kam ihn die schelmische Richenza gleich entgegen und flüsterte ihm zu, daß die fromme Wittwe des Ritters von Uttenhofen seiner harre in ihrem besten Gewande und ihrem längsten Schleier und so sehr sie es zu verbergen suche, sich vor Begierde gar nicht zu lassen wisse, das Begehren des Ritters Hans von Rochow zu erfahren. „Seht euch vor, gestrenger Herr,“ flüsterte die muthwillige Dirne, „daß ihr nicht die Mutter zur Frau nehmt für die Tochter!“

Ritter Hans von Rochow versicherte der Fräulein Richenza darauf außerordentlich ernsthaft, wie er fest entschlossen sei, Fräulein Margaretha zu heirathen und nicht die Wittwe, vor der er zwar eine große Ehrfurcht hege, aber nicht diejenigen Gefühle, die man gegen ein Frauenzimmer habe, mit der man in den heiligen Ehestand treten wolle. Fräulein Richenza lachte nun noch mehr als vorher und meinte, er solle sich vorsehen, weil junge Wittwen

sehr gefährlich wären für solche Junggesellen, wie der gestrenge Herr Ritter sei.

Glücklicher Weise öffnete die heitre Dirne eben die Thür zu dem Gemach der Frau von Uttenhofen, denn Herr Hans von Rochow rüstete sich sofort mit seinem gewöhnlichen unerschütterlichen Ernste zu beweisen, daß man die Frau von Uttenhofen nicht eben eine junge Wittwe nennen könne.

Da saß die edle Frau von Uttenhofen auf dem stattlich mit Schnitzwerk verzierten Lehnsessel ihres wohlseligen Gemahls, des Ritters Philipp, ihr Blick war noch stechender als gewöhnlich, ihre Nase noch spitziger als sonst, etwas weiter noch als früher schienen ihre Backenknochen hervorzuragen und, wie es dem Ritter Hans schien, so war auch ihr Wittwengewand noch schwärzer als gewöhnlich — weniger als je begriff der gute Edelmann, daß die liebliche Margaretha eine gar so häßlich gespensterhafte Mutter haben könne.

Wer will verrathen, was in dem Herzen der tugendreichen Wittwe vorgegangen? sollte der Scherz Richenza's so ganz ohne Grund gewesen, sollte sich in der frommen Frau nicht ein wenig die Lust geneigt haben, es zu versuchen mit einer zweiten Ehe? War ihr doch gut gegangen mit ihrem ersten Gemahl, denn wenn der selige Herr Philipp auch ein wenig ein Spieler war, ein wenig ein Säufer, ein wenig ein Flucher, wenn er auch etwas an sich hatte von all den Lastern, die damals im Schwunge waren, so hatte er sich doch gegen seine Frau viel rücksichsvoller benommen, als die Ehemänner in den Marken damals zu thun pflegten, damals, da ein tüchtiger Stoß oder Schlag noch für einen Beweis ehelicher Zärtlichkeit und Zuneigung gelten mochte.

Als nun Herr Hans von Rochow in das Gemach der Wittwe trat erhob sich dieselbe ihm entgegen und fragte mit einem frommen Seufzer nach seinem Begehr. Hans von Rochow küßte der Dame die Hand, wie er's bei den französischen, wälschen Rittern gesehen auf dem Kreuzzuge, führte sie mit steifem Arm zurück auf ihren Platz, ließ sich selbst nieder auf einen Schemel, auf dem er die liebliche Margaretha, seine Herzensdame, so oft hatte sitzen sehen, sah starr vor sich nieder und sagte ohne Stocken die zierliche Rede her, die er sich auf seinem Closet zu Potsdam ausgedacht hatte, um das Herz der Wittwe zu rühren. Der stattliche Sermon aber lautete: „dieweilen es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei, edle Frau, wie die Priester sagen, und ich

lange schon einer tüchtigen Hausfrau bin benöthigt gewesen, sowohl zu Gollnow, als auch zu Potsdam, einer tüchtigen Hausfrau zu Tisch und Bett, so habe ich mich umgethan unter den Töchtern des Landes und ist mir kein Fräulein vor Augen gekommen, so sich an Reizen des Leibes und der Seele könnte vergleichen der ehren- und tugendhaften Jungfrau Margaretha von Uttenhofen, eurer einzigen eheleiblichen Tochter, edle Frau." Da der Ritter von Rochow sein Sprüchlein herbetete und starr vor sich nieder sah, so konnte er natürlich nicht bemerken, daß die Nasenspitze der Wittwe ganz weiß wurde und daß ein häßlicher neidischer Zug das ohnehin nicht eben liebliche Angesicht verzerrte, unbekümmert fuhr der von Rochow fort, „ich bin ein reicher Mann, edle Frau, reicher als ihr wißt, und will meiner Frau ein so stattliches Wittwengedinge aussetzen, wie die seligen Markgräfinnen selber nicht gehabt haben und will so lange ihr lebet nichts wissen von dem Erbe, was der Jungfrau Margaretha etwa zukommt von ihrem Vater seligen." Als Ritter Hans von Rochow das sagte, da wurde wieder die ganze Nase der Edeldame natürlich roth, etwelche der tiefern Runzeln verschwanden und ihre Augen blickten so wenig unfreundlich als möglich auf den Edelmann, denn ihre Tochter verheirathen und doch keine Aussteuer zahlen, das war der höchste Wunsch ihres Wittwenstandes gewesen, das war ihr viel lieber, als wenn der von Rochow sie selbst zu seiner Ehegenossin erkieset. Der Ritter schloß unbehindert seinen Sermon „so bringe ich denn eine ziemliche Werbung an bei euch, edle Frau, ich werbe um die Jungfrau Margarethe von Uttenhofen und bitte ich euch daß ihr sie mir wollet zu meiner rechten christlichen Gemahlin geben in Gottes Namen!"

Die adelige Wittwe erhob sich und Ritter Hans that ein Gleiches, er war gar nicht ängstlich, er dachte nicht daran, daß er eine Abweisung bekommen könne und wäre er wirklich abgewiesen worden, so wäre ihm das auch kein besonderer Kummer gewesen, er würde seine Knechte haben aufsitzen lassen und würde sich mit Gewalt geholt haben, was man ihm in Güte verweigert, dafür waren die Rochow und die Edelleute der Mark überhaupt bekannt dazumal. Aber die Knechte konnten in Ruhe bleiben für diesen Fall, denn die Wittwe sagte mit sehr glatten und sehr freundlichen Worten, wie es ihr eine ganz ausnehmende Freude sei, daß ein Rochow überhaupt die mit den Uttenhofen längst bestandene Verwandschaft erneuere und daß es von allen

Rochows gerade der Herr Landhauptmann und gestrenge Herr Ritter sei, der um ihr Kind werbe, wobei die gute Dame freilich vergaß, daß es zur Zeit gar keine Rochow weiter gab als Herrn Hans, denn von dem alten Rochow im Aegyptenland konnte sie unmöglich etwas wissen; die ältliche Dame fuhr also fort, zwar sei ihre Jungfer Tochter noch sehr jung und unverständig, eigentlich noch ein Kind, das gewiß noch nicht an die Ehe gedacht habe, indeß, um Einem von Rochow nicht entgegen zu sein, so nehme sie die Ehre in ihrer Tochter Namen an, wenn des Kindes Großvater Herr Conrad Ryke, wie zu erwarten stehe, nichts dagegen habe.

„Nein, der alte Herr Ryke hat nichts dagegen," meinte Ritter Hans offenherzig, „habe schon mit ihm gesprochen, ist sehr erfreut über meine Werbung gewesen und hat mich an euch gewiesen."

Die Wittwe nickte, nahm ein silbernes Pfeiflein, das an einer dünnen Kette von ihrer Schulter hing und pfiff drei Mal so schrill, daß es weithin vernehmbar war.

Das war das Zeichen, durch das man in jener Zeit Diener berief. Auch trat eine sehr derbe und sehr alte Magd sofort ein, die nach dem Fräulein Margarethe entsendet wurde.

Sie kam auch alsbald die liebliche Jungfrau und sie sah so hübsch aus, daß Herr Hans von Rochow mit einem schweren Fluche bei sich gelobte, daß im ganzen heiligen römischen Reiche nicht zwei Frauenzimmer zu finden seien, die nur halb so schön wären, wie Fräulein Margarethe von Uttenhofen.

Da stand sie vor ihrer Mutter und dem Manne ihrer Liebe, klein, zierlich und rund in ihrem langen weißen Gewande und der blauen Tunika darüber, das Gesichtchen war sanft geröthet und aus ihrem süßen blauen Augenpaar heiter wie der Sommerhimmel, blickte sie halb schelmisch, halb verlegen, bald ihre Mutter, bald ihren Hans an und strich mit der weißen Hand eine ungehorsame braune Locke hinter das Ohr.

„Margarethe, meine Tochter," begann Frau von Uttenhofen feierlich „der hier gegenwärtige sehr edle und sehr mächtige Herr —" aber der frommen Wittwe versagte das Wort. Denn „Hans," rief sie, „Gretchen" rief er, und schloß die bräutliche Dirne fest in seinen starken Arm und drückte sie an seine breite Brust, als wolle er sie nimmer loslassen und küßte sie auf ihre

schneeweiße Stirn und küßte sie auf ihren kirschrothen Mund so brünstig, als sollte es das letzte und nicht das erste Mal sein. Und die liebliche Margareth, die sträubte sich so wenig, daß es auch ein Blinder hätte sehen müssen, daß ihr Ritter Hans von Rochow nicht eben wehe that durch seine Küsse.

„Aber gestrenger Herr," begann die verwittwete Frau von Uttenhofen, nachdem sie sich von ihrem Erstaunen wieder etwas erholt hatte, mißmüthig, denn obgleich Küsse kein Geld waren, so war doch ihr Neid so groß, daß sie es überhaupt nicht gern sah, wenn Jemand außer ihr, etwas bekam; es ging unter den Wappnern im hohen Hause die Sage, Frau von Uttenhofen wäre so neidisch, daß sie einst einen Knecht beneidet hätte, der fünfundzwanzig Peitschenhiebe bekam, „für einen solchen Kerl wären fünf auch genug gewesen," sollte sie damals gesagt haben und der Knecht soll merkwürdiger Weise ganz derselben Ansicht wie die edele Frau gewesen sein, jedoch aus anderem Beweggrunde. Doch das Kriegsvolk führte damals schon ein gar loses Maul und sagte der frommen Wittwe aus Haß nach, weil dieselbe die Fleisch- und Brodtheile nicht allzu groß schnitte, angesehen weil sie Christenmenschen nicht zu Bauchdienern machen wollte.

Als nun die edle Frau einen neuen Sermon beginnen wollte, da ließ der von Rochow sein Liebchen endlich frei aus seinem Arme und sprach: „Ach, laßt's doch gut sein, Frau Mutter, ich darf euch jawohl im Voraus schon so nennen, spart die Worte, denn ich, wie Margarethe wir sind ja längst einig gewesen, schon seit ihr vorig in Potsdam waret und Herr Konrad Ryke mir Schloß und Ort als Pfand des Markgrafen übergab."

„Ei! ei:" drohte Frau von Uttenhofen mit dem langen dürren Finger, „hätte solches euch auch nicht zugetraut Herr Hans, ja, ja, trau, schau, wem! und daß ein so junges Kind schon arge Liebesgedanken hegen konnte! meine Tochter, das hast du nicht von mir, sondern von deinem Vater seliger, war ein guter Herr aber immer den Kopf voll Liebesgedanken, ist ihm aber bei mir nicht so leicht geworden, wie Herrn Hans bei dir. Nun Gottes Segen über euch und alle Heiligen mögen euren Bund schirmen!"

Mit Segenswünschen war die Mutter sehr freigebig, sie kosteten nichts.

Nun kamen, sicherlich auf Antreiben der lustigen Richenza, die übrigen Mitglieder der Familie herein. Der greise Ritter, der sein weißes Haupt tief neigte zu dem Lockenköpfchen der holden Enkelin und sie mit großer Bewe-

gung küßte, darauf aber Herrn Hans von Rochow seinen lieben Sohn nannte und ihm die Hand wohl fünf Minuten lang kräftig schüttelte und drückte. Dann der geistliche Herr Damianus Ryke, Propst von Berlin, der recht geistliche und erbauliche Worte sprach und seine Base in der Zerstreuung öfter küßte als es Herrn Hans von Rochow nöthig schien. Dann kam Fräulein Agnes Ryke, die sich freundlich und gefällig erbot, vor der Hochzeit nach Gollnow zu gehen und das Hauswesen in Ordnung zu bringen, was den tapferen Ritter sehr rührte. Weiter kam, es ging nach dem Alter, Fräulein Cordula Ryke, die fromme Schwester, die sich dem Kloster bestimmt hatte und nur den Schleier noch nicht genommen, weil sich ihr alter Großvater nicht trennen wollte von ihr, die neigte sich über Margareth's Schulter mit bethräntem Angesicht und sagte der glücklichen Braut, sie wolle viel beten, daß ihre liebe Base einen recht gottseligen Ehestand führen möge, als eine christliche Ehefrau. Fräulein Richenza nahete sich zuletzt, sah den Ritter eine Weile stillschweigend an und sagte dann halb im Ernst, halb im Scherz: „ich nehme euch als meinen Vetter an, gestrenger Herr, weil sie es so will; ich hoffe, daß ihr euch bestreben werdet, der Base Margaretha würdig zu sein; jetzt, glaube ich, verdient ihr die Liebe noch gar nicht, die Margaretha zu euch hat; ist sie mir doch fast böse geworden jüngst, als ich ihr sagte, ihr wäret mir zu dick und zu groß; nein, ich hätte euch nicht genommen, aber da meine Margaretha euch genommen, da meine Margaretha euch liebt, so will ich euch auch annehmen und euch auch lieben, als meinen Herrn Vetter, und zum Zeichen, daß ich euch annehme, hier küßt mich auf die linke Wange."

Herr von Rochow küßte das blühende Kind; der alte Herr Conrad Ryke lachte halb verstohlen, denn er mochte die anmuthigen Thorheiten der heiteren Enkelin gar zu gern; Herr Damian, der geistliche Herr, belustigte sich an den Gesichtern, welche Frau von Uttenhofen schnitt, der solches Betragen gar unziemlich schien; Richenza aber warf sich an die Brust ihrer bräutlichen Base und begann bitterlich zu weinen.

Es war eine ganz seltsame Dirne.

Während Margaretha nun ihre Freundin tröstete, klopfte es plötzlich leise an die Thür und als Fräulein Agnes öffnete, da stand ein Franciscaner an der Thür und bat den Ritter Hans von Rochow, er möge doch,

wie er versprochen, alsbald ins Kloster kommen, der fremde Pilger sei etwas gestärkt von seinem Schlummer erwacht und verlange sehnlich nach ihm.

Verwundert vernahmen die Anwesenden solche Botschaft; der Ritter aber erklärte eilfertig, daß der Pilger ein Bote an ihn sei mit wichtiger Nachricht aus fernem Land, und daß er, erschöpft an Kräften und hinfällig an seinem Leibe, den morgenden Tag nicht zu erleben denke und darum noch heute seine Botschaft ausrichten müsse. Ehe sich der gute Ritter aber entfernte, küßte er sein Bräutchen noch zwei mal recht herzhaft auf den süßen rothen Mund, was der lustigen Richenza ganz ausnehmend spaßhaft vorkommen mochte, denn ihre Thränen versiegten plötzlich und ihr frisches Lachen tönte dem Ritter nach, den der geistliche Herr Damian mit verwandtschaftlicher Höflichkeit zur Thür begleitete.

Das war ein schwerer Tag für den wohlbeleibten Edelmann; seit seinem Kreuzzuge hatte er nicht so viel geschwitzt, und wohl zu bemerken, Herr Hans von Rochow hatte, da er gen Sonnenaufgang pilgerte in's gelobte Land, noch wenig von dem stattlichen Bäuchlein, das ihm heute wirklich etwas zu viel werden wollte.

Doch bald saß er in dem kühlen Stüblein in der Pilgerherberge des grauen Klosters und war bereit, die weiteren Mittheilungen des alten Mannes zu vernehmen; der aber reichte ihm seine Hand und sprach: „Fürchtet nichts, gestrenger Herr, Gott wird mir Kraft geben, mein Werk zu erfüllen; ich werde im festen Glauben auf meinen Gott sterben, wenn ich mein Tagewerk erfüllet habe.“

„Ich denke, ihr sollt nicht sterben, alter Mann, sondern sollt noch so ein paar frohe Tage verleben bei mir auf Gollnow oder Potsdam,“ tröstete der Ritter gutmüthig, denn weil's ihm im Leben so gar wohl gefiel, und nun erst recht, seit er wußte, daß er die liebliche Margaretha zu seinem Gemahl haben werde, und weil's ihm dünkte, als müßte es ihm doch recht schwer fallen, wenn er jetzund plötzlich abscheiden sollte aus diesem Leben; so meinte er ein Gleiches auch von dem alten Manne, der aber hotte so seine eigenen Gedanken über das Sterben, schüttelte leise sein Haupt und sprach: „Edler Herr, so ich mich recht besinne, war ich in meinem Bericht stehen geblieben bei der Erzählung, die mir Eures Großvaters Bruder in Cairo machte und wie er als ein Junkherr mit dem Grafen Philipp von Hohenlohe gegen

den Sultan von Iconium gestritten. Ja, der junge Herr Joachim von Rochow ist ein großer Liebling des starken Grafen gewesen und hat denselben überall hin begleitet auf seinen Ritterzügen, aber es ist ihm auch ergangen wie manchem Christen in jenem schlimmen Lande, das wir mit Recht nimmer das gelobte Land nennen, denn es ist verflucht, seit unser Heiland dort den Martertod gelitten. In einem heißen Gefecht mit den Ungläubigen ward Graf Philipp von Hohenlohe, der streitbare Christenheld, erschlagen und Herr Joachim von Rochow nach mannhaftem Widerstande und von Blutverlust erschöpft, gefangen. Da seine Wunden ausgeheilt waren und er sich als ein sehr stattlicher Jüngling zeigte, so verkauften sie ihn, wie auch mir später geschehen, um hohen Preis an die Mamelucken in Aegypten. Nun muß ich euch sagen, gestrenger Herr, die Mamelucken sind kein eigentliches Volk, sondern sie stammen von einem Heer von zwölftausend Jünglingen, die auf einmal aus ihrem Vaterlande in und um die Kaukasusberge durch die Saracenen geraubt, weggetrieben und als Sclaven nach Aegypten verhandelt worden sind. Diese Sclaven machten sich nicht nur frei, sondern auch zu Herren des Aegypterlandes und verstärkten sich von Zeit zu Zeit durch gefangene Christensclaven, die sie frei und wehrhaft machten, wenn sie sich durch Schönheit und Stärke ihres Körpers, wie durch Muth und Kriegslust auszeichneten. Noch darf ich euch nicht verhehlen, daß die Mamelucken nicht auf Abschwörung des Christenglaubens bestanden, sondern jeden, den sie unter sich aufnahmen, bei seinem Glauben ließen, dieweil auch die Muselmänner unter ihnen nicht sonderlich viel Wesens von der Religion machten und einen tapferen Mann stets weit höher schätzten als einen frommen. Nun, Herr Joachim von Rochow war ein Christ geblieben, ein guter katholischer Christ, obwohl er bald zu Ansehen gelangte und hohen Ehren unter den Mamelucken, rasch den Titel und die Würde eines Bey erhielt und endlich als Aga des Pallastes einer der vornehmsten Diener des Kaliphen wurde. Das Alles erzählte mir Herr Joachim von Rochow an dem Tage, da er mich erkauft von dem Sclavenhändler auf dem Markte zu Kairo.

Ich blieb nun im Dienste des edeln Herrn und behandelte mich selbiger außerordentlich liebevoll, angesehen, daß ich ein Landsmann von ihm war aus Deutschland, und er vertraute mir, was er keinem Andern vertraut hätte in ganz Aegyptenland. Obwohl ich nur als ein Sclave erkauft war, so waren

mir doch, nach den ganz seltsamlichen Landes- und Lebensgewohnheiten der Mamelucken die Wege zu den höchsten Ehrenstellen offen und mein edler Landsmann Hussein-Bei war mir dauernd ein Freund und Beschützer. Nach wenigen Monden schon war ich durch seinen Beistand ein Anführer über zweihundert leichte Mohrenreiter, die den Kaliphen zu begleiten pflegten, wenn er nach seinen Sommerschlössern ritt. Als ich so festen Fuß gefaßt im Pallast des Herrschers lehrte mich der edle Herr von Rochow, oder Hussein-Bei, nach und nach die Großbeamten des Kaliphen kennen, lehrte sie mich schätzen nach ihrem wirklichen Werth und unterrichtete mich in den Sitten und Gebräuchen der Mamelucken, bei denen viel Christliches mit unterläuft. Es währte keine Ewigkeit, so bemerkte ich, daß mein Herr von Rochow mit seltsam-tiefen Plänen umging und daß er einen mächtigen Anhang hatte im Pallast sowohl, als auch in der Stadt und auf dem Lande, aber ich merkte auch, daß ihm viele der Großbeamten feindlich waren und daß ganze Reiterhaufen von einer unerhörten Wuth wider ihn entbrannt waren. Dem forschte ich weiter nach und fand bald, daß Hussein-Bei an der Spitze der Partei der Anhänger des gegenwärtigen Kaliphen stand, der durch Hussein-Bei's Hülfe eigentlich erst auf den Thron gekommen war; daß aber die meisten der andern Großbeamten noch ihre Stellen von dem frühern Kaliphen hatten und dem neuen Herrscher, und besonders dem Hussein-Bei abgünstig waren. Der frühere Kaliph soll auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen sein, welches mir auch sehr glaubhaft erscheint, da die meisten Mameluckenkaliphen ermordet worden sind. Die Reiter, die so von einer unerhörten Wuth wider Hussein-Bei beseelt waren, das waren die ehemaligen Leibwachen des Pallastes, die Wächter des vorigen Kaliphen; Hussein-Bei hatte sie besiegt in der Schlacht, hatte ihnen die goldenen und silbernen Zierden ihres Vorrangs genommen und sie den andern Reitern, die aus des Kaliphen Beutel besoldet wurden, gleich gemacht. Alles, was ich so bemerkt hatte, das theilte ich meinem gütigen Freunde und Gönner eines Abends, da wir allein waren, mit. Er sah mich an und lächelte halb, dann sagte er freundlich: mein guter Landsmann, die Zeit ist gekommen, da ich dich ganz in mein Vertrauen ziehen muß, denn ich bin deiner Hülfe benöthigt und du wirst diese Hülfe mir schlecht und recht leisten, treu und fest wie ein Deutscher. Das gelobte ich mit Herz und Hand und war zu Allem bereit, aber mir fiel doch der

Muth ganz gewaltig, als Hussein=Bei vor mich trat, ganz nahe, und leise und in deutscher Sprache zu mir sagte: „Lieber Landsmann, du mußt mit den mohrischen Reitern, die unter deinem Befehl sind, morgen, wie gewöhnlich, das Thor der Gerechtigkeit besetzen, aber keinen Menschen einlassen in die innern Gemächer des Kaliphen, der dir nicht das Wort „Agiaë“ als ein Merkzeichen giebt, daß er zu den Unsern gehört.“ Da ich gar bestürzt aussehen mochte und verwirrt, sprach Hussein=Bei weiter: „du begreifst das nicht, lieber Landsmann, aber ich will dir das Räthsel lösen: der Kaliph ist sehr krank und wird nicht lange mehr leben, wahrscheinlich überlebt er die nächste Nacht nicht, ich aber will Kaliph morden an seiner Stelle!“ Hussein=Bei sagte das so ruhig, daß ich bald merkte, wie das eine längst beschlossene Sache bei ihm sei und ich mir vergebens Mühe geben würde, ihn abzureden von solch' grausam gefährlichen Wagniß. Er ließ mir auch nicht Zeit dazu, sondern erzählte mir schnell, daß der jetzige Kaliph seinen Plan wisse, aber ein gar alter und schwacher Mann sei, der sich leicht von den andern Großbeamten bereden lassen könne, noch vor seinem Ende Dinge zu thun, die gegen Hussein=Bei's Vortheil wären. Deshalb dürfe niemand zu dem Kaliphen als die Frauen seines Harem's und die Kämmerlinge, die aber waren alle für Hussein=Bei gewonnen. Weiter sagte er mir, daß man in der Stadt, daß namentlich die meisten Häupter der Mameluken, noch gar nicht wüßten, daß das Ende des Kaliphen nahe sei, daß er nur diejenigen darüber benachrichtigt habe, die seine Anhänger wären, und daß alle Stadttheile rings um den Pallast voll Reiter und Lanzenträger lägen, die ihm zugethan und gehorsam. Das beruhigte mich zwar etwas, aber ich weinte vor Angst um den tapfern großmüthigen Herrn, als er mit freundlichem Gruß von mir ging, um sich nach der Kammer zu begeben, in der der Kaliph auf seinem Sterbebette lag. Die ganze Nacht hindurch schlich ich bang und ängstlich durch den Pallast, überall standen doppelte Wachen von dem Mameluckentrupp, der unter den besondern Befehlen des Aga's stand und ihm blindlings ergeben war. Es regte sich nichts, es kam Niemand. Gegen Morgen weckte ich meine Mohrenreiter, welche, wie gewöhnlich, bei Sonnenaufgang die weißen Pallastwächter ablös'ten, aber ich besetzte alle Zugänge zur „goldenen Kammer“, wie des Kaliphen Schlafgemach hieß, doppelt, und mit dreißig der stärksten stellte ich mich auf am Thore der Gerechtigkeit. Die Mohren standen

wie Steinbilder im Halbkreise um mich, die kurzen starken Speere in der Hand, mit denen sie kunstvoll zu fechten wissen in Wurf und Stoß, die wilden schwarzeu Gesichter unter den spitzen weißen Mützen, so stehen sie noch heute vor mir. Endlich kam ein hoher Beamter mit großem Gefolge, es war Tesir-Bei, der Defterdar, so nennt man dort den Schatzmeister. Er winkte mir und flüsterte mir zu: Aglaë! ich ließ ihn durch, sein Gefolge aber blieb draußen. So kamen noch mehrere große Mameluckenbei's, die das Wort hatten; andere kamen und hatten es nicht und wurden zurückgewiesen. Mir fiel gleich auf, daß sie gar nicht zornig thaten über die ungewohnte Zurückweisung, sondern sich ruhig entfernten; Einige lächelten sogar. Ich theilte meine Bemerkung auch einem Bei mit, der das Wort hatte und also zu unserer Partei gehörte, aber entweder hatte er vergessen, Hussein-Bei zu benachrichtigen, oder es war ein Verräther. So war es fast Mittag geworden und immer noch gingen Anführer der Mamelncken nach der goldenen Kammer, kam aber Keiner zurück, und erfuhren wir auch nicht, ob der Kaliph todt wäre oder nicht. Fast alle Bei's waren mit größer'm oder kleiner'm bewaffneten Gefolge zu Fuß und zu Roß gekommen, das blieb auf dem großen Platze vor dem Pallaste, auf dem bald eine wahre Armee von Hussein-Bei's Anhängern versammelt war, zu meinem großen Troste, wie ich mir denn auch immer wieder in's Gedächtniß zurückrief, daß alle Stadttheile rings um den Pallast von unsern Partisanen besetzt seien. Dennoch ahnte ich ein Unglück, und es sollte auch nicht lange dauern, daß meine böse Ahnung in Erfüllung ging. Plötzlich erklang ein einzelner Trompetenstoß am äußersten Ende des Platzes, eine seltsame Bewegung kam unter die Menschenhaufen, sie liefen durcheinander und brachen dann in ein furchtbares Geschrei aus. Ich sah in drr Ferne etwas blinken und blitzen, was sich rasch näherte; ich erkannte lange nichts, plötzlich aber stob das Gedränge auseinander, eine breite Straße ward offen bis zum Thor der Gerechtigkeit und daher galloppirten in langer Linie neben einander glänzend gerüstete Reiter, die ein grünes Feldzeichen führten. Ich kannte es nicht, hielt mich an den Befehl meines deutschen Landsmanns und ließ meine Mohren die Speere senken. Ein einzelner Reiter trabte jetzt vor und befahl mir herrisch Platz zu machen für den großen Barmeciden, den Kaliphen von Aegypten, den Herrn der Welt. Ich that es nicht, ich wollte mein Wort nicht brechen, übrigens verstand ich auch von der

ganzen Sache damals nichts und habe erst nachher erfahren, daß der große Barmecide der Abkömmling eines alten Kaliphengeschlechts war, der jetzt die Gelegenheit wahrnahm, sich des Thron's seiner Väter wieder zu bemächtigen. Ich schloß diesem mächtigen Herrn mit meinen dreißig Mohren das Thor des Pallastes und ließ Hussein-Bei, meinem edeln Landsmanne, melden, was sich zutrage. Auf meine Weigerung hielten die Anführer des Barmecidischen Haufens einen Rath unter sich und als sie wieder auseinander sprengten, da wich auch jene glänzende Reiterschaar zu beiden Seiten auseinander und ein starker Haufe von Speerträgern mit eisernen Helmhauben und Schilden lief das Thor an. Da aber das Thor sich nach innen zu verengerte und vier oder fünf steinerne Stufen steil und glatt aufwärts führten, so nutzte der Speerträger Grimm und Kampfmuth wenig; meine Mohren waren geübte Streiter und ihre Speere zu Stoß und Wurf gleich brauchbar. Es entspann sich ein heißes Gefecht im Thore der Gerechtigkeit, das aber immer nur zwischen Zweien geführt wurde, an deren Stelle andere Kämpfer traten, wenn sie todt oder wund nieder lagen. Angstvoll spähete ich nach dem Innern, sehnte mich nach den Befehlen meines deutschen Landsmannes, aber statt seiner kehrten nur meine Wachen zurück, die durch fremde Krieger vertrieben, sich nach dem Thore der Gerechtigkeit, als auf ihren Hauptposten, nach Kriegsgebrauch zurückzogen. Es konnte mir nicht mehr zweifelhaft sein, daß die Krieger des großen Barmeciden durch andere Eingänge in den Pallast gedrungen und mich von meinem Freunde Hussein-Bei abgeschnitten hatten. Jetzt beschloß ich, an meinem Posten zu sterben, aber mein Leben theuer zu verkaufen; was draußen vorging, konnte ich nicht mehr sehen; ein Wald von Lanzen starrte vor dem Thor; ich hörte nur das wüste, markerschütternde Geschrei des Kampfes, das Klirren der Waffen und das Geschrei Verwundeter und Sterbender. Plötzlich ward's hinter mir laut, Waffengeklirr und Kampflärm. „Ha, mein treuer deutscher Landsmann!" schrie Hussein-Bei und trat, gefolgt von einer Menge von Bei's und Aga's, in die Thorhalle: „Durch das Thor der Gerechtigkeit gehen wir ein in den Tod!" schrieen sie Alle. „Komm!" rief mir Hussein-Bei zu und faßte mich am Arm; „laß deine Mohren ausfallen." Mit einem wüsten Geschrei, die schweren Speere vorgestreckt, die langen weißen Gewänder als Schild um die linken Arme gewickelt, so fielen die schwarzen Teufel durch das Thor aus, nach ihrer Kampfsitte den einen Speer

schleudernd und mit dem andern in der Faust, in Tigersätzen nachspringend; hinter den Mohren dicht folgten Hussein-Bei und ich und dann der ganze Schwarm der mit uns verbündeten Aga's und Bei's. Wir gewannen fechtend Raum, es begann ein ungeheures Morden auf dem weiten Platze; in kleinen und größeren Haufen stießen unsere Anhänger zu uns; wenn es uns gelang, den befestigten Pallast des Defterdar's zu erreichen, den Hussein-Bei's Kiamil besetzt hielt, so waren wir für's Erste gerettet. Wir schlugen uns durch, wir erreichten den Pallast, der wie ein Castell das ganze Stadtviertel beherrschte und schützte. Kaum waren wir in Sicherheit, als mir Hussein-Bei in aller Eile sagte: er habe sich noch nicht zum Kaliphen ausrufen lassen, fast im Moment des Todes des Kaliphen seien die mit den Barmeciden verbündeten Bey's und Emirs in die goldene Kammer gedrungen, der Barmecide habe ein Anrecht auf den Thron, er werde sich mit ihm vertragen, er müsse sich hier nur halten, um für sich und seine Verbündeten die besten Bedingungen zu bekommen. Nachdem wir den Pallast erreicht hatten, war das Morden draußen eingestellt worden. Botschaften wurden hin und her geschickt, Abgesandte kamen und gingen. Alle unsere Anhänger sammelten sich um uns, und wir hatten bald ein zahlreiches Heer um uns; so lange wir noch Zulauf hatten, so lange zögerte Hussein-Bei mit dem Abschluß seines Vertrages; erst als die Zuzüge spärlicher wurden, entschloß er sich, die Bedingungen des Barmeciden anzunehmen, und wahrlich, der Kaliph war ein großmüthiger Herr, er überließ Hussein-Bei, dem Kriegsgott der Mameluken, wie er ihn in seinem Schreiben nannte, die Statthalterschaft von Niederägypten, daß er dort ein scharfer Wächter der Reichsgrenzen sei, und gestattete ihm, alle seine Schätze und Freunde mit sich dorthin zu führen. Dafür sollte Hussein-Bei ihn als Kaliphen anerkennen und ihm jährlich zwanzig Tausend goldene Byzantiner und einige Producte des Landes zur Hofhaltung des Kaliphen nach Kairo senden. Darauf bin ich mit meinem Herrn und Landsmann, eurem Großoheim, gestrenger Herr, gen Niederägypten gezogen und habe in dessen Pallast als ein Feldhauptmann noch viele Jahre gelebt. Hussein-Bei hatte nicht die Absicht mehr, nach Deutschland heimzukehren; er war zu lange ein großer Herr und Fürst im Orient geblieben, er hätte sich nicht wieder darein gefunden, ein Unterthan zu sein, nachdem er so lange Zeit ein Gebieter gewesen; ich aber hatte einen

theuren Eid geschworen, meinen Landsmann und Wohlthäter nicht zu verlassen bei seinem Leben. Wohl sehnte ich mich oft nach der lieben Heimath, wohl sprach ich zu meinem Herrn oft und viel von Deutschand nud die Deutschen, die als Gefangene zu uns kamen, hatten sich gewiß nicht zu beklagen. Mein Herr Hussein Bei wurde sehr, sehr alt und sah mit Ruhe seinem Ende entgegen, denn er war seinen Leuten ein milder und großmüthiger Herr gewesen sein Leben lang; hatte auch für das arme Volk gethan, was in seinen Kräften stand und war in seinem Herzen ein Christ geblieben. Da der mächtige Hussein-Bei nun ganz alt geworden war und müde und lebenssatt, da ließ er mich eines Abends zu sich rufen und sprach: „lieber Landsmann, ich fühle, daß mein Stündlein gekommen ist und daß ich Abschied nehmen muß von Dir und dieser Welt; ich sterbe tapfer und gerne, denn ich getröste mich des Verdienstes Jesu Christi; wenn ich aber todt bin, treuer Mann, dann mache Dich eilends auf und besteige das Schiff, das ich zu dieser Fahrt längst habe rüsten lassen; das führt Dich nach Pisa in Wälschland; von dort wandere in mein liebes Heimathland in die Mark Brandenburg, zwischen dem Elb- und Oderstrom und forsche fleißig nach meiner Sippschaft, dem edeln Geschlecht derer von Rochow. Denen bringe meinen Gruß und diese beiden Beutel voll Perlen und edlem Gestein, sie sollen's nützen so gut sie können und der Schatz wird dem Geschlechte Ehre bringen, denn es haftet nicht der Fluch der Armuth daran, sondern ist ehrliche Kriegsbeute. Ich verlange nichts dafür, als daß sie in einer ihrer Kirchen im märkischen Lande eine Messe stiften für die Seele des von Rochow, der ein Fürst im Morgenlande war." So sprach der große und tapfere Hussein-Bei zu mir; er ist bald darauf gestorben, seine Seele aber ist bei Gott und über ein Kleines, so hoffe ich, werde ich durch die Gnade unseres Herrn Jesu Christi mit ihm vereinigt sein. Ich habe gethan nach seinem Worte; Euch, gestrenger Herr, habe ich den Silberreif mit den drei Rochen gebracht, den er mir als Erkennungszeichen gelassen, auch habe ich die beiden ledernen Beutel mit Perlen und edlem Gestein übergeben, mein Tagewerk ist vollendet und nun mag ich dahin fahren in Frieden."

Der alte Mann hatte gegen das Ende seiner Erzählung immer rascher, aber auch immer leiser gesprochen; er fühlte, daß seine Kräfte zu Ende gingen. Als er geendet, drückte er die Hand fest, die Herr Hans dem treuen Diener

seines Großoheims gereicht, lächelte ihm freundlich zu und sank ganz erschöpft auf sein Strohkissen zurück.

Herr Hans von Rochow rief den heilkundigen Franciscaner, der wiegte leise seinen klugen Kopf und sprach: „das Lämplein des Lebens lischt aus, es hat kein Oel mehr, Gott sei seiner Seele gnädig!“

Der treue Mann war gestorben in dem Moment, da er seine Botschaft vollendet; der Mönch und der Ritter aber knieeten nieder an dem Sterbelager des treuen Pilgers und beteeen gemeinschaftlich für ihn und für sich. Darnach erhob sich der von Rochow und legte ein großes Stück Geld in des Mönchs Hand, auf daß er ein ehrenvolles, christliches Begräbniß anordne für den treuen Diener des Hauses Rochow und verhieß, er werde selbst kommen am dritten Tage gegen Morgen, um dem Todten das Geleit zu geben zu seinem letzten Kämmerlein. Danach verließ der edle Herr tief gerührt das heilige Haus.

Wir sind am Ende unserer Erzählung, denn es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung weiter, daß der ehrenhafte Rittersmann, Herr Hans von Rochow, noch im selbigen Jahre die liebliche Margaretha heimführte auf sein Schloß Gollnow, und daß er erst nach einer langen und gesegneten Ehe zu seinen Vätern versammelt worden ist. Fräulein Richenza Ryke war jedenfalls die heiterste Person unter den Hochzeitsgästen an Jungfrau Margaretha's Ehrentage, hat später einem Freiherrn aus dem Kraichgau ihre Hand gegeben, dann hat man in märkischen Ländern nichts Sicheres wieder von ihr vernommen, obwohl Herr Hans von Rochow späterhin mit alljährlich wachsender Sicherheit von ihr zu behaupten pflegte, Richenza Ryke habe erst ihren Mann, den Freiherrn, aber alsdann sich selbst zu Tode gelacht. Die fromme Cordula Ryke starb in einem Nonnenkloster zu Alten-Stettin im Geruch der Heiligkeit, was der ganzen Familie große Ehre zu Wege brachte. Jungfrau Agnes Ryke blieb ebenfalls unvermählt, auch nach dem Tode ihres Großvaters, der, hundertjährig und kindisch geworden, in ihr die liebevollste Pflegerin gefunden hatte; sie wirthschaftete noch lange auf dem Hofe zu Ryksdorf; der geistliche Herr Damian Ryke brachte sein Alter kaum auf 60 Jahre; er soll sich bei einem gelehrten Streite über die Entstehung der Städte Berlin und Köln, was sein Lieblingscapitel war, sehr erhitzt und kalt darauf getrunken haben; seit dem kam er nicht wieder zu seiner Gesundheit. Die fromme Wittwe des Ritters von Uttenhoven lebte in guter Eintracht mit ihrem Schwieger-

sohn, aber wenn sie nach Gollnow zum Besuch kam, so hatte Herr Hans von Rochow durch einen unglücklichen Zufall stets auf Potsdam zu thun, und merkwürdiger Weise kam er von dort nie früher zurück, als nach der Abreise seiner Frau Schwiegermutter. Der dicke Herr verstand sich auf die Schwiegermütter und zwinckerte jedes Mal recht fröhlich mit den Augen, wenn Jemand die Eintracht rühmte, in der er mit der Wittwe des Ritters von Uttenhoven lebe.

Der Berliner Kaland.

Seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert legte der fromme Sinn unserer Väter dem ehelosen Stande und ascetischen Leben der Mönche und Nonnen einen immer höheren Werth und Grad der Heiligkeit bei. Je größer nun die Achtung war, in der die geistlichen Orden bei Vornehm und Gering standen, desto größer wurde die Begier bei allen Ständen, Theil zu nehmen an der Heiligkeit des Ordenslebens, sich theilhaftig zu machen der geistlichen Vortheile und Wohlthaten. Aus dieser Begier unserer Väter stammen die Möndhsorden, die mehr oder minder nach dem Vorbilde der älteren, in jener Zeit gestiftet wurden; aber obgleich die Stiftung von Orden so überhand nahm, daß sich die Concilien gegen weitere Vermehrung derselben setzen mußten, so genügte das dem Glaubenseifer jener Zeit noch lange nicht. Der Adel stiftete jene berühmten Orden der Tempelherren, der Johanniter, der Deutschherren, in denen er das Ritterthum mit dem Mönchthum verschmolz, und Fürsten, Bürger und Edelleute ließen sich um die Wette als Layenbrüder in die Klosterbücher eintragen, um wenigstens irgendwie mit den heiligen Mönchen in gesegneter Verbindung zu sein. In den Städten aber kamen die frommen Brüderschaften auf, die noch heute in den Ländern der katholischen Kirche vielfach segensreich wirken, damals aber noch weit nützlicher waren als jetzt.

Um dieselbe Zeit begegnen wir im Norden Deutschlands, aber ausschließlich im Norden, in den alten Ländern des großen sächsischen Nationalherzogthums, das heißt also zwischen Elbe und Weser und an vielen Stellen weit über diese Flüsse hinausgreifend, einer frommen Brüderschaft, die in der Geschichte eben dieser Länder, namentlich auch in der Geschichte Berlins, keine unbedeutende Rolle spielt. Diese Brüderschaft oder Gesellschaft heißt kurzweg: der Kaland, oder die Kalandsbrüderschaft, oder auch namentlich der Berliner Kaland, die Elendsgilde. Woher der Name? Man sagt, die

Brüderschaft sei stets am ersten des Monats (im römischen Kalender Calendae genannt) zusammengekommen: daher der Name. Das ist möglich, aber gewiß ist's nicht; denn es steht nicht einmal fest, daß die Kalandsherren und Brüder sich am ersten des Monats versammelt haben. Kurz, die Ableitung des Namens ist ungewiß. Der Name Elendsgilde wird klar aus dem Bestätigungsbriefe des Berliner Kaland, wie wir gleich sehen werden.

Die Kalandsbrüderschaften kamen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf; die älteste Urkunde über einen märkischen Kaland ist von 1320, wo Papst Johann XXII den Kaland zu Seehausen bestätigte, doch scheint der älteste Kaland zu Corvey in Westphalen gewesen zu sein. Was war nun der Zweck der frommen Brüderschaft, die man Kaland nannte? Diese Vereinigung von Priestern und Laien wollte erstlich: Geistliche, die sich in Noth befanden, unterstützen, und besonders Geistliche, aber auch andere Reisende, die im Elende, das heißt im Auslande, in der Fremde waren. So stark war das Gefühl unserer Väter für die Heimath, das Vaterland, daß sie Ausland und Elend gleich achteten; Ausländer waren für sie Alilendi, Elende, und wurde Jemand aus seinem Vaterlande verbannt, so sagten sie: „er ist in's Elend gegangen!" Wie die ganze Zeit aber, so setzten die Stifter des Kalands das geistliche Wohl über das leibliche, und hatten die Kalandsbrüder besonders dafür zu sorgen, daß Keiner der Ihrigen sterbe, bevor er die letzte Oelung empfangen und sich zum Todeskampf gestärkt an den Trost- und Gnadenmitteln der Kirche. Ferner war eine Pflicht der Kalandsbrüder und Schwestern, denn auch Frauen wurden nicht ausgeschlossen, daß sie sich unter einander vermahnten zu gemeinsamen Andachten, zu gottseligem Leben, zu Werken der Liebe und der Barmherzigkeit. Dafür hatte jedes Mitglied der Elendsgilde Antheil an dem geistlichen Verdienst, das die gesammte Brüderschaft, nach der Lehre der katholischen Kirche, durch ihre guten Werke erwarb.

Die Bischöfe beförderten natürlich nach Kräften eine solche Genossenschaft, die ihnen zur christlichen Zucht ihrer Priester- und Laienschaft in gleicher Weise nützlich war, und statteten sie mit großen geistlichen Vorrechten aus. Als Bischof Ludwig von Brandenburg 1344 den Berliner Kaland bestätigte, hob er in der Urkunde besonders hervor, daß die Brüderschaft sich armer Priester zu Köln und Berlin annehmen wolle, die an allen, auch den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litten, kein Obdach und keinen Trost fänden

bei Menschen, auf den Kirchhöfen sich aufhielten, dort vor Hunger und Durst, Kälte und Krankheit umkämen und auch im Tode dann noch eines christlichen Begräbnisses entbehrten. Diese einzige Stelle der Urkunde läßt einen tiefen Blick thun in das Elend jener Zeit, wo alle Verhältnisse zerrüttet waren durch die Kriege um das Erbe Waldemar's des Großen. Man erinnere sich der unbestreitbaren und auch unbestrittenen Frömmigkeit jener Zeit, ihrer Achtung vor dem Priesterstande, ihrer Begier, Theil zu nehmen an guten Werken und ihrer Lust am Wohlthun, und doch kommen auf den Kirchhöfen Berlin's Priester um vor Hunger und Kälte!

Die erste Begünstigung, die der Berliner Kaland von dem Brandenburger Bischof Ludwig erhielt, war die, daß alle, die den Andachten der Brüderschaft, den Vigilien und Seelmessen für verstorbene Brüder, beiwohnten, sie möchten nun Mitglieder des Kalands sein oder nicht, einen vierzigtägigen Ablaß haben sollten.

Fast jeder Bischof von Brandenburg bestätigte nicht nur, sondern erweiterte die Vorrechte des Kalands und das Ansehen der Brüderschaft stieg unglaublich, als sie die Freiheit erhielt, auch während des Interdictes und Bannes über ihren Altären bei offenen Thüren die Messe lesen zu lassen, mit Glockengeläut dazu zu laden und ihre Mitglieder zu begraben, als seien sie nicht unter dem Banne. Solche Vorrechte brachten Ansehen und Reichthum. Der Kaland hatte bald in der Sanct Nicolaikirche eine eigene Kapelle und sieben Altäre, in der Sanct Marienkirche zwei und in der Sanct Petrikirche drei Altäre. Die Verwaltung des Vermögens und der Einnahme, die reichlich aus frommen Gaben und Schenkungen, sowie aus den Eintrittsgeldern flossen, lag den Kalandsherren ob. Bei dem Berliner Kaland gab es deren drei: den Dechanten und die beiden Kämmerer. Die übrigen Mitglieder hießen Kalands- oder Kalander-Brüder. Zu seinen Zusammenkünften kaufte der Kaland gewöhnlich ein Haus, das in Berlin und an andern Orten der Kalandshof genannt wurde. Das erste Haus des Berliner Kalands lag wahrscheinlich in der Gasse, die von der Heiligengeiststraße nach der Spandowerstraße führt und lange Zeit die Kalandergasse hieß, bis sie den Namen Brauhausgasse erhielt, obwohl man den alten Namen hätte recht wohl zum Gedächtniß fortbestehen lassen können. Bald aber erwarb die Brüderschaft den stattlichen Kalandshof in der Klosterstraße, darin sie ge-

tagt und getafelt hat bis zu ihrer Auflösung. Diesen Kalandshof und seine Einkünfte überwies der Kurfürst 1548 dem Kirchenkasten zur bessern Bezahlung der Kirchen- und Schuldiener. Der Kirchenkasten ließ den Kalandshof 1698 verkaufen, wo ihn der Rath von Berlin für zwei Tausend und zweihundert Thaler an sich brachte. Es kamen nun die Gefängnisse hinein und Kalandshof war im vorigen Jahrhundert die Stadtvoigtei Berlins.

In der Sprache der Berliner Gauner und Diebe heißt jetzt noch das Gefängniß, poetisch genug, das „graue Elend". Liegt darin vielleicht eine verklingende, nicht mehr bewußte, Reminiscenz an den Kalandshof, an den Sitz der Elendsgilde?

Der Rath hat den Kalandshof verkauft; es ist ein Bürgerhaus daraus geworden; von den alten Baulichkeiten wird, außer den stark gewölbtrn Kellern, wenig mehr vorhanden sein, aber die Gasse, die von der Klosterstraße nach der Königsmauer führt, hat sich ihren alten Namen, die Kalandsgasse, bis heute erhalten.

Außer dem Berliner Kalande werden in den Urkunden jener Zeit noch erwähnt: die Kalandsgesellschaften zu Brandenburg, Frankfurt, Fürstenwalde, Müncheberg, Mittenwalde, Bernau, Teltow, Cüstrin, Perleberg u. s. w.; überall wirkten sie anfänglich sehr günstig, nicht nur speciell in geistlicher, sondern auch in allgemein sittlicher Hinsicht. Außer den feierlichen Gottesdiensten, den Vigilien und Seelmessen für verstorbene Brüder, versammelte sich der Kaland auch an gewissen Tagen zu Festmahlzeiten. Man verband nach der Sitte der Zeit und des Landes einen mäßigen Trunk und eine einfache Mahlzeit mit den gottesdienstlichen Uebungen. Man hatte dabei die Liebesmahle der alten Christen im Auge und suchte durch Einwirkung auf die Brüder und Schwestern die rauhe, oft rohe Volkssitte zu mildern, zu veredeln. Streit und Zank war bei diesen Liebesmahlen verboten bei schwerer Strafe; auch über Abwesende durfte nicht lieblos geurtheilt werden; Fluchen und Schwören, ein Hauptlaster der Zeit, war streng verpönt und alle, die an dem Mahl Theil nehmen wollten, mußten in ziemlicher Tracht erscheinen. Nach dreimaliger Vermahnung konnten die Kalandsherren die Ausstoßung verhängen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Kalande auch in dieser Beziehung Gutes gewirkt haben, aber ihre wohlthätige Wirksamkeit war nur von kurzer Dauer, sie arteten schnell aus und grade die Liebesmahle wurden Opfermahle

der gröbsten Völlerei, und die Kalande kamen dadurch in den Augen des Volkes so herunter, daß „Kalander“ oder „Kalender“ bald ein bezeichnender Ausdruck: Prasser, Schlemmer und Vollsäufer, wurde. Reformationen wurden wohl mit mehr oder minderm Erfolg von Zeit zu Zeit versucht, aber die Kalandsbrüderschaften in der Mark waren schon todt, ehe die Reformation kam. Die Berliner Elendsgilde wird nicht besser gewesen sein als die andern, obwohl die Nachrichten fehlen, aber der Kaland zu Pasewalk in Pommern war 1514, urkundlich zu erweisen, nichts als eine mehr als fidele Saufgesellschaft.

Ein Punkt verdient noch besonderer Erwähnung: man findet auch die Bezeichnung Kalandsorden, und nach den Statuten steht es fest, daß den Eintretenden (aber wahrscheinlich nur den Priestern, weil nur diese Kalandsherren werden konnten) ein Eid abgenommen wurde, nichts von den Geheimnissen der Brüderschaft zu verrathen. Man würde sehr irren, wollte man daraus auf Ordensgeheimnisse schließen, danach war die ganze Stiftung nicht angethan; die Geheimnisse, die der Eintretende nicht zu verrathen versprach, waren lediglich Geheimnisse der innern Oekonomie. Es konnte keine andern geben.

Uebrigens lebte trotziger Sinn für Recht und das starke Bewußtsein der Gemeinschaft in den Kalanden so gut wie in all' den kräftigen Corporationen, Gilden, Zünften und Gewerken des Mittelalters, die mit ihrer Lebenskraft, trotz zahlreicher Mängel und Gebrechen, sich bis in unsere Zeiten erhalten haben. Wir freilich in unserm Witz haben uns bemüht, sie gar todt zu schlagen und zu begraben, statt daß wir danach hätten trachten sollen, wie wir sie befreieten von ihren Mängeln und Gebrechen und ihnen zu neuem Leben verhülfen. Die Idee der Corporation ist eine starke, gewaltige, weil sie auf dem sittlichen Grunde der Unterordnung und des Gehorsams beruht; sie ist eine unvergängliche, weil sie sich beschränkt; die Idee der Association, die man in neuer Weisheit an die Stelle der Corporation hat setzen wollen, hat keine Dauer, weil sie sich nicht beschränkt, ist eine schwächliche, unfruchtbare, weil sie auf dem unsittlichen Grunde der Gleichberechtigung Aller beruht.

Wie Konrad Schütze, der Schreiber, und Nicolaus Cyriax, der Propst von Bernau, von den Berlinern ermordet wurden.

Berlin und Köln waren für jene Zeiten stattliche und mächtige Städte geworden unter den letzten Markgrafen aus dem erlauchten Hause Anhalt, die sich nach ihrer alten Stammburg bei Aschersleben Ascanier nannten, und suchten beide Städte, gemeinschaftlich und für sich, sich immer unabhängiger zu machen vom Landesherrn, den Hansestädten und ihren Freiheiten nachstrebend, die dazumal Musterstaaten waren für alle Städte des Binnenlandes.

Die Zeit war ganz dazu angethan, um ein solches Streben nach städtischer Unabhängigkeit nicht fruchtlos zu lassen; eine elend jämmerliche Zeit war über die Marken gekommen, als Waldemar der Große versammelt wurde zu seinen Vätern und sein Brudersssohn Markgraf Heinrich, der letzte Ascanier, der in diesen Landen geherrscht hat, ihm nach wenigen Monden schon in's Grab folgte.

Die Marken, die eben noch so mächtig eingegriffen in die Geschichte, mit deren vereinter Kraft Waldemar der Große den Dänenkönig gedemüthigt, dem Polenkönig und dem Meißner Markgrafen Tribut abgezwungen und die erste Stelle errungen in Norddeutschland, sie fielen machtlos auseinander. — Jedem, der fest zugriff, eine leichte Beute.

Der Märker lernte damals schon die Liebe seiner Nachbarn kennen.

Der Welfenherzog in Braunschweig, Heinrich's des Löwen ungroßmüthiger Enkel, der Frau Agnes, des großen Waldemar fürstliche Wittwe, zur Herzogin genommen, nahm die Altmark, als Einstand in die Ehe, dazu; der falsche, glattzungige Sachsenherzog Rudolph zu Wittenberg, der über den letzten brandenburgischen Askanier, Heinrich, Vormund gewesen, faßte mit gierigen Händen auch nach Brandenburg's herrenloser Krone und gönnte keinem der Nachbarn einen Antheil der Lande, auf die freilich Keiner von Allen ein Recht hatte. Gleiches thaten die Herren von Mecklenburg und Werle, die Waldemar der Große zum Schemel seiner Füße gemacht hatte. Der Meißner Markgraf, so oft besiegt von Waldemar, erholte sich jetzt an dem Nachlaß seines todten Besiegers; die geistlichen Fürsten ringsum ließen manch' fette Abtei, manch' reiches Klostergut durch die Finger fallen, und die hochwürdigsten Herren Erzbischöfe von Magdeburg trieben es gar grob.

Der schlaue Lützelburger König Karl zu Böheimb aber saß in Prag, seiner stolzen Königsstadt, und begnügte sich vorläufig mit bescheidenem Raubantheil, unablässig sinnend, wie er das ganze Erbe Waldemar's an die Krone Böheimb brächte und alles Land von Prag bis an die Ostsee seinem Scepter unterwürfe.

An die einzigen rechten Erben, an die Grafen zu Anhalt, dachte Niemand, und wer ihrer gedachte, der mißbrauchte ihr Recht, doch nur zum Vorwande für sein Unrecht.

Es ist ein eigenthümlicher Umstand, daß die rechten Erben zu Brandenburg, die Grafen und später Fürsten, durch Napoleon Herzoge, zu Anhalt, auch später niemals im Stande waren, ihre Rechte geltend zu machen. Noch immer liegen die anhaltischen Lande, klein und unbedeutend, mitten in den weiten Provinzen, deren Herren die Anhaltiner heute noch sein könnten, hätten es ihre Väter verstanden, zur rechten Zeit Rechte geltend zu machen und sie zu behaupten.

In den brandenburgischen Landen selbst aber herrschte damals Uneinigkeit und Keiner neben ihr; die Städte huldigten demjenigen Fürsten, der ihnen die meisten Privilegien und weitesten Freiheiten ließ und sahen es wohlgefällig schmunzelnd mit an, wie sich die fremden Fürsten, die kein Herz hatten für dieses feste, nüchterne, treue märkische Volk, überboten bei solch' un-

würdigem Schacher, die fürstliche Würde herunterbrachten in den Augen des Volkes und das Ansehen des Landesherrn muthwillig vernichteten.

Der Landesadel aber, die großen Geschlechter der edeln Gänse zu Putlitz, der Bartensleben, der Alvensleben, der Grafen zu Lindau und Ruppin, der Quitzow, der Wedell, der Rochow und Massow und wie sie alle heißen mögen, der machte es leider nicht besser als die Städte; verlangten die Städte Märkte, Mühlen, Privilegien und Freiheiten, so begehrten die adligen Herren, die der Freiheit und der Freiheiten so viele hatten, daß sie mit dem Ueberfluß hätten einen Handel anlegen können, Geld und Zölle und liegende Gründe und einflußreiche Aemter.

Die leichtsinnigen Bewerber um Brandenburgs Fürstenhut, sie gaben Alles dahin, Alles, davon bislang die Fürstlichkeit in diesen Landen ihren Unterhalt und Glanz bezogen. Kammergüter, Vogteien, Beden, Zölle, Gerechtigkeiten, Alles wurde verschenkt, verpfändet, verschleudert.

Da geboten die von Rochow, als Pfandinhaber von Potsdam, und erhoben die schwersten Zölle nach Gutdünken auf Spree und Havel, dort weheten die Banner derer von Quitzow von mehr als zwanzig festen Schlössern und die Herren von Wedell hatten auf geraume Zeit kurz und gut die ganze Neumark unter ihre Botmäßigkeit gebracht und hielten überdem zahlreiche Besatzungen in den festen Grenzplätzen Pommern's.

Die Uneinigkeit, die im ganzen Lande herrschte, die allgemeine Zwietracht, herrschte auch insbesondere im Innern der Städte, im Schooße der bürgerlichen Gemeinheiten: hier haderten die Zünfte unter einander und stritten um den Vorrang, dort neideten sie den Patricier oder widerbellten gegen ihre Obrigkeit, Bürgermeister und Rathleute, und unter den Bürgern selbst hatte fast jeder Fürst, dem nach Markgraf Waldemar's fürstlichem Diadem gelüstete, seine besondere Partei.

In Berlin sah's damals, vergleichsweise, noch mit am besten aus, denn waren auch die Bürger und von den Zünften namentlich die alten Gewerke heftig aufgeregt wider den Rath, weil dieser sich von den honigsüßen Worten des glattzüngigen, heimtückischen Sachsenherzogs Rudolph von Wittenberg hatte bethören lassen, ihn anzuerkennen als Markgrafen von Brandenburg, nachdem derselbige nämlich den beiden Städten Berlin und Köln Alles zuge-

standen, was die Städte irgend fordern gekonnt, so brach der Groll doch nicht in offenen Aufruhr und blutige Fehden aus, wie sie damals so viele andere Gemeinwesen ganz zerrütteten.

Herzog Rudolph hatte als Vormund des letzten Askaniers, des Markgrafen Heinrich, zuerst festen Fuß gefaßt in den Marken, dann betrieb er eigene Ansprüche auf Brandenburg als Nachkomme des Herzogs Bernhard von Sachsen, der ein jüngerer Bruder Albrecht des Bären, des Stammvaters der brandenburgischen Askanier, gewesen. Uebrigens war Herzog Rudolph der Verhaßteste unter allen Fürsten, die um Waldemar's Erbschaft stritten.

Warum?

Das Gleißnerische, Heuchlerische seines eigenen Wesens, das bei ihm eine halbfromme, süßlich-freundliche Form angenommen, war auch auf die meisten seiner Begleiter, auf sein Gefolge, übergegangen, und das eben widerte den derben, ernsten und klugen Märker an, der Rudolph's Gewissenlosigkeit trotz der süßen Maske recht gut und bald erkannte. Die Berliner zumal, deren Rath fort und fort, vielleicht sehr staatsklug, mit Herzog Rudolph zu unterhandeln und zu verhandeln hatte, nährten eine furchtbare Erbitterung wider den Sachsenherzog und seine höflichen Anhänger.

Im Jahre 1323 ereignete es sich, daß Herzog Rudolph mit großem Gefolge anwesend war zu Berlin und sich bemühte, etwas beliebt zu werden bei diesem nüchternen, klugen Volke, bei dem all' die fein ausspintisirten Künste nicht verfangen wollten. In dieser Zeit kam des Magdeburger Erzbischofs Geheimschreiber, Konrad Schütze, nach Berlin mit Aufträgen an den Herzog Rudolph, der diesem Schreiber ein gar wohlgesinnter Gönner war und ihn auch schon zu allerlei feinen und listigen Streichen gebraucht hatte, absonderlich in Berlin.

Die Berliner waren darum dem Konrad Schütze, dem süßen Schreiber, über alle Maaßen abhold.

Als nun Konrad Schütze nach der Sitte der Zeit einst vor dem Mittagsessen nach der Stadtbadestube ging, um daselbst ein Bad zu nehmen, da begegnete er einer jungen Bürgerfrau, die war sehr schön, und ihre Schönheit reizte den üppigen Schreiber des Erzbischofs zu einem frechen Scherze.

Seine böse Begierde, die hier so recht sein böser Engel war, trieb ihn und er stellte sich vor die schöne Frau und ladete sie schaamlos ein, ihn in die Stadtbadestube zu begleiten und mit ihm zu baden.

Mit Entrüstung und gebührender Verachtung wies die ehrsame Frau den frechen Menschen ab und las ihm auf gut Berlinisch den Text so derb dabei, daß er ganz beschämt und stille in die Badestube schlich, sich badete und dann zu Herzog Rudolph ging, an dessen Tisch zu speisen, wie er gewohnt.

Für jeden Andern würde die Sache damit ihr Bewenden gehabt haben; man war damals grade nicht empfindlicher als heute, aber für den verhaßten Anhänger des gleißnerischen Sachsenherzogs stand die Sache auf einem ganz andern Blatte.

Einige Männer hatten den frechen Antrag gehört, den der üppige Schreiber der ehrsamen schönen Meisterfrau gemacht; sie schlugen den Vorfall an die große Glocke, sie riefen Zeter darüber in den Straßen, an allen Ecken so laut und so jämmerlich, daß die Bürger in hellen Haufen zusammenliefen, sich gegenseitig erhitzten und sich endlich in eine kaum glaubliche Entrüstung und Sorge für die Tugend ihrer Frauen hineinraisonnirten. Die Haufen wurden größer, Verwünschungen wider den Schreiber und seinen Herrn erklangen; endlich mischten sich Rathleute hinein und ein hitziger Aeltermann befahl einigen Stadtknechten und Bütteln, den Schreiber Konrad Schütze sofort zu fangen.

Wer hätte zu Waldemar des Großen Zeiten gewagt, was nun geschah?

Herzog Rudolph selbst aber hatte die fürstliche Würde so weit herunter gebracht, daß sie nicht einmal mehr von den Berliner Stadtbütteln respectirt wurde.

Die Büttel drangen in den Saal, darin Herzog Rudolph speiste, rissen den üppigen, nun wohl in Todesangst und Kleinmuth demüthigen, Schreiber von des Herzogs Tafel, man könnte sagen von des Herzogs Seite, schleppten ihn hinunter und überlieferten ihn mit auf dem Rücken gebundenen Händen dem Volke, das sein Opfer mit einem rasenden Gebrüll empfing.

Die Leidenschaften stachelten sich gegenseitig bis zur Raserei; man schleppte den unseligen Schreiber bis zum Neuen Markte, holte den in der Nähe wohnenden Henker und befahl ihm, den Konrad Schütze zu köpfen, Angesichts der Marienkirche.

Der Henker nahm keinen Anstand, die Gebote der tobenden Menge zu erfüllen; und so fiel das Haupt des Konrad Schütze als ein Opfer des Grolls der Märker gegen Herzog Rudolph; das war der eigentliche Grund der Hinrichtung; der freche Scherz mit der schönen Bürgerfrau gab nur den willkommenen Anlaß dazu.

Der elende Sachsenherzog wagte nicht einmal einen Versuch zur Rettung des ihm so ergebenen Dieners.

Nach diesem blutigen Acte der Volksjustiz kam ein ungeheurer Schrecken über alle Anhänger Herzog Rudolph's; fast alle verließen die Stadt in der Stille, und selbst die geistlichen Gerichte, die einzigen, die in jener gewaltthätigen Zeit sich noch einiges Ansehen bewahrt hatten, schwiegen und drückten die Augen zu über die blutige That. Die Erbitterung gegen Herzog Rudolph und seine elenden Werkzeuge war zu allgemein und wurde vermuthlich von der märkischen Geistlichkeit getheilt.

Unter den Anhängern des glattzungigen Sachsen, die damals in aller Stille Berlin und Köln mieden, war der vornehmsten Einer der ehrwürdige Herr Nicolaus Cyriax, Propst zu Bernau, der früher in Berlin und vermuthlich an der St. Marienkirche Pfarrer gewesen sein soll.

Ueber zehn Jahre waren verstrichen seit der blutigen Hinrichtung des Schreibers Konrad Schütze, und das Elend der Marken hatte sich nicht gemindert in diesen zehn Jahren, sondern war noch gestiegen; denn Kaiser Ludewig der Bayer hatte seinem ältesten Sohne die Markgrafschaft Brandenburg verliehen mit der Churwürde, nachdem er dieselbe eingezogen als ein eröffnetes Reichslehen; er glaubte dadurch dem Streite der vielen Bewerber ein Ende zu machen, es war dem aber nicht also, es waren nur neue zu den alten Drängern des Landes gekommen.

Immer noch war der Sachsenherzog Rudolph des märkischen Volkes schwerste Geißel, dieweil er das Zustandekommen jeglichen Vergleiches hinderte und der war, der diesem armen Lande Jahre lang den Frieden vorenthielt, bis er es endlich noch durch den falschen Waldemar in die schwerste Versuchung führen half.

Es lebte auch nach zehn Jahren noch der alte Groll in den Herzen der Berliner gegen Herzog Rudolph und seine Kreaturen, und auch Propst Ni-

colaus von Bernau war nicht vergessen; die Berliner bewahrten ihm ein treues Andenken.

Geschah den Städten irgend eine Unbill vom Herzoge, ward etwas verrathen vor der Zeit, so hieß es in Berlin gewiß: „die Suppe hat uns der Propst von Bernau eingebrockt; er mag sich hüten, daß wir ihm nicht einmal so heiß aufschüsseln, daß er sich sein loses Maul garstig daran verbrennt!"

Der Propst von Bernau war dazumal sicher der verhaßteste Mann in Berlin und Köln, dennoch beging dieser wahrscheinlich sonst sehr kluge Priester im Jahre 1335 die Unklugheit, nach Berlin zu kommen und zwar gerade an einem Jahrmarktstage.

Die Kirche war damals der Mittelpunkt des Lebens; die Hand der Kirche war überall, denn man bedurfte ihrer überall; der kirchliche Sinn unserer frommen Väter sowohl, als auch das wirkliche Bedürfniß erheischte zu allen weltlichen Werken auch den Beistand der Priester. So wurden Kirchen und Kirchhöfe auch der Mittelpunkt von Handel und Wandel.

An jenem Jahrmarktstage im Jahre 1335 drängte sich die Menge besonders dicht auf dem Neuen Markte und in all' den Gassen, die zur Sanct Marienkirche führen, denn die Krämer aus den Niederlanden und Brabant in Flandern, die handelsklugen Wallonen zumal, hatten dort ihre feinen Waaren ausgelegt; kostbare Spitzen von Brüssel und Mecheln, zartes Nesseltuch von Cambreyk und glänzende Tuche von Cortryk, lauter Waare, die damals Mode und Luxus eifrig in Verbrauch genommen.

Die Sanct Marienkirche selbst war mit Menschen erfüllt, die an den verschiedenen Altären ihre Andacht verrichteten, oder dem kostbaren Reliquienschatze der Kirche ihre Verehrung darbrachten.

Eine Stunde nach Mittag mochte es sein, da trat ein schon ältlicher Mann aus dem Innern der Kirche unter die Portalhalle. Dieser Mann trug zwar einen langen braunen Mantel über der Simarre, dem priesterlichen Unterkleid, aber das entblößte Haupt, denn den breitkrämpigen Hut hielt er in der Hand, zeigte die Tonsur. Dieser Mann sah sich rings um unter den Anwesenden mit kecken, stechenden Blicken; forschend ruhte sein Auge bald auf diesem, bald auf jenem Angesicht; plötzlich schlug er einem festen Bürger, der müßig an dem innern Portal lehnte, leicht auf die Schulter und sprach hastig

und halb laut: „ist mir ausbündig lieb, daß ich Euch finde, Meister Jürgen Strobel, sagt mir, wie ist's mit meiner alten Forderung an den Kirchenkasten von Sant Marien?“

Während dieser Anrede hatte sich der ehrenfeste Meister Jürgen Strobel, der zu den Kastenmeistern der Sanct Marienkirche gehörte, verwundert umgekehrt, und dem Frager verwundert in's Angesicht sehend, rief er mit eben so viel Verdruß als Erstaunen: „Was, der Herr Propst Niclas von Bernau? Ihr hier, ehrwürdiger Herr, Ihr in Berlin?“

Bei dem Namen des verhaßten Propstes von Bernau stutzten Mehrere, die just vorübergingen, und blieben stehen; Andere traten dazu, und wie's zu gehen pflegt, in ganz kurzer Zeit war ein dichter Kreis gebildet um die Sprechenden.

„Nun? und warum sollte ich nicht nach Berlin kommen zum Jahrmarkt, um meine Geschäfte abzumachen?“ fragte der Propst von Bernau leicht, dann aber setzte er eifrig hinzu, „aber wie ist's, Meister Jürgen, werde ich endlich mein geringes Geld bekommen?“

„Euer Geld“, versetzte der ehrenfeste Bürger ernsthaft, „Euer Geld wird man euch zu Berlin nicht schuldig bleiben, Ehrwürdiger, was aber unser Geld betrifft, so dürft ihr auf keinen Pfennig rechnen!“

Die Umstehenden lachten höhnisch.

„Also werde ich um mein Geld betrogen, darum bestohlen sein?“ rief der heftige Priester.

Ein drohendes Gemurmel wurde laut in dem Kreise der Umstehenden, der Priester achtete in seinem Zorne nicht darauf.

„Ich weiß nicht, was ihr für ein Recht habt zu eurer Forderung an den Kirchenkasten von Sanct Marien,“ sprach jetzt Jürgen Strobel gewichtig, „aber Betrüger und Diebe braucht ihr die Bürger dieser Stadt noch nicht zu schelten, dieser Stadt, die noch manch' alte Rechnung mit euch abzumachen hat, Ehrwürdiger, so noch nicht vertragen ist!“

Die Vorhalle war jetzt dicht voll Menschen und ein mächtiges Gedränge um die Streitenden.

Der Propst wurde immer heftiger; Einzelne erst, dann Viele, dann redeten Alle d'rein. Der Zank begann sehr gefährlich zu werden, es entstand ein

Auflauf, und von wüsten Drohworten kam es bald genug zu Thätlichkeiten. Man schlug auf den Priester los.

Eine märkische Faust fällt hart und schwer.

Mitten im Auflauf ward der Propst von Bernau in der Sanct Marienkirche von den Berlinern erschlagen.

Als der Priester mit zerschmettertem Haupte niedersank und das Blut des Erschlagenen die Steinfließen der Kirche röthete, da kam ein jähes Entsetzen über die wüste, mordlüstige Menge; sie stob nach allen Seiten hin auseinander.

Eine tiefe Stille ward ringsum.

Die Bürger der Stadt, das nahe Unheil ahnend, eilten händeringend nach dem Rathhause, das Entsetzliche zu verkünden.

Mord, Priestermord, Priestermord in der Kirche!

Schweigend bemächtigte sich die Geistlichkeit des Leichnam's ihres erschlagenen Mitbruders.

Der Propst zu Sanct Nicolaus und zu Sanct Marien aber, der schrieb ein feines Brieflein an seinen geistlichen Oberhirten, den hochwürdigsten Bischof, und sendete es durch einen Reitenden gen Brandenburg.

Um die furchtbaren Folgen dieser That möglichst abzuwenden von der Stadt machte sich auch alsbald eine Abordnung des Berliner Magistrats auf den Weg nach Brandenburg, obwohl mit wenig Hoffnung auf Erfolg, denn Priestermord in der Kirche, das war zu viel; die Kirche konnte die Augen nicht zudrücken, wie sie es vor zehn Jahren bei der Hinrichtung des Konrad Schütze gethan.

Am fünften Tage schon begannen die entsetzlichen Folgen jener blinden Missethat.

Bischof Ludewig von Brandenburg sprach den geistlichen Bann aus über die unglücklichen Bewohner der Städte Berlin und Köln und belegte beide Orte mit dem Interdict.

In Folge der Verhängung dieser schwersten und höchsten geistlichen Strafe wurden alle Pfarrkirchen in beiden Städten geschlossen, die Kapellen gesperrt, die Lichter auf den Altären gelöscht und alles Glockengeläut untersagt.

Alle geistlichen Verrichtungen wurden eingestellt, Processionen, Vigilien, feierliche Messen, alles hörte auf.

Schon das war eine furchtbare Strafe für den frommen Sinn unserer Väter, der außerhalb der Kirche kein Heil sah, für Menschen, die immer und überall innerhalb der Kirche zu leben gewohnt waren.

Aber das Interdict traf noch anders, noch tiefer in's bürgerliche Leben der damaligen Zeit hinein.

Es wurden alle Verbindungen zwischen den Bewohnern Berlin's und denen der Umgegend abgebrochen, aller Umgang hörte auf mit den Gebannten, man mied sie wie von Pest Befallene.

Von den Sünden wurde nicht absolvirt und die Sterbenden mußten dahin fahren ohne den Trost und die Sacramente der heiligen Kirche empfangen zu haben.

Handel und Gewerbe hörten ganz auf und furchtbar lastete die strafende Hand der Kirche auf den unglücklichen Städten.

Das war in jenen rohen Zeiten die einzige Strafe, vor der sich die trotzigen Bürger, die fehdelustigen Edelleute, die kriegsdurstigen Fürsten noch scheueten.

Wochenlang war Berlin, wie die Stadt der Todten, still und öde, da endlich ließ sich der Bischof von Brandenburg erweichen durch das Flehen und Bitten des Rathes und der Freunde der Stadt Berlin.

Der markgräfliche Hofrichter, Herr Johannes von Buch, und der Kammermeister Dippold Busse gingen nach Brandenburg und einigten sich mit dem Bischofe. Die Bedingungen waren hart, besonders für den Stolz der Berliner und ihren Säckel, aber man ging sie ein, um nur der furchtbaren Strafe zu entgehen.

Die Städte mußten eine Abordnung von Rathmännern und Gildemeistern nach Brandenburg senden, dort ein Schuld- und Sündenbekenntniß ablesen und die Kirche um Erbarmen bitten, darauf mußten sie 750 Mark feines Silber Buße zahlen und auf ihre Kosten in der Sanct Marienkirche einen Altar errichten auf derselben Stelle, an welcher Propst Nicolaus von Bernau erschlagen worden. Ferner mußten sie sich verpflichten, auf diesem Altar eine ewige Lampe zu unterhalten.

Dafür hob der Bischof von Brandenburg vorläufig das Interdict auf.

Die völlige Befreiung der Städte vom Banne erfolgte erst 1345, wo der Dominicanerprior zu Köln an der Spree, Herr Gerhardt von Königs-

berg, unter großem Zulaufe des Volkes, die päpstliche Lossprechung feierlich verkündete.

Danach erst durfte der Sühnealtar, der in der Marienkirche errichtet worden war, und die dazu gehörige ewige Lampe beseitigt werden.

Als eine Seltsamkeit der Zeit ist auch noch zu bemerken, daß die Städte Berlin und Köln, bevor sie ganz losgesprochen werden konnten, ein Strafgeld zahlen mußten, nicht nur an den Bruder des Propstes Nicolaus, der Geistlicher zu Neustadt-Eberswalde war, sondern auch eine nicht unbedeutende Summe an den Propst zu Bernau, den Nachfolger des Nicolaus Cyriax.

Berlin und Köln

im

vierzehnten Jahrhundert.

Berlin und Köln, obwohl sie schon im vierzehnten Jahrhundert für bedeutende Städte, und mit Recht, galten, waren doch, was ihr äußeres Ansehen betraf, kaum vergleichbar einem von unsern abgelegensten Landstädtchen. Außer den paar Kirchen und Klöstern, hatte es nur unbedeutende, aus Holz und Lehm erbaute Giebelhäuser, die nur mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Die Giebel, meist nur drei Fenster breit, waren, der Feuersgefahr wegen, nach der Straße gewendet, so wie wir es noch heute in der Brüderstraße, oder der Fischerstraße, oder in den kleinen Gassen in der Nachbarschaft der Königsstraße sehen können.

Die Straßen waren ungepflastert. Der Hohe Steinweg soll zuerst von allen Berliner Straßen gepflastert worden sein und darum seinen Namen empfangen haben.

Das Bett der Spree war viel breiter als heutzutage und erstreckte sich bis zur Ecke der Post- und Heiligengeiststraße. Die rechte Seite der Heiligengeiststraße wurde erst im vierzehnten Jahrhundert erbaut und meist von Tuchmachern bewohnt, die auf der linken Seite ihre Walkplätze und Tuchrahmen hatten.

Ein Arm der Spree floß durch die Heiligegeiststraße und fiel in der Gegend des Wursthofs wieder in das Hauptbett.

Ihren Namen hatte die Straße von dem Hospital und Kirchlein zum heil. Geist, zu dem sie führte. Dieses Hospital ist wahrscheinlich schon gegründet worden, als Berlin noch ein Fischerdorf war. Die Musteranstalt für alle dergleichen Krankenhäuser war das für deutsche Wallfahrer in Rom gestiftete Hospital zum heiligen Geist im Sachsenlande (di San Spirito in Sassia). Die Aussätzigen kamen nicht in diese Krankenhäuser, sondern fast jeder irgend bedeutende Ort hatte im Mittelalter für diese Unglücklichen vor dem Thore ein Haus, das dem heil. Georg geweihet, darum nannte man auch alle Aussatzhäuser in diesen Landen kurzweg Sanct Jürgenspittel. Berlin hatte auch sein Jürgenspittel; nach ihm wurde die heutige Königsstraße und das erst 1746 abgebrochene Königsthor an der Königsbrücke, damals Jürgenstraße und Jürgenthor, genannt. Beide Hospitäler kommen in Urkunden seit 1288 vor, beide sind noch heute, natürlich in Baulichkeiten und Einrichtungen sehr verändert, vorhanden.

An der Stelle der heutigen Burgstraße war nichts als Sumpf und Wasser, höchstens fanden sich einige Fischerhütten da, wo heute der elegante Kai die prachtvolle Ansicht des Königlichen Schlosses bietet.

Die Georgs- oder Jürgenstraße, erst 1701, als der erste König von Preußen seinen Einzug hielt, Königsstraße genannt, begann an der Poststraßenecke.

Die Spandauerstraße führte von der Georgsstraße nach dem Spandauer Thor; sie wurde zeitig eine der bedeutendsten Berlin's, weil die Markgrafen von Brandenburg aus dem erlauchten Hause Anhalt oft und lange zu Spandau ihren Hof hielten und der Verkehr nach dieser Richtung hin also besonders lebhaft sein mußte.

Zwischen der Spandauerstraße und dem Molkenmarkt war ein wüster Platz, der erst bebaut wurde, als späterhin das Berlinische Rathhaus dort erbaut wurde.

Der Molkenmarkt war der älteste Marktplatz, in der Nähe waren die markgräflichen Mühlen, die oft genug an den Berliner Rath verpfändet wurden; hier war der Verkehr lebhaft und darum der Mühlendamm zeitig angebaut.

In der Nähe war auch die Nicolaikirche mit der Berlinischen Propstei, der Nicolaikirchhof und mehrere kleinere Straßen, als: die Eiergasse, die

Bollengasse, die ihre Namen von den Eiern und Bollen (Provincialismus für Zwiebeln) hatten, die dort an Markttagen feil geboten wurden.

Das Ganze diesseits der Jürgenstraße führte den Gesammtnamen: im Nicolaiviertel.

Die lange Brücke wurde ebenfalls im vierzehnten Jahrhundert angelegt und hieß die lange Brücke, weil sie die längste zu Berlin war, allerdings war sie auch länger als jetzt.

In der Nähe der langen Brücke befand sich auch das gemeinschaftliche Berlinisch-Kölnische Rathhaus; an welcher Stelle es gestanden, läßt sich ganz genau nicht bestimmen, wahrscheinlich nehmen jetzt Privathäuser der Poststraße den Raum ein.

Der Theil der jetzigen Königsstraße an der Poststraße hieß damals: an der langen Brücke im Nicolaiviertel, der gegenüberliegende aber: an der langen Brücke im Heiligengeistviertel.

Vom Mühlendamm aus, der Richtung der Spree folgend, lief bis zum Stralauer Thore die Stralauerstraße, die nächst der Spandauerstraße die bedeutendste Straße Berlin's war, denn Fischerei war eine Hauptnahrung der alten Bewohner Berlin's und ihr Verkehr mit dem Fischerdorfe Stralau sehr lebhaft.

Im Krögel (verderbt aus dem wendischen Wort „Krewel", d. i. Bucht, welche der Fluß an dieser Stelle bildet) war die älteste Stadtbadestube Berlin's. Es waren da zwei gewölbte Gemächer, eins für die Männer, das andere für die Frauen.

Hinter der Spandauer- und Stralauerstraße war im dreizehnten Jahrhundert die Stadt zu Ende, und hier, am Ende der Stadt, erhielten die Juden Erlaubniß, sich niederzulassen; so entstand die Jüdenstraße. Die Juden hatten hier im großen Jüdenhof ihre erste Synagoge.

Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde die Klosterstraße angelegt; sie empfing ihren Namen von dem Grauen Kloster (Franciscanerkloster) und war lange Zeit hindurch eigentlich der vornehmste Stadttheil Berlin's. Außer dem Kloster waren hier: das hohe Haus, die erste Residenz des Landesherrn in Berlin, die Häuser oder Höfe der Bischöfe von Brandenburg und Lebus (die Straße, die gerade diesen Häusern gegenüber in die Klosterstraße

mündete, erhielt darum den Namen Bischofsstraße), der Kalandshof, und mehrere reiche Familien bauten sich hier stattlich an.

Etwas früher als die Klosterstraße wurde die Gegend um die Marienkirche bebaut, doch scheint der Anbau in dem Marienviertel im Anfang ein etwas spärlicher gewesen zu sein. In den Straßen warrn viele unbebaute Stellen und der Platz um die Kirche weit und theilweise wüste. Der Hof des dritten brandenburgischen Landesbischofs, des Bischofs von Havelberg, lag darauf, gerade der Straße gegenüber, die deshalb Papenstraße genannt wurde. In jenen Zeiten redete man nicht nur den Bischof von Rom, den Papst, sondern alle Bischöfe häufig: „papa!" an, darum Papenstraße.

War der Umfang Berlin's, wie wir sehen, ein sehr geringer, so erscheint Köln fast ganz unbedeutend und ist nicht zu vergessen, daß selbst die Straßen, die wir genannt haben, durchaus nicht durchgängig mit Häusern besetzt waren. Gärten lagen dazwischen, wüste Stellen und Bauplätze mitten in der Stadt, ganze Strecken liefen die Straßen oft zwischen Bretterzäunen, oder auch lebendigen Hecken, hin.

In Köln fanden sich im vierzehnten Jahrhundert eigentlich nur zwei Gebäude von Bedeutung, die Petrikirche und das Kloster der Schwarzen Brüder, das Dominicanerkloster. Die Hauptstraße Köln's hieß nach dem Kloster der Schwarzen Brüder: Brüderstraße.

Von der Breitenstraße war nur die rechte Seite bebaut, die linke war Sumpf; ein tiefer Morast war ganz in der Nähe der Petrikirche, an der Stelle der heutigen Scharrnstraße.

Die Fischerstraße war von Fischern bewohnt und eine der bestangebautesten.

Die Roscherstraße, die jetzt Roßstraße heißt, bestand damals aus wenigen schlechten Hütten.

Die Gertraudtenstraße war ein tiefer Morast, die Grünstraße eine lustige Wiese, der Platz, auf dem jetzt das Schloß liegt, ein wüster Platz, der wieder zu einem Morast führte, der sich weit über die Grenzen des jetzigen Lustgartens hin erstreckte.

Man sieht, war Alt-Berlin reich an wüsten Plätzen, so hatte Alt-Köln einen desto größeren Reichthum an Sumpf und Morast.

So sah die Stadt aus im vierzehnten Jahrhundert, die jetzt mit Recht eine der prächtigsten Städte der Welt genannt wird.

Wie sie das geworden ist, was sie heute ist, durch das Wohlwollen der Landesherren, durch die feste Treue, die ihre Bürger den Landesherren fast in allen Zeiten bewahrt haben, durch die Klugheit ihrer Obrigkeiten und den rastlos thätigen Geist ihrer Bewohner, das gedenken wir unsern Lesern in unserm Buche vorzuführen.

Wie die Städte Berlin und Köln wuchsen, bis zum Erlöschen des Bayrischen Hauses.

Die Geschichte der Entstehung und des Wachsthum's der Städte Berlin und Köln ist eine ganz andere als die der meisten Städte Deutschlands.

Lies't man die Geschichte der Anfänge anderer Städte, so ist's hier ein Kloster, in dessen Frieden sich Leibeigene und Schutzbedürftige ansiedelten, dort ist's eine Ritterburg, unter deren Schutz hörige Leute wohnten, oder es ist eine fürstliche Pfalz, ein königliches Schloß, in dessen Bann die Bewohner des platten Landes sicher zu hausen glaubten; aus solchen Anfängen heraus entwickelten sich die meisten deutschen Städte.

Von alle dem ist in Berlin nichts; kein Kloster, keine Burg, kein Schloß, Berlin und Köln waren und bestanden lange ohne Kloster, Burg und Schloß.

Andere Orte eroberten und erstritten sich mühsam ihre Freiheit, ihre städtische Verfassung, durch die Art ihres Ursprungs dazu gezwungen. Aus Leibeigenen und Hörigen mußten die Einwohner anderer Orte erst freie Männer werden; die Berliner und Kölner waren es von Anfang an, nur Gott unterthan und den Landesherren.

Andere Städte erlangten die Freiheit ihrer Bewohner durch Kauf oder Vergleich, oft nach langem blutigen Kampf von der Grundherrschaft; in Kampf und Streit mußten die grundherrlichen Rechte abgelöset werden und die Verfassungen der Städte entstanden in stetem Kampf mit Bevorrechteten. Nach und nach wurden die Herrenrechte zu Vorrechten, die Vorrechte zu Ehrenrechten herabgedrückt; in Berlin herrschte von Anfang an die Gleichberechtigung aller eingesessenen Bürger.

Die Markgrafen von Brandenburg unterdrückten die Städte und Orte nicht; sie gaben Berlin und Köln aus fürstlicher Machtvollkommenheit die

städtische Verfassung in den Grundzügen fertig, wie sie die Städte im deutschen Reich sich erkämpft und ausgebildet hatten, da schlossen die beiden Städte jenen Bund der Treue mit den fürstlichen Askaniern, den sie gehalten haben bis an's Ende; da wurde in den Bürgern der beiden Städte „jener stolze Geist der Unterthanentreue“ lebendig, der selbst in seiner Verirrung, in dem Abfall zu dem falschen Waldemar, noch etwas Herzerwärmendes und Edles hatte.

Die beiden Städte hatten keine bessern Freunde, keine freigebigern Gönner als die Markgrafen von Brandenburg, und die fürstlichen Ascanier hatten ihre festeste Stütze mit in den Städten Berlin und Köln, die in jenen geldarmen Zeiten doch für ihre Markgrafen noch stets Gold und oft bedeutende Summen übrig hatten.

Die fürstlichen Häuser, die dem edeln Stamm der Ascanier in der Herrschaft der Marken folgten, erkannten auch wohl an, welch' ein Juwel in ihrer Krone die feste Treue der Städte Berlin und Köln war, sie müheten sich eifrig um sie und suchten sie zu gewinnen durch Gaben und Freiheiten, aber das bayrische Haus faßte nicht Fuß in den Herzen der beiden Städte, das Verhältniß gewann die vertrauensvolle Innigkeit des frühern mit den erlauchten Ascaniern nicht.

Die Lützelburger kränkten Berlin und Köln vielfach; der kluge Karl IV. zog ihnen Tangermünde vor, obwohl er sonst den Marken ein nützlicher Herrscher war, aber was er für den Flor des Landes gethan, das ging unter, vorzüglich unter Wenzel von Böhmen, unter Jodocus und Procop von Mähren, unter Kaiser Sigismund, und als die fürstlichen Hohenzollern in's Land und an's Regiment kamen, da standen ihnen Berlin und Köln feindlich gegenüber, vielleicht aus Mißtrauen und Politik, aber gewiß auch mit bewogen durch das Gefühl der Unterthanentreue; es war gewiß bei Vielen kein leerer Vorwand, als sie verlangten, Kaiser Sigismund solle sie persönlich loszählen von dem Eide, den sie ihm zu seiner Person und Erben geschworen, erst danach könnten sie dem Hohenzoller huldigen.

Die Einigung zwischen den Hohenzollern und Berlin war schwierig, dornenvoll, sie kostete Blut, aber als sie einmal zu Stande gebracht war, hat sie nichts mehr zu zerstören vermocht, sie hat Jahrhunderte überdauert und in den schlimmsten Tagen sich stets am glänzendsten gezeigt.

Im vierzehnten Jahrhundert stand an der Spitze des Gemeinwesens von Berlin und Köln ein Collegium von Rathmännern und zwei Bürgermeistern. Zwölf Rathmänner waren, acht aus Berlin und vier aus Köln; von diesen Zwölfen schieden alljährlich vier aus und vier Neue wurden gewählt. Diese vier Neuen hatten die eigentliche Regierung der Städte, die acht Alten vielleicht nur eine berathende Stimme; daher beginnen die Urkunden immer: „Wir Rathmänner, alte und neue, von Berlin und Köln."

Die Rechtspflege lag in der Hand eines Schultheißen, der ein markgräflicher Beamter war. Der Schultheiß wurde aber nicht von dem Markgrafen ernannt, sondern sie beliehen mit dem Amte erblich eine Familie. Ende des vierzehnten Jahrhunderts kauften die Städte das Schultheißenamt von dem letzten Erben an sich.

In den Schöppenstuhl gab Berlin vier, Köln drei Schöppen, und es ist wohl ein Beweis für das Vertrauen der beiden Städte zu einander und für die Naivetät der damaligen Zustände, daß die Kölner aus den Bürgern Berlin's die vier Berlinischen Schöppen und die Berliner aus den Bürgern Köln's die drei Kölnischen Schöppen wählten. Eine solche Einrichtung war nur möglich, wenn wahrer Gemeingeist jeden Einzelnen in der Bürgerschaft in hohem Grade beseelte.

Die Schöppen verwalteten ihr Amt drei Jahre.

Als Recht galt vor dem Berliner Stuhl das „Magdeburgische Recht", aber wahrscheinlich wurde noch mehr nach „Gewohnheitsrecht" gesprochen. Später galt der „Sachsenspiegel" und der „Richtsteig", dessen fünfzigstes Capitel eigentlich die alt-brandenburgische Proceßordnung war. Appellationen kamen nur selten vor und gingen an die „Klinke", d. h. den Schöppenstuhl zu Altstadt Brandenburg.

Nach und nach erwarben die Städte immer größere Freiheiten und einträgliche Rechte und die städtischen Politiker jener Zeit scheinen im höchsten Grade politischen Blick und wahre Weisheit besessen zu haben. Wie Berlin und Köln ihre städtische Verfassung ohne Kampf, als ein freies Geschenk der Landesherren, hatten, so erlangten sie später, auch ohne Kampf, die größesten Rechte, aber sie wußten den Fürsten so viele gute Dienste zu erweisen, sie traten immer so zur rechten Stunde ein, daß die Ascanier, durch Dankbarkeit

bewogen, viel mehr gaben, als sie sich je durch Trotz und Fehden entreißen lassen hätten.

Das Marktrecht hatten die Städte durch ihre Verfassung schon, dazu kam früher schon das Recht, liegende Gründe für das Gemeinwesen zu erwerben. Dann erscheinen die Rathmänner gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts plötzlich als souveraine Herren in innern Stadtangelegenheiten. Sie geben Gildebriefe aus eigener Machtvollkommenheit und es bedarf der landesherrlichen Bestätigung nicht.

Man weiß, welche Kämpfe andern Städten diese Rechte kosteten!

Den ersten Gildebrief stellen die „Rathmänner, alte und neue", im Jahre 1272 den Bäckern aus. Das Bedürfniß der Leibesnahrung und Nothdurft ist das erste, darum treten Bäcker zuerst hervor und treten in eine Gilde, Zunft zusammen.

Der zweite Berlinische Gildebrief ist vom Jahre 1280 und ist der der Kürschner. Pelzwerk war in jenen Zeiten der erste Luxusartikel und stärker, weit stärker im Gebrauch, als jetzt bei uns.

Im dritten Gildebrief, dem der Schuster, heißt es ganz kurz, sie bekämen diesen Brief „von der Stadt Gnade". Er ist vom Jahre 1284.

Den vierten Gildebrief, den der Schneider, oder Schroder, stellen die Rathmänner im Jahre 1288 aus „in Vollbord, d. i. Vertretung, Vollmacht der Bürgerschaft" und legen der Gilde die Last auf, alljährlich ein halb Pfund Wachs an das Hospital zum heil. Geist und imgleichen ein halb Pfund an das Jürgenspittel zu steuern.

Aehnlich lauten die Briefe der Gilden der Tuchmacher von 1295 und der Schlächter von 1311. Solche Freiheiten hatten die Städte Berlin und Köln. Dazu kamen aber bald noch andere.

1280 erhielten sie den „ewigen Pfennig", d. h. die Markgrafen befahlen, „um das Vermögen der Städte zu verbessern", daß die Münze alljährlich 10 Pfund brandenburgische Währung an die Stadtkammer abgeben solle.

Aber nicht blos solche Geschenke machten die Markgrafen den Städten, sie schenkten auch liegende Gründe, wie 1289 das Vorwerk Wedding.

1289 erhielten die Städte das Niederlagsrecht, d. i. das Recht, von Speditionswaaren, die in Berlin oder Köln lagerten, Zoll zu erheben, im selben Jahre den Budenzoll und den Zoll auf Schiffe und Floßholz.

Als die Ascanier ausgestorben waren, wußte der Rath der Städte die Umstände mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu benutzen und dem verhaßten Sachsenherzog Rudolph stets neue Bewilligungen zu entlocken. So erhielten die Städte 1319 das Münzrecht.

Ein vornehmer Märkischer von Adel, Herr Otto von Buch, war der erste Münzmeister der Städte. Man prägte in Berlin zuerst Bracteaten, dünne Münzen, auch Hohlpfennige und Blechpfennige genannt, die das Gepräge nur auf einer Seite hatten. Es gingen deren sechszehn auf ein Loth. Dann prägte man Denare, Pfennige, die nach Pfunden berechnet wurden, und Finkenaugen, deren sechs und dreißig auf einen Gulden gingen. Unter den Markgrafen aus dem bayrischen Hause kamen dazu noch halbe oder Scherpfennige und Prager Groschen, deren vier und sechszig eine Mark machten.

Von Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg erlangten die Städte auch, daß Keiner ihrer Bürger vor einen fremden Gerichtshof gestellt werden durfte. Derselbe Herzog verbot auch allen markgräflichen Vasallen, Handel oder Gewerbe, den Bürgern der Stadt zum Nachtheil, zu betreiben.

Die Städte erhielten weiter das Recht, ihr Korn überall hin zu verfahren und zu Wasser zu verschiffen, und in den Dörfern in der Umgegend Berlin's ward es, zum Besten der Brauer Berlin's, streng verboten, Bier zu brauen. Endlich wurden auch die Bürger beider Städte von Kriegsdiensten aller Art befreit.

Durch solche Begünstigungen nahm natürlich der Wohlstand der Städte außerordentlich zu und ihre Einnahmen waren so bedeutend und die städtische Finanzwirthschaft so trefflich, daß trotz der „herrenlosen" und traurigen Zeit, trotz der seit dreißig Jahren nicht endenden Fehden aller Art in der Mark, im Jahre 1350 die Städte im Stande waren, dem Markgrafen, Churfürsten Ludwig dem Aeltern, aus dem Hause Bayern, die für jene Zeiten sehr bedeutende Summe von Eintausendeinhundertundfunfzig Mark Silber vorzustrecken.

Der Markgraf Ludwig der Aeltere versetzte für diese Summe bei ihnen seine beiden Mühlen am Mühlendamm, die Orbede (Urbede, Grundzins) und sämmtliche Juden in der Jüdenstraße.

Die Markgrafen Ludwig der Römer und Otto der Faule lös'ten nachgehends diese drei Pfänder wieder ein, namentlich um die Juden stärker

auszupressen, die sehr wohlhabend wurden, obwohl die Rathmänner keineswegs milde mit ihnen verfuhren, sondern ihnen Schutzgelder und Zinsen, Leibzölle und Frohnden genug aufbürdeten, namentlich aber von ihnen verlangten, daß sie einstweilen die Strafgelder vorauszahlten, mit denen andere Bürger im Rückstande blieben. Doch wurde die Berlinische Judenschaft um diese Zeit sehr wohlhabend; die Rathmänner schonten diese, goldene Eier legende, Henne doch etwas, die Markgrafen dagegen nahmen ihr die Eier, rissen ihr die Federn bis auf's letzte Fläumchen aus und warfen sie in den Koth; da bedurfte es denn freilich einiger Zeit, ehe sie sich wieder erholte.

Verhaßt und verachtet waren die Juden damals in hohem Grade, und will man auch nicht all' die Albernheiten glauben, welche die Chroniken von ihnen erzählen, so mag doch Vieles wahr sein von den Beschuldigungen; die Juden hätten keine Menschen sein müssen, wenn sie nicht den Haß und die Verachtung der Christen gegen sie, ihrerseits durch Haß und Verachtung vergolten hätten. Man vergesse nicht, daß das mosaische Gesetz sagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Auch das Schlachten von Christenkindern zu magischen Operationen, Zaubereien u. s. w. wird jetzt von den Juden und ihren Freunden hartnäckig in Abrede gestellt, aber die Zeit war abergläubisch — wie viele christliche Gelehrte, Astrologen und Magiker hielten Kinder- oder Jungfrauenblut für nothwendig zu manchen Operationen! sollten die Juden allein frei von solchem Aberglauben gewesen sein? gewiß nicht. Im Durchschnitt waren die Juden damals gebildeter, als das christliche Volk und reicher, das erklärt Vieles in dem beiderseitigen Verhältnisse.

Die älteste Berlinische Polizeiordnung

ist aus dem Jahre 1335 und lautet:

Wir Rathmänner, alte und neue, von Berlin und Köln thun kund durch diesen Brief, daß wir in unserm Rathe einmüthig übereingekommen sind, wie die folgenden Punkte sollen Jahr aus Jahr ein gehalten werden. Zum Ersten wollen wir, daß weder Frauen noch Jungfrauen an Armspangen oder Geschmeide mehr tragen sollen, als eine halb Mark werth ist. Auch feine Perlen sollen sie nicht mehr tragen, als eine halbe Mark werth. Ferner sollen weder Frauen noch Jungfrauen golddurchwirkte Tücher tragen; auch soll keine Jungfrau goldene Reifen oder Kränze tragen, die mehr kosten als eine Mark. Ferner befehlen wir, daß weder Frauen noch Jungfrauen Zobelpelz und Besatz auf ihren Kleidern und Mänteln tragen. Ferner wollen wir, daß Keiner, bei seinem Bürgereide, er sei Mann oder Frau, bei Hochzeiten mehr Schüsseln aufsetzt auf seinen Tisch, denn vierzig; den Drosten (wahrscheinlich hießen so die Ehrengäste) soll man nicht mehr geben, als zehn Schüsseln. Die Spielleute dürfen nicht mehr, als drei Schüsseln erhalten. Nicht mehr, als fünf Gerichte soll man den Gästen bei einer Hochzeit geben, und nicht mehr, als zwei Leute sollen zu einer Schüssel geladen werden. (Also durfte man achtzig Personen zu den vierzig Schüsseln laden, aber in den vierzig Schüsseln waren nur fünf Gerichte.)

Ferner wollen wir auch, daß die Jungfrau, die dem Manne gegeben wird, oder die Wittwe, die sich wieder verheirathet, das behalten soll, was man ihr schenkt und es nicht wieder herausgeben soll. (Der Freigebigkeit bei Hochzeitgeschenken wurde also keine Schranke gesetzt.) Ferner, wenn eine Frau ihren ersten Kirchgang thut nach ihrer Niederkunft, so soll sie nicht mehr

Frauen laden, als zu drei Schüsseln, und soll sie dabei Niemand beschenken. Ferner wollen wir, daß Niemand Schänken halte und Bier schänke nach dem Läuten der letzten Betglocke. Wo das geschieht, sollen Wirth und Gäste gepfändet werden. Nach dem letzten Läuten soll auch Niemand mehr auf der Straße tanzen, weder Männer noch Frauen. Ferner soll Niemand höher kegeln oder würfeln, als um 5 Schillinge. Endlich wollen wir auch, daß wenn Einer eine Frau oder Jungfrau zur Ehe nimmt von außerhalb und diese groß Geschmeide brächte in unsere Städte, so soll sie es tragen dürfen einen Monat lang, das ist vier Wochen, und nicht länger. Und diejenigen, die diese Statuten brechen, die sollen an die Rathmänner bezahlen zehn Mark, und die, die etwa durch Fürbitte solche Strafe hindern wollen, die sollen eben so viel bezahlen. Actum et datum Sabbatho infra octavam, pace nostrarum Civitatum sub sigillis. Anno Domini M°. CCC°. trigesimo quinto.

Die Dänen vor Berlin.

(Historische Novelle.)

I.

Zehn oder zwölf waren es nur, aber ausbündig wackere Gesellen, Kalandsbrüder und Mitglieder der Elendsgilde, die saßen in anständiger Heiterkeit zusammen in dem kleinen Trinkstüblein im großen Kalandshof zu Berlin. Sie besprachen sich ernsthaft über die Noth der Zeit und über den traurigen Verfall, in den das gute Land Brandenburg so elend hineingerathen sei, seit dem Tode des großen Waldemar.

Sie konnten nicht genug Rühmliches sagen über den Markgrafen Waldemar, wie denn die askanischen Fürsten von je besonders hoch gestanden haben in der Gunst und der Achtung der Berliner.

Wie sie so noch hin- und herredeten, da zog der alte Kalandsherr, der hochwürdige Dechant Tyle Lübecke ein feines Pergamentstreiflein hervor aus seinem Gürtel und sprach mit lauter Stimme: „Ich habe den großen Waldemar selbst noch gekannt, lieben Brüder, wißt ihr; habe manch' eine Weise auf ihn gedichtet und hat er mir manch' ehrlichen Dank dafür ertheilt; laß't euch ein Lied in Reimen mittheilen, so ich auf dieses großen Fürsten Absterben gedichtet."

Das waren Alle sehr wohl zufrieden, der Dechant aber nahm seinen Pergamentstreif und las wie folgt:

So wie ich singe, so ist es gewes't:
Waldemarus valde amarus est! —
Das ist märkisches Latein;
Könnte gar nicht besser sein,
Denn ein Jeder wohl versteht,
Wie's gemeinet der Poët.

War nicht bitter Waldemar,
Als mit seiner Märker Schaar
Er gehau'n das wüste Loch
In den stolzen Danebrog?

Sprech't, ihr Herr'n von Mecklenburg,
Als Er brach bei Werle durch,
Schrie't ob Waldemar ihr nicht
Zeter, und zwar bitterlich?

Auch der Pole bitter klagt,
Daß ihn Waldemar verjagt
Und für Danzig nur den Quark
Fordert von zehntausend Mark!

Friedrich dann, der Meißner Graf,
Bitter Waldemar ihn traf;
Mußte ein Gefang'ner sein,
Weil er fiel in Jauche ein.
Lös'te sich mit schwerem Geld,
Wie's Herrn Waldemar gefällt;
Gab die Niederlausitz d'ran —
Ei! das kam ihm bitter an!

Darum heiß't zu dieser Frist
Wald'mar, was sehr bitter ist;
Das ist märkisches Latein;
Könnte gar nicht besser sein,
Weil ein Jeder gleich versteht,
Wie's gemeinet der Poët.

Doch bei Lichte angeseh'n,
Muß Poëta auch gesteh'n:
Waldemar zu and'rer Frist
Hieß, was gar nicht bitter ist;
Wahrlich es nicht bitter war,
Daß der große Waldemar
Mit der starken Herrscherhand
Hielt das Brandenburger Land.
Und's als köstlichstes Gestein
Satz't in Deutschlands Krone ein,
Daß zu nie geahntem Flor
Er 's Gewerbe hub empor
Und mit hoher Geisteskraft
Fördert Kunst und Wissenschaft;
Daß Er ließ die Städte blüh'n,
An den Ufern Weinlaub grün,
Und in seines Lorbeer's Glanz
Schlang des Frieden's Palmenkranz.

Und nun uns Poëten gar
Däucht nicht bitter Waldemar,
Der da spricht, daß Pegasus
Güld'nen Hafer fressen muß.
Gülden lohnte manch' Gedicht —
Ei! das war so bitter nicht!

Lass't uns machen nun den Schluß,
Dieweil Alles enden muß.
Ach! durch Waldemari Tod
Kamen wir in bitt're Noth!
Keiner sagt, daß Pegasus
Güld'nen Hafer fressen muß.
Selbst das Silber macht sich rar,
Seit uns starb Herr Waldemar.
Darum währ't es gar nicht lang,
Fehlt dem Lied der Silberklang,
Wie dem ganzen märk'schen Land
Fehlet seine Herrscherhand.
Ach! der Tod macht's wieder wahr,
Das sehr bitter, Waldemar.
Ist nicht mehr, wie es einst gewes't,
Wald'marus valde amarus est!
Das ist märkisches Latein,
Könnte auch noch schlechter sein.
Alle Herrlichkeit vergeh't!
Also klaget der Poët."

„Und wir klagen mit euch um den großen Waldemar", rief ein feiner blasser Gesell feurig, „wenn wir's auch nicht vermögen, unsern Schmerz und unsere Trauer um den Helden in so zierlichen Reimen an's Licht zu stellen!"

„Seid bedankt, Herr Dechant", sprach ernst ein ehrsamer Aeltermann und Zunftmeister, der in großem Ansehn unter den Kalandsbrüdern stand und eine große Stütze der Herren vom Kaland war „hab' recht an jene glückseligen Zeiten denken müssen bei euren Reimen, die so glatt eingehen wie Honigseim; so wird's nicht wieder im Brandenburger Land, lieben Brüder, wie's dazumal war. Das waren noch Zeiten, wo man sich sehen lassen konnte vor den Leuten als ein Brandenburger. Gott segne Herrn Waldemar's Gedächtniß; das war ein Herr, der hatte ein Herz für die Leute, das macht, er war ein Brandenburger, wie wir Alle. Damals klagte Keiner: die Geistlichkeit nicht, denn wo gab's einen Herrn, der so viel für Kirchen und Klöster that, wie Herr Waldemar? die Ritterschaft nicht, denn wo gab's einen

Ritter, der es Herrn Waldemar hätte gleichthun können? die Kriegsleute im Allgemeinen nicht, denn er war ihr Abgott; die Städte nicht, denn er half ihnen auf, er brachte sie zu Flor, er war hier bei uns in Berlin wie zu Hause. Ja, das waren andere Zeiten! aber seit achtundzwanzig Jahren geht Alles abwärts in diesen unglückseligen, schwer heimgesuchten Landen. Der Mecklenburger Albrecht bietet uns trotz in's Angesicht und streift bis in's Herz des Landes, die Pommernherzöge spotten über uns, seit sie den fremden Mann, der sich einen Markgrafen in Brandenburg schelten läßt, so blutig geschlagen am Kremmer Damme*), wo vierhundert gekrönte Helme das Feld bedeckten. Das will ein Fürst sein, der sich in seinem eigenen Lande nicht einmal der Stellmeiser**) erwehren kann. Ach, wenn unser Markgraf, wenn der große Waldemar auferstände von den Todten und in sein Brandenburg käme, er grämte sich nun zu Tode!"

„Nein," schrie der feurige Junkherr Blankenfelde, „er brächte die fremden Dränger und Quäler zu Tode, das ist seine Art!"

Da erhub sich plötzlich ein stattlicher Priester, der bis dahin still gesessen und sprach halb flüsternd und doch Allen vernehmbar: „Und wenn nun unser rechter Herr, der Markgraf Waldemar, nicht gestorben wäre? wenn er heute wiederkehrte in seine Lande?"

Die Männer schauten betroffen auf.

„Laß't den todten Herrn ruhen, er schläft den Schlaf der Gerechten bei seinen Vätern in Chorin!" sprach der Altmeister Andreas Koberwein ernst.

Ein Anderer aber nickte und flüsterte seinem Nachbar zu: „auf dem Lande ist schon seit einiger Zeit ein seltsam Gerede über den Markgrafen Waldemar!"

„Sprech't, Bruder, sprech't, was ist das für ein Gerede!" rief Blankenfelde hastig.

---

*) Markgraf Ludwig der Aeltere wurde 1331 zwischen Kremmen und Vierraden, am Kremmer Damme, von Herzog Barnim IV. von Pommern total geschlagen, vierhundert Edelleute blieben auf dem Platze. Pommern errang durch diesen Sieg die Lehnsunabhängigkeit von Brandenburg und seine Herzöge wurden Reichsfürsten. Doch wahrte sich Brandenburg die Erbnachfolge.

**) Stellmeiser wurden die großen Räuberbanden genannt, die eine furchtbare Landplage dieser Lande, eigentlich erst von den Hohenzollern ganz ausgerottet wurden. Der Name soll aus „stehlen und mausen" zusammengesetzt sein, also eigentlich Stehlmäuser.

„Nun", meinte der Angeredete zögernd und vorsichtig, „der geistliche Herr wird schon mehr wissen; ich weiß nur, daß sie auf dem Lande sagen, der Markgraf Waldemar lebe noch, und sind ihrer Etliche, die's beschwören wollen, daß sie den Markgrafen Waldemar leibhaftig gesehen haben, da und dort, als einen Pilger verkleidet, und meinen, er spähe umher und werde nächstens auftreten mit großer Macht und Herrlichkeit und die Marken befreien!"

Noch Einer der Kalandsbrüder hatte gleiche Kunde erfahren auf einer Reise.

Jetzt stand der stattliche Priester, der sich zuvor still wieder niedergesetzt hatte, abermals auf und fragte noch bedeutsamer als vorher: „und wenn nun unser rechter Herr, der Markgraf Waldemar, heute wiederkehrte in seine Lande, wessen hätte er sich zu versehen von den Männern zu Berlin und Köln?"

Das Auge des Priesters überflog mit einem Blick die Gesichter der Anwesenden, auf denen sich das höchste Erstaunen zeigte, aber es sprach Keiner ein Wort.

Als aber der Priester seine Frage nochmals wiederholte, da wollten ihrer Viele zugleich sprechen, da sie indeß sahen, daß der ehrenfeste, alte Gildemeister reden wollte, da gaben sie dem Alter die Ehre und schwiegen erwartungsvoll.

Der Alte aber sagte beinahe mürrisch und mit dem verhaltenen märkischen Trotze, der dem Berliner besonders eigen ist: „was wollt Ihr uns in Versuchung führen? es nützt nichts, davon zu sprechen; der fremde Mann ist unser Markgraf, er hat unsern Eid!"

Das Wort war bestimmend für die Anwesenden: „er hat unsern Eid", sprachen sie nach und nickten beifällig.

Nur der Blankenfelde nickte nicht Beifall, sondern sah mit seinen großen dunkeln Augen den Priester durchbohrend an und flammenhell zog eine Röthe über sein bleiches Angesicht, als der Priester seine Stimme erhob und kalt erklärte: „Er hat unsern Eid gehabt! denn sehet hier," und damit reichte er ein Pergament dem Dechanten hin.

„Was ist das? les't! sprech't!" riefen die Männer durch einander.

„Es ist die Bannbulle *) des heiligen Vaters in Rom gegen den Kaiser

---

*) Die Bannbulle ist vom Papst Clemens VI. und datirt vom 13. April 1346.

und gegen den Markgrafen und ihr ganzes Haus!" sagte der Dechant nach einem Blick auf das Pergament.

Die Gesichter der Männer blieben still, nur der Blankenfelde stieß einen halbunterdrückten Freudenruf aus.

„Soll ich die Bulle lesen?" fragte der Dechant.

Auf die Bejahung las er dies lange Schriftstück, das zuerst eine Aufzählung der Verbrechen des bayrischen Hauses enthielt, dann den Kaiser Ludwig den Bayer und seine Söhne für unfähig erklärte, Länder und Völker zu beherrschen, und endlich mit dem eigentlichen Bannfluch schloß, den der Dechant mit erhobener Stimme las, wie folgt: „Gottes Allmacht soll Ludwig's Trotz und Hochmuth dämpfen durch die Kraft ihres rechten Armes, ihn niederwerfen und den Händen seiner Feinde übergeben. Sein Eingang sei verflucht, sein Ausgang sei vermaledeiet! der Herr schlage ihn mit Narrheit und mit Blindheit, der Herr verzehre ihn durch seinen Blitz. Der Zorn Gottes und der heiligen Apostel Petri und Pauli entzünde sich über ihn in dieser und in jener Welt. Die ganze Erde waffne sich gegen ihn. Der Abgrund thue sich auf und verschlinge ihn lebendig. Sein Name bleibe nicht über ein einziges Glied und sein Andenken erlösche unter den Menschen. Alle Elemente sollen gegen ihn sein. Sein Haus sei wüste, seine Kinder sollen aus ihren Wohnungen vertrieben werden und von der Hand des Feindes sterben unter ihres Vaters Augen. Er sei verflucht, vermaledeit in Ewigkeit!"

Als der Dechant also gelesen, sprach der Blankenfelde laut und hart: „Gott ist gerecht!"

Die Bürger blickten einander an, als wollten sie sagen: „ihn können wir nicht tadeln, denn er hat Ursache vollauf, so zu sprechen!" sie selbst aber waren herzlich wenig erschüttert durch den Bannfluch. Die märkischen Männer hatten nicht vergessen, daß sie mit ihrem Markgrafen aus dem ascanischen Hause früher ein Mal im Banne gewesen, sie fürchteten den Zorn des Papstes wenig, sie wußten, daß der Bannfluch nur wirksam war, wenn Fürsten und Völker uneinig unter sich waren. Rasch aber begriffen sie, welche furchtbare Waffe der Bannfluch war gegen den Markgrafen Ludwig, der das Herz keines Mannes für sich hatte in dem Brandenburger Lande. Durch die Bulle des Papstes waren sie ihres Eides gegen den Markgrafen quitt, so sie dessen quitt sein wollten. Dagegen aber sträubte sich das kieselharte märkische

Rechtsgefühl und dem gab der alte Gildemeister alsbald Worte, indem er sprach: „ich sehe wohl, daß uns der heilige Vater unseres Eides entläßt, aber ich bin ein einfältiger Mann und darum halte ich mich in meinem Gewissen doch gebunden, trotz der Bulle; der Markgraf Ludwig, er ist ein fremder Mann auf diesem Lande und Gott weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er hat meinen Eid!"

„Und den meinen, und den meinen auch!" sprachen die Andern.

Nur Blankenfelde schwieg und sah angstvoll auf den Priester, der dem feurigen Manne einen tröstenden Blick zuwarf und dann den alten Mann also anredete: „Bruder, du hast einst dem Markgrafen Waldemar geschworen, wer hat deinen Eid gelös't?"

„Der Tod!" entgegnete der ehrenfeste Bürger einfach.

„Nun aber", fuhr der Priester triumphirend fort, „ich sage dir, der Tod hat deinen Eid nicht gelös't, denn der Markgraf Waldemar lebt!"

Hatte man nun auch zu Berlin, wie wir gesehen, Kunde von den dunkeln Gerüchten, die seit Monden durch's Land gingen, daß Markgraf Waldemar noch leben solle, daß er gesehen worden sein solle, bald dort, bald hier, als ein Pilger — hatten solche Gerüchte auch nicht verfehlen können, das ohnehin glänzende Andenken des ruhmreichen Askaniers aufzufrischen im Gedächtnisse des Volkes, so hatte man in den Städten es doch meist nur als frommen Wunsch der besonders geplagten Bewohner des platten Landes passiren lassen, und nun stand vor diesen Bürgern Berlin's, deren Herzen mit der heißesten Liebe an dem Markgrafen Waldemar hingen, plötzlich ein Priester, der laut und fest zu ihnen sprach: „Markgraf Waldemar lebt!"

Als die Bewegungen des ersten Erstaunens vorüber waren, da nahm der Priester wieder das Wort und sprach: „ich war bei unsern Brüdern in Magdeburg und wurde mit den Kalandesherren dort, am Mittwoch sind es acht Tage gewesen, auf den Erzbischöflichen Hof beschieden, ein Gast zu sein an der Tafel des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs Otto. Es ging gar stattlich zu an der Tafel und stand viel Volks an den Thüren, uns speisen zu sehen und eine Mahlzeit oder Gabe zu empfangen von dem Uebrigbleibenden. An der einen Thür aber bemerkte der Herr Erzbischof einen Pilger aus dem gelobten Lande, den er erkannte an den Muscheln an seinem Hute, gesammelt am Strande von Ascalon. Dem Pilger wollte der Erzbischof eine Ehre er-

weisen und sendete ihm einen Ehrentrunk in seinem eigenen Becher. Der Pilger trank, gab den Becher zurück und entfernte sich, nachdem er sich tief verneigt hatte. Als aber der Diener mit dem Becher des Erzbischofs zu dem Schwenkkessel trat und ihn ausspülen wollte, da rief er überlaut: „Jesus Maria, was ist das?“ Der Erzbischof und Alle, so mit ihm an der Tafel saßen, wendeten sich um nach dem Diener, der aber reichte seinem Herrn alsbald einen Ring, den er auf dem Boden des Bechers gefunden, daraus der Pilger getrunken.

Ich stand zu weit, um den Ring sehen zu können, aber ich bemerkte wohl, daß der Erzbischof sich verfärbte, als er den Ring aufmerksam betrachtete und dann fast athemlos rief: „den Pilger, bringt mir den Pilger!“ und zu dem Dechanten, der bei ihm, hörte ich ihn sagen: „das ist der Siegelring meines seligen Vetters und Freundes, des großen Waldemar von Brandenburg; was soll uns das bedeuten?“

Wir wurden nun Alle entlassen, aber vernahmen desselbigen Tages noch, daß die erzbischöflichen Diener den Pilger gefunden hatten im Dome betend, und daß der Erzbischof Reitende geschickt habe an den Herzog von Sachsen in Wittenberg, an die Grafen zu Anhalt und noch viele andere Fürsten und Große.

Der Pilger war im geheimsten Closet des Erzbischofs und blieb auch die Nacht über im Pallast, was uns ganz seltsam bedünken wollte, bis wir am andern Morgen erfuhren, was sich begeben hatte. Meine Brüder, ich glaubte an jenem Morgen ein Mährchen zu vernehmen, als man mir sagte: der Pilger an der Thür sei Niemand anders gewesen, als Markgraf Waldemar der Große von Brandenburg, mein theurer, seit achtundzwanzig Jahren als todt beweinter, Herr und Fürst.

Ich glaubte nicht, was man mir sagte und rief: es ist unmöglich; denn hätte Herr Waldemar noch gelebt, er wäre längst gekommen und hätte den schmachvollen Ruin seines Landes aufgehalten und seine Feinde vernichtet; da antwortete man mir: Markgraf Waldemar habe, von Gewissensbissen über seine Vermählung mit seiner nahen Verwandtin, der Markgräfin Agnes, gequält, beschlossen, nach Jerusalem zu gehen und dort an der Stelle, da unser Herr gewandelt und gelitten, sein Leben in Buße und Reue zu verbringen. Mit Hülfe eines alten treuen Dieners habe er das auch in's Werk gerichtet,

einen eben Verstorbenen an seiner statt in Chorin begraben lassen und sei dann nach Jerusalem entwichen. Dort habe er in tiefster Abgeschiedenheit gelebt, Jahre hindurch nur mit seinem Seelenheil beschäftigt, bis endlich die Trauerkunde zu ihm gedrungen von dem Elend seiner Brandenburger, von dem Verderben seiner blühenden Lande, und da habe es ihm denn nicht Ruhe und nicht Rast gelassen und er sei zurückgekehrt, nicht um wieder Fürst zu werden, sondern nur, um Brandenburg zu befreien von seinen Drängern und Feinden und es dann seinen rechtmäßigen Erben, seinen Vettern von Anhalt, zu übergeben. Danach, lieben Brüder, habe ich am selbigen Tage Herrn Waldemar, meinen, unsern Markgrafen, selbst gesehen. Ich und andere Märkische, die gerade anwesend waren zu Magdeburg, wir wurden zu ihm entboten. Wir standen Alle in einem Saal und waren zwei von Adel unter uns, zwei alte Herren von der Marwitz, die den Markgrafen Waldemar bei Lebzeiten oft und viel gesehen; die schwuren Stein und Bein, der Pilger sei ihr Markgraf nicht, ihr Markgraf liege begraben bei seinen Vätern in Chorin und ein ungeheurer Betrug werde ausgesponnen, und die meisten von uns waren gleicher Meinung. Da öffneten sich die Thüren und Hand in Hand mit Erzbischof Otto trat Markgraf Waldemar in den Saal; lieben Brüder! alle Zweifel schwanden; Er war es, alt geworden freilich war er, aber ich hatte ihn gesehen, da ich noch ein Knabe war, ich hatte den stolzen und doch so freundlichen Blick nicht vergessen und als er uns näher trat, da erkannte er die beiden alten Herren von der Marwitz gleich und rief mit der, allen Märkern bekannten, hellen Stimme: „Gott zum Gruß, mein lieber Jürgen Marwitz, gieb mir deine Hand und du auch, mein wack'rer Rüdiger!“ Da sanken die beiden alten Edelleute ihrem rechten Herrn zu Füßen und weinten dann heiße Thränen in seinen Armen. Brüder, Markgraf Waldemar lebt; hoch lebe Markgraf Waldemar!“

„Hoch lebe Markgraf Waldemar!“ riefen die Bürger und die Priester, nur der alte Gildemeister schüttelte den weißen Kopf und murmelte: „was werde ich noch erleben müssen!“

Eilend entfernten sich die Bürger nun, um die wunderbare Kunde, die ihnen eben geworden, weiter zu verbreiten. Sie trafen auf viele gläubige Gemüther; der Mensch glaubt so gern, was er wünscht. — Die Kalandsherren blieben mit dem fremden Priester noch lange in eifrigem Gespräche.

II.

Die von Blankenfelde waren ein edles, rittermäßiges Geschlecht, wohlbegütert und seit Beginn vielleicht der Städte Berlin und Köln darin angesessen und hoch angesehen. Mancher vom Geschlecht derer von Blankenfelde vereinigte die Ritterwürde mit der eines Bürgermeisters von Berlin und Köln.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatten die Blankenfelde ihren Sitz in dem stattlichen Hause auf der Spandauerstraße, das noch Jahrhunderte lang ein Besitzthum der Familie geblieben, freilich sehr verändert, umgebaut und vergrößert. Im Jahre 1348 war es ein einstöckiges Haus mit einem stattlichen, nach der Straße zugewendeten, Giebel und fünf Fenstern in der Breite.

Auch so gehörte es zu den größesten und stattlichsten Häusern des damaligen Berlin.

In dieses Haus trat Herr Albrecht, den sie den Junkherrn von Blankenfelde nannten, nicht, als ob er noch allzu jung gewesen, sondern weil sein Oheim noch lebte, das Haupt der Familie, der Ritter von Blankenfelde, der mehremals Bürgermeister von Berlin gewesen war und als ein sehr staatskluger Herr und geschickter Unterhändler zu den vertrautesten Räthen Waldemar des Großen gehört und es immer mit den Verwandten Waldemar's, den anhaltinischen Grafen Albrecht und Waldemar und dem Sachsenherzoge Rudolph in Wittenberg gehalten hatte.

Den geschickten Unterhandlungen des Ritter's von Blankenfelde insbesondere verdanken die Städte Berlin und Köln die zahlreichen und hoch-

wichtigen Freiheiten und Privilegien, die der Herzog von Wittenberg diesen beiden Städten, die ihn bis auf den Tod haßten, verliehen. Der Haß der Berliner und Kölner aber, der war es eben, dessen sich der kluge Blankenfelde bediente, um dem Herzoge immer mehr abzupressen, indem er ihm stets die Nothwendigkeit zeigte, die Berliner und Kölner für seine Sache zu gewinnen, obgleich er wohl wußte, daß der trotzige märkische Sinn nicht durch Geschenke zu beugen war und obgleich er überdem das Seine that, den Haß seiner Städte gegen den Herzog nicht einschlummern zu lassen.

Der Junkherr von Blankenfelde trat in das Gemach, das zu ebener Erde seine Wohnung bildete und durch eine kleine Lampe spärlich erleuchtet war. Es war ein wüster, trauriger Aufenthalt.

Die Wände waren einst mit Tuch behängt gewesen, jetzt hingen diese Tücher in Fetzen nieder, verstaubt halb und vermodert, der Fußboden war rauher Estrich und die Balken, welche die Decke trugen, waren unverkleidet und unverziert. Die beiden kleinen Fenster waren durch feste Eichenholzbretter geblendet. Der Geräthe zur Bequemlichkeit waren wenige: ein großer plumper Tisch, ein paar rohe Bänke und eine grob gezimmerte Bettstatt, die den größten Theil des Gemach's einnahm, in der aber nur ein Bärenfell und ein großer Tuchmantel über einem Bund Strohe lagen.

Auf dem Tische sah man ein Crucifix, kunstreich in Holz geschnitzt, daneben breitklingige Schwerter und Dolche, wunderschöne Waffen aller Art und einige Kannen und Becher von schwerem Silber, in trefflicher, getriebener Arbeit.

Schöne Kirchengeräthe, prachtvolle Waffen, kunstreiche Trinkgeschirre, das war der Luxus jener Zeiten, der Bequemlichkeit aber ward dazumal noch gar wenig Rechnung getragen in den Marken.

Herr Albrecht von Blankenfelde schloß die Thür hinter sich mit einem schweren Riegel, dann rückte er das Crucifix an den Rand des Tisches, kniete nieder und dann begann er zu beten, ganz mit dem frommen Eifer und der verzückten Inbrunst seiner kirchlichen Zeit. Sein Gebet dauerte lange, als er aber sich erhob und das letzte: Ave Maria! gesprochen hatte, da leuchtete sein blasses Antlitz in hoher Röthe und die dunkeln, sprühenden Augen, die sonst so unheimlich in ihren tiefen Höhlen funkelten, hatten einen

milden, sanften Glanz. Der Junkherr stützte sich mit der Hand auf dem Tisch und schien zu lauschen.

In der That vernahm er ein leises Geräusch über sich — es klang, als ob ein schwerer Körper langsam hingeschleift würde über den Fußboden des oberen Gemach's.

„Oh Gott, o Gott! erbarme dich der Unglücklichen!" flüsterte der Junkherr schmerzbewegt vor sich hin, seine Augen füllten sich mit Thränen und sie liefen an der blassen Wange hinunter heiß und der bleiche Mann begann zu weinen und zu schluchzen wie ein Kind. Lange dauerte es, ehe der Junkherr sich wieder faßte, das unheimliche Geräusch über ihm aber dauerte fort.

Er schien unentschlossen zu sein, bewegt schritt er auf und ab, bald trocknete er den Schweiß von seiner Stirn, bald wischte er die Thränen aus seinen Augen, aber er sagte nichts, als: „Gott erbarme dich ihrer!"

Plötzlich nahm er den Mantel von der Bettstatt, hüllte sich hinein, indem er die Kapuze über den Kopf schlug, und verließ so geräuschlos als möglich Gemach und Haus.

Der Junkherr ging nur etwa dreißig Schritte in der stillen Straße aufwärts, dann klopfte er mit dem eisernen Ring heftig an die Thür eines kleinen Hauses.

In dem stillen, behaglich erwärmten, Hinterzimmer dieses Hauses sitzen auf hochlehnigen Stühlen zwei alte Herren, stattlich in reiche Pelzröcke gekleidet und mit goldenen Ehrenketten geziert, hinter einem Tisch, der mit Silberbechern und einer großen Weinkanne von gleichem Metall besetzt ist.

Der Eine dieser Herren hat schon ganz weißes Haar und der scharfe Schnitt seiner Züge, durch das Alter noch hervorgehoben, so wie das dunkle, flammende Auge verräth uns den Ritter Paul von Blankenfelde, den Oheim des Junkherrn Albrecht. Dieser alte Mann, um dessen schmale Lippen ein leises, trübes Lächeln spielt, stützt sein Kinn auf den Knauf seines Schwertes, das er zwischen den Knieen stehen hat, und lauscht dem Vortrag seines Gastes, dessen altes Gesicht lebhaft geröthet erscheint durch innere Aufregung. Der Gast des Blankenfelders ist Hans Anton von Buch, ein vornehmer Märkischer von Adel und durch Blankenfelde fest verbündet mit Berlin und Köln. Der greise Edelmann ist ein schöner Alter mit seinem dünnen Haar

und den freundlichen blauen Augen und dem langen weißen Bart auf dem blauen Sammetwamms, den er unter dem offenen Pelzrock trägt.

„Nun, Blankenfelde, was sagt Ihr?“ fragte der von Buch, da er mit seiner Erzählung zu Ende war. „Seht, edler Freund“, begann dieser, des Gastes Becher wieder füllend, mit jener stark duftenden Mischung von Honig, Wein und Gewürz, die man in damaliger Zeit als einen Schlaftrunk vor dem Zubettgehen zu nehmen pflegte „seht, edler Freund, Neues habt Ihr mir nicht viel gebracht, aber ich bin euch recht sehr dankbar, denn ich weiß nun sicher und bestimmt, woran ich bin und das ist mir lieb, dieser Städte Berlin und Köln wegen. Seht, ich bin gleich wie Ihr überzeugt, daß die Anhaltiner Grafen und Herzog Rudolph mit Herrn Otto von Magdeburg, sich geeiniget haben und gleichsam eine Comödia aufführen wollen, mit dem Manne, dem sie den Namen des großen Waldemar beilegen. Die Kosten dieser Comödia wird Herr Ludwig von Bayern bezahlen sollen, aber diese armen Marken werden sie bezahlen müssen, und das möchte ich hindern; diese Städte, Berlin und Köln, wenigstens sollen dabei nicht zu Schaden kommen!“

„Sie haben ihren Plan gar fein gemacht“, meinte der von Buch einstimmend, „das ganze bayrische Haus ist im Kirchenbann, also kann die Geistlichkeit dem gebannten Ludwig nicht helfen; im Reich hat er keine Hülfe seit des Kaisers Tode; er selbst ist fern bei seiner neuen Gemahlin in dem Lande Tyrol*), seine Feinde rings um diese Lande her sind aufgestanden und in dem Herzen keines märkischen Mannes spricht etwas zu seinen Gunsten; dagegen ist die alte Liebe der Märker zu dem großen Waldemar überall erweckt in den Herzen, der Plan ist gar fein und spielen sie keck, so haben sie das Spiel gewonnen, so wunderlich es sich anläßt.“

Der alte Blankenfelde schüttelte das greise Haupt: „Ei! ei! lieber Herr und Freund! Ihr geh't so rasch, als wäret ihr zwanzig Jahre und nicht

*) Markgraf Ludwig der Aeltere von Brandenburg war in erster Ehe vermählt mit der Tochter des dänischen Königs Christoph II., in zweiter Ehe vermählte er sich, zum großen Aergerniß der gesammten Christenheit, mit der gefürsteten Gräfin von Tyrol, der Margaretha, genannt Maultasche, die von ihrem ersten Gemahl, dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich, noch nicht geschieden war, sich aber nach mehrjähriger Ehe noch für eine Jungfrau ausgab und einen höchst sittenlosen Lebenswandel führte. Ludwig wurde durch diese Ehe Graf von Tyrol.

siebenzig; laßt euch sagen, die Anhaltiner spielen hohes Spiel, aber, denkt an mich, sie werden's verlieren!"

„Ich glaub's Euch schon, mein wackrer Blankenfelde, aber warum? sprech't!"

„Nun denn", sprach Blankenfelde ernst „der Einsatz ist zu hoch, sie können ihn im Fall eines Fehlwurfs nicht verdoppeln; seh't, edler Herr, ich will euch noch mehr sagen, der König Karl zu Böheimb will Kaiser werden und ist's auch schon fast ganz; der gehört auch zu Freunden der Anhaltiner, der hat seine Hand auch mit im Spiel bei dieser wunderbaren Historie vom Wiedererscheinen des großen Waldemar; seh't, ich habe dem König in Böheimb stets auf die Finger gesehen und sein Spiel kenn' ich. In allen Händeln König Karl's, wenn sie glücklich ausliefen, sah ich ihn den ganzen Gewinn haben, fielen sie unglücklich aus, so kam er stets mit einem blauen Auge davon; seine Freunde und lieben Bundesgenossen aber, die mußten regelmäßig die Zeche bezahlen. Alle Achtung vor dem König zu Böheimb, hat's in Frankreich gelernt und zu Paris auf die feinsten Kniffe studiert! Seh't, und dann, alter Freund, ist der Markgraf Ludwig so verlassen doch noch nicht, als ihr denkt; vom Kirchenbann kann er schnell loskommen, wenn er sich dem Papst unterwirft, und glaubt mir, er wird ohne allzu harte Bedingungen loskommen, gegen ihn hegt man keinen Groll, er ist nicht der furchtbare Gegner, der sein Vater war; ferner, Kaiser Ludwig der Bayer ist zwar todt, aber er hat eine Partei hinterlassen, die den Sohn nicht verlassen darf, ihres eigenen Vortheils wegen, und dann ist er der Schwäher des Dänenkönigs Waldemar; bedenkt das wohl. Seh't, so scheint mir, was die äußern Umstände betrifft, die Sache Herrn Ludwig's so schlimm gar nicht zu stehen. Kommen wir nun zur Hauptsache, zu diesem Lande Brandenburg selbst, so ist's wahr, der Markgraf aus Bayern, der fremde Mann, wie sie in unsern Städten Berlin und Köln sagen, hat wenig Freunde, aber, edler Herr, er hat desto mehr Freundinnen in diesem Lande" — ein leises Roth überlief das bleiche Gesicht des greisen Staatsmannes, denn der war Blankenfelde gewiß und Herr Johann Anton von Buch senkte die Stirn, um seinen alten Freund nicht anzusehen — „und was Freundinnen vermögen", fuhr Blankenfelde etwas hastig fort, „das haben wir schon gesehen, aber bei Seite das, unser Volk in den Marken hat dem Markgrafen Ludwig ge-

schworen und das ist der feste Ankergrund, auf dem Ludwig's Glücksgaleere sicher ankert. Der Sand in den Marken ist leicht, aber die Herzen seiner Männer sind fest; glaubt mir, edler Buch, und wenn die Anhaltiner den Teufel aus der Hölle holten, er machte die märkischen Männer nicht abwendig von ihrem Eide!"

„Edler Blankenfelde", versetzte Johann Anton von Buch darauf, „das schöne Zeugniß in Ehren, das ihr unsern Landsleuten gebt, bin fern davon, dagegen aufzutreten, aber der Markgraf Waldemar, den die Anhaltiner aus dem Grabe heraufbeschworen haben, darin er seit achtundzwanzig Jahren schlief, ist für die Treue der Märker weit gefährlicher, als der Teufel. Seh't, eben die felsenfeste Treue der Märker wird sie von Ludwig zu Waldemar führen, der Ludwig geschworene Eid hat keinen Werth gegen den frühern, den sie Waldemar geschworen, glaubt mir, so folgert der klare Verstand des Märkers."

„Ja, mein werther Gönner", fiel der Blankenfelde ein „aber eben der klare Verstand des Märkers wird nicht an diesen zu Prag oder Magdeburg ersonnenen Waldemar glauben!"

„Er wird, er wird" meinte der von Buch kopfschüttelnd „ja, wer weiß, ob wir selbst nicht noch glauben, daß der Pilger im erzbischöflichen Hofe in Magdeburg unser großer Waldemar ist."

Der alte Blankenfelde lächelte leicht.

Johann Anton von Buch aber sprach: „Mein edler Freund, ich habe Männer gesehen, die den Markgrafen kannten, wie wir uns kennen, und die nun in Magdeburg weinend niedergesunken sind zu den Füßen des Pilgers und ihn für ihren rechten Markgrafen Waldemar anerkannt haben. Da sind meine beiden Vettern, die von der Marwitz."

„Seltsam" sagte Blankenfelde nachdenklich, „auf einen Betrug lassen sich die von der Marwitz niemals ein und helle Augen haben sie auch, das liegt in der Familie und doch, nur — "

„Was wollt ihr thun, Blankenfelde, sagt —"

„Hört, edler Herr, ich glaube nicht an diesen Markgrafen" sprach nun Blankenfelde energisch „ich weiß, daß mein großer Waldemar todt ist, aber ich habe dieser Städte, Berlin und Köln, Bestes zu fördern beschworen, das will ich thun. Glauben die Bürger dieser Stadt an den wieder aufge-

standenen Waldemar, so werde ich ihnen nicht entgegentreten, denn sind diese nüchternen Märker so weit, daß sie ein solches Ding glauben, dann werden sie so lange daran glauben, als sie leben und werden dafür sorgen, daß auch ihre Kinder den zähen Glauben von ihnen erben, dann sind sie blind, ich aber werde für diese unsere Städte Berlin und Köln die Augen offen behalten und für ihren Glauben an ihn soll dieser auferstandene Markgraf den Berlinern und Kölnern so viele Freiheiten und Privilegien in den Tausch geben, daß die von Köln am Rhein werden Lust haben zum Tausch mit denen zu Köln an der Spree, und daß die große Lübeck, der Hanse stolzes Haupt, mit Neid auf Berlin blicken soll, das will ich, so wahr ich Blankenfelde heiße" rief der Alte stolz, dann setzte er demüthig hinzu „so Gott will und wir leben, wie der Apostel schreibt."

Da tönten harte Schritte durch den schmalen gepflasterten Gang, der durch das Haus nach dem Hinterzimmer führte. Die beiden Alten horchten einen Augenblick auf, aber der Blankenfelde ließ das Haupt bald wieder sinken und sagte traurig: „ist meines Bruders Sohn, der arme Albrecht!"

Der Junkherr Albrecht trat ein, die Greise schüttelten ihm mit freundlichem Gruß die Hand, er aber starrte aus glühenden Augen den Oheim an und sprach hastig: „wißt Ihr die Kunde, daß Waldemar der Große auferstanden ist von den Todten, um diesen bayrischen Ehrenräuber und Frauenschänder zu vernichten?"

„Albrecht! Albrecht!" mahnte der Ohm ernst, „bist du ein Mann? höre mich, du willst deine, unsere beleidigte Ehre rächen, dazu muß man ein Mann sein; siehe wie deine Hand zittert, siehe, wie dein ganzer Leib bebt, wie die Fieberschauer dein Gebein erschüttern, du bist schwach wie ein Knabe und willst deine, unsere Ehre an Ludwig von Bayern rächen, der, auch dem Teufel wird der Blankenfelde sein Recht lassen, auf dem Kampfplatz mit Männern wenigstens eben so sehr Mann ist, wie im Liebesspiel mit Frauen; Albrecht, beherrsche dich, dämpfe diese Gluth, die dir das Mark in den Knochen verzehrt!"

„Ohm, ich kann nicht mehr" stöhnte der unglückliche Mann, „du sieh'st sie nicht täglich, wie schön sie ist in ihrer Reue, du hör'st sie nicht seufzen und weinen Tag und Nacht hindurch, du hörst nicht über deinem Haupte Stunden und Tage lang, wie sie auf ihren Knieen von einem Altar zum andern

rutscht, um ihren Fehltritt zu büßen; alter Ohm, auch du würdest wahnsinnig, wie ich es bin."

„Mein Albrecht!" begann der alte Mann liebevoll tröstend „siehe, ich würde nicht wahnsinnig werden und du bist es auch nicht, nimm deine Kraft zusammen, armer Mann, denn Gott legt Niemandem mehr auf, als er tragen kann."

Nach einer kleinen Weile verließ Herr Johann Anton von Buch das stille Hinterzimmer des alten Blankenfelde, der seines Bruders armen Sohn bei sich behielt, um ihm einen Auftrag zu geben.

Ehe wir jedoch zu dem Auftrage des greisen Staatsmannes kommen, wollen wir die Decke von dem Geheimniß ziehen, das so schwer auf des Junkherrn Albrecht Leben lastete und in seinen Reden mehrfach angedeutet ist.

III.

Ist eine frische, wonnige Gegend gar mitten in der Churmark Brandenburg — ja, zieht die Gesichter nur, ihr draußen am hallenden Strande der Donau, darin sich stolze Städte spiegeln, in deren blauen Wogen die Sonne niedersinkt, nachdem ihr letzter Gruß der Alpen bleiche Stirnen rosig erglühen ließ; werft trotzig den Mund auf, ihr vom Rhein und seinen Rebenbergen, vom Rhein und seinen Burgen, seinen Domen — wir in der Marken stillem ernsten Lande, wir wollen tragen euren Stolz, denn weil wir eig'nen Werths uns fest bewußt, wir wollen fremden Werth gern anerkennen und weil ihr Deutsche seid, sollt ihr uns fremd nicht sein und wir sind stolz mit euch auf all' die Pracht und Schönheit der Natur an Rhein und Donau. Und doch giebt's auch in unserm märkischen Lande, das ihr, der eig'nen Scholle Pracht und Herrlichkeit im Auge, so flach und unschön finden mögt, so viel des Schönen, in dem wir wohl erkennen, daß auch uns die Natur nicht als eine Stiefmutter begabt.

Die Berge und die Wälder, die Seen und die Ströme, in deren Mitte, halbwegs zwischen Berlin und Brandenburg, der alten Hauptstadt, die Thürme Spandow's ragen und Potsdam's, unseres märkischen Versailles, sie geben eine Landschaft, die sich den schönsten an die Seite stellen mag.

Und war im vierzehnten Jahrhundert die ganze Gegend auch noch nicht der Meilen lange, Meilen breite Riesenpark, den der Hohenzollernkönige Macht und Schönheitssinn geschaffen, so spiegelten sich doch damals prächtig schon die feuchten Wälder in uns'rer Spree, in uns'rer Havel und all' der Seen klarer Fluth.

Wo heut das Kirchlein ragt mit schlankem Thurme am feuchten Spiegel jenes stillen See's; Sanct Salvator zum Port hat es des Königlichen Erbauers

frommer Sinn getauft und wenn die Glocken läuten in der Sonntagmorgenfrühe, dann ziehen in heiliger Stille viele Kähne durch die blaue Fluth, die gläub'gen Christen führend zum Hause Gottes, das ein sich'rer Port den Gläubigen; da, wo das Kirchlein heute ragt zu Sacro, der Kirche Sprache heiligt schon im Namen jene Stelle, da lag im vierzehnten Jahrhundert das Haus nicht eines heiligen, doch eines frommen Mannes und eines treuen Dieners seines Fürsten. Ein niedres Dach war's nur, das an der Spitze der Landzunge sich barg unter den Aesten und Blättern der drei großen Buchen, aber ein Mann wohnte drinnen, deß Sinn war so hoch und so stolz wie der des größten Fürsten und wär' der Mann ein schlimmer Gesell geworden sicherlich, wäre ihm nicht eine so reiche Fülle christlicher Demuth dazu beschieden gewesen, durch Gottes weise Führung.

Deobat Sonntag hieß der Mann und hatte keinen andern Namen, er war der Bastard eines Edelmann's und einer betrogenen Dirne; er hatte wohl des Vaters trutzigen, hochfahrenden Sinn geerbt, aber seines Ursprungs Dunkelheit und Schande gaben ihm die rechte Demuth und der Fluch seiner Geburt ward ihm zum Segen, weil er dem Herrn diente, denn es steht geschrieben, daß denen, die dem Herrn dienen, alle Dinge zum Segen werden sollen. Er aber diente dem Herrn, weil man es ihm gelehrt von Kindesbeinen an, denn ein frommer Priester fand das arme Kind an einem Sommersonntagmorgen auf Sacro's Landzunge an seiner todten Mutter Brust.

Deobat Sonntag nannte der fromme Priester den gefundenen Knaben, weil er ihn an einem Sonntag fand und ihn Gott übergab mit Leib und Seele am selben Tage durch das Bad der heiligen Taufe.

Deobat Sonntag dienete Gott sein Leben lang und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg so lange es seine Kräfte vermochten, so treulich und so eifrig, daß ihn der Markgraf zu seinem Fischmeister machte an dem See bei Potsdam.

An dem See, auf der Landzunge, wo den Knaben einst der fromme Priester gefunden, da bauete sich der Greis eine Hütte und war gut sein darin, so war sie voll Frieden.

In der Hütte am See unter den Buchen erzog Meister Deobat sein einzig Kind, die Freude seines Alters, -ein spätgebor'nes Töchterlein, das die Mutter im zarten Alter schon verloren.

Der fromme Greis und das junge schöne Kind, manch' Jahr lebten sie dort zusammen in herzlicher Eintracht, verehrt und geliebt von den Fischern und dem Landvolk der ganzen Umgegend.

Da war's an einem Lenzabend, da saß der Alte in stiller Hütte und dachte durch sein langes Leben, draußen aber am Stamm der großen Buche, da lehnte Maria, sein Töchterlein, der ging das Herz in Jugendsehnsucht über, die ließ ihr weiches Blondhaar fliegen im Abendwind und ihr Blauauge streifen leuchtend mit dem Abendleuchten über die klare Fluth des See's und sang in das Rauschen der Blätter und in das Plätschern der Wellen am Ufer hinein:

Jubelt Wiesen, jauchzet Wälder,
Jauchz't und jubelt Haid' und Hain,
Was da sprießen seh'n die Felder,
Flüsse jubelt mit darein,
Jubelt Berge, jubelt Thäler,
Quellen, Blumen stimmet ein.
Jauchzet Felsen, Wasserfälle,
Christo jauchze, was da lebt,
Denn erliegen seinen Siegen
Muß der Feind, der knirschend bebt;
Gott ist heiter, Erd' befrei't er,
Daß sie sich gen Himmel hebt!

Also jubelnd sang Meister Deobat's schönes Töchterlein Maria die Strophen eines uralten Osterliedes, das man schon im zwölften Jahrhundert gesungen, in den wonnigen Abend hinein und ahnete nicht, daß die Seele des alten Mannes in der Hütte hinter ihr von der Erde befreit, zum Himmel schwebe. Als Maria die letzte Strophe ihres Liedes noch ein Mal wiederholt, da erhob sich seitwärts plötzlich eine Stimme über den Wassern, die klang auch gar anmuthig, war aber kein frommer Gesang, sondern recht ein schelmisch Minnelied, das man vernahm und zwar das schönste von allen märkischen Minneliedern, das was Markgraf Otto mit dem Pfeil, der lied- und schwertfrohe Ascanier, selbst gedichtet für Frau Hedwig, seine süße Buhle.

Erschrocken erst, dann aber halb verwundert, lauschte Maria den fremden Klängen der schmeichelnden, verlockenden Weise; fest mit kräftigem Griff faßte die Hand einen zähen Weidenzweig, dann lehnte sich der blühende Leib, nur gehalten von dem Weidenzweig, weit hinaus über die Fluth und die



Druck v. Gebr. Delius

Sternenaugen späheten emsig um nach allen Seiten, ob sie nicht den Sänger entdecken möchten. Vergebens. Da schwang sich die Dirne leicht zurück auf festern Grund und funkelnd im Abendgold flog das leichte Blondhaar um das runde Haupt.

Plötzlich endete der unsichtbare Sänger seine Minneweise und war einen Augenblick eine tiefe Stille, dann wurden die Schlußzeilen der Weise:

Dein durchlauchtig rother Mund
Macht' mein Herz zum Tode wund;

in zärtlicher Liebesklage wiederholt und von rechts her aus einem kleinen Krevel schoß ein Kahn auf die Landzunge zu, auf deren letzter Spitze Maria stand und mit kindlich neugierigem Blick auf den Kahn blickte, oder vielmehr auf den stattlichen Jüngling, der mit lässigen Ruderschlägen den Kahn so geschwind nach der Landzunge trieb, daß er fast schneller neben der schmucken Dirne auf dem Lande stand, als diese sich besinnen konnte, ob sie jemals schon ein schöneres Menschenkind gesehen, als diesen waidlichen Gesellen, der gar stattlich gekleidet mit goldenen Kettlein prunkte auf dem Wamms und einem Federbusch auf seinem Sammetbarett.

„Sang'st du so schön, du liebe, feine Dirne?" fragte der Jüngling und faßte den Arm des Mädchens, das scheu wie ein Reh flüchten wollte, nun aber die Augen aufschlug zu dem fremden Mann und halb trotzig antwortete: was fragst du auch, wer soll hier singen außer mir? aber was sangst du? das klang viel anders als meine Lieder?"

„War eine Minneweise, feines Dirnlein, so du sie lernen willst, will ich dein Meister sein!"

Marien's Auge ruhte fest auf des jungen Mannes Antlitz, dann fragte sie mißtrauisch: „wie heißt ihr, Herr?"

Der Jüngling ließ den Arm der Dirne fahren, den er bis jetzt, achtlos scheinbar, in seiner beiden Hände schmeichelnder Umschlingung gehalten, zog den Mantel herauf, wickelte beide Arme hinein und fragte dagegen: „was ficht dich an, du liebe Dirne?"

„Ihr seid ein Herr, ich seh's an eurem Kleid, an eurer Augen stolzem Leuchten, ich hör's an eurer Stimme Klang, sagt mir euren Namen, Herr, damit ich euch benennen kann, ihr dürft getrost mit mir reden, ich bin ein freigeboren Mädchen, der Vater ist Niemand eigen, ist des Markgrafen Fisch-

meister hier und war mein Großvater gar ein Edelmann, Maria Sonntag heiß ich, nun sagt mir euren Namen, Herr!"

„Maria Sonntag" sprach der Jüngling jetzt, sich des weichen, runden Arm's der Dirne wiederum bemächtigend, „Maria Sonntag" ja wohl, wo du bist, da muß immer Sonntag sein, Albrecht von Blankenfelde ist mein Name, du süße, liebe Maria!"

„Wollt ihr nicht in meines Vaters Hütte treten, edler Herr von Blankenfelde?" fragte Marie leise und senkte ihrer Augen milde Sterne vor dem Gluthblick des Junkherrn Albrecht, der heiß wie Sommersonnenstrahl auf ihrem Angesichte ruhte.

Der Junkherr von Blankenfelde gab keine Antwort auf der Dirne leise Frage, aber langsam, unvermerkt schier, zog er das blühende Kind näher und immer an sich und sie folgte unbewußt dem süßen Zwang und ihrem eig'nen Herzen bis sie an seiner Brust lag und sein Arm um ihrem Leib und seine Lippen auf den ihren brannten, so heiß, so brünstig, so verzehrend, daß ihr ein Schauer durch das Herz ging.

Plötzlich machte sich die Dirne los aus des Mannes verstrickender Umarmung, er hatte weder Kraft noch Muth, sie fest zu halten, machtlos sanken seine Arme nieder, der Leib des Mannes schien gelähmt, das Leben glomm allein in seinen dunkeln Augen und fast unhörbar sprach die bleiche Lippe: Maria! Und das Mädchen vernahm doch der Liebe leisen Ruf; schon hatte sich Maria abgewendet, zu gehen, sie zeigte dem Junkherrn wieder ihr in's tiefste Purpurroth der Liebesgluth und Schaam getauchtes Antlitz, mit festem Druck ergriff sie seine Hand und sprach, obwohl die Stimme bebte, gefaßt: „Junkherr von Blankenfelde, kommt zu meinem Vater, daß er den Gast ehre nach des Landes Sitte!"

Hand in Hand schweigend gingen die Liebenden die wenigen Schritte zu des Fischmeisters Hütte, die Sonne war hinunter, der Wind strich scharf über den See und saus'te in den Wipfeln der Buchen.

„Vater! wir haben einen Gast!" rief Marie, zwei Schritte vor dem Junkherrn her schreitend und in die Hütte tretend, „Vater, der edle Herr von Blankenfelde, begrüßt ihn, Vater!"

Maria hatte nicht gleich Acht, daß der Vater nicht antwortete ihrem Ruf, sondern eilte wirthlich zum Heerd, einen Kiehnspahn entzündend; aber

als sie den Kiehnspahn in den eisernen Ring gesteckt und sein rothes und gelbes Licht knisternd hin sprühte in das Dunkel und den engen Raum der Hütte erhellte, da starrte ihr des Vaters Antlitz entgegen mit verglas'ten Augen, starr und drohend waren die Züge, der Alte war todt und das Grausen des Todes faßte grimmig in das Herz der Jungfrau und schaudernd warf sie sich in Albrecht Blankenfelde's Arme. —

Wochen und Monden waren vergangen seit Albrecht von Blankenfelde Maria Sonntag gefunden auf der Halbinsel Sacro bei Potsdam, es war Herbst geworden und wieder Frühling, da war es eines Mittags sehr lebhaft in dem stattlichen Erbhause der Blankenfelde auf der Spandauerstraße zu Berlin. Das war aber so: Junkherr Albrecht von Blankenfelde hatte es endlich mit Hülfe seines Ohms, des Bürgermeisters, durchgesetzt bei seinem strengen Vater und der noch strengern Mutter, daß er ihnen Marien Sonntag, des gewesenen Fischmeisters Deodat Sonntag hinterlassene Tochter, zuführen dürfe als sein ehelich Gemahl, als Tochter.

Das hatte Mühe und Noth genug gekostet, denn hatten die Brüder und der Sohn den alten Blankenfelde auch bald mürbe gemacht, so hielt die Blankenfelderin, Albrecht's Mutter, desto fester. Sie war Eine von Grevelhout aus altpatrizischem Geschlecht Berlin's, die wollte nichts wissen von der Fischerdirne, von des Bastards Tochter, und blieb dabei, er solle eine aus der Sippschaft der Ryken heirathen, die allein sei gerade adlig und reich genug für einen Blankenfelde.

War ein steinhartes Weib Frau Eberhardine von Blankenfelde, Albrecht's Mutter, blieb aber seine Mutter doch und war grimmig stolz auf ihren einz'gen Sohn. Mag eine liebende Gattin, eine glühende Buhle viel eher dem Gemahl und dem Geliebten etwas versagen, als eine stolze Mutter ihrem erwachsenen Sohne — nirgend ist das Weib so schwach wie eine alte Mutter gegen ihren Sohn. Und so gab denn auch die harte Blankenfelderin dem Junkherrrn Albrecht nach und hatte ihm erlaubt, Marien als sein Gemahl einzuführen in's Haus.

Gott hatte Albrecht's und Marien's Herzen verbunden, der Pfaff zu Stralow legte ihre Hände in einander zum ewigen Bunde mit geistlichem Segen und danach führte der Junkherr sein zaghaftes junges Weib zu den Aeltern in das Haus auf der Spandauerstraße.

Der kluge Ohm war auch da, um den allzu schroffen Empfang zu mildern, aber darum war er wahrhaftig nicht nothwendig, denn als die beiden Alten Marien ansahen, da däuchte sie ihnen so wunderbar schön und so rührend, daß der Vater laut sagte: „bei Sanct Jürgen, der Blankenfelde Schutzpatron und aller wackern Degen, ich glaube nicht, daß so viel Liebreiz Platz hat in diesem engen Hause!"

Und die Mutter, die harte Blankenfelderin, der stolzen Grevelhout stolzeste Tochter, sie faltete die alten Hände und rief mit überströmenden Augen: „O Gott verzeih' mir meine Sünde, daß ich in meiner Blindheit solch' lichtem Engelsbilde den gesegneten Eingang wehren wollte in unser schlichtes Haus!"

Maria Sonntag war schön und liebreizend, als sie über den Wassern hing an einer Weidenruthe an jenem Frühlingsabend, so schön wie Maria Blankenfelde an jenem Abend war sie lange nicht. Schön war sie im dunkeln Wollgewande damals, schmucklos, die Fischerdirne, aber schöner war sie jetzt in Sammet und Perlen, die Edeldame; schön war das harmlos-heitre Fischerkind, schöner aber weit, seit Schmerz und Wonne, Lust und Qual des Lebens und des Liebens durch ihr Herz gegangen, seit die Thräne ihren Weg gefunden über ihre glatte Wange!

Wie eine Fürstin lebte Maria in dem Hause ihres Gemahls, der Stolz des edeln Geschlechtes der von Blankenfelde, die schönste Zier Berlin's, so reich an Weiberschönheit; fern ab, weit ab lagen Kummer und Sorgen des Lebens und das Unglück nahete ihrer Schwelle nur, um ein Almosen zu empfangen aus Marien's immer offner Hand.

Die schöne Frau war fromm und demüthig erzogen, aber bei dem Götzendienst, den ihr Gemohl und seine Aeltern und Alle, die mit ihm gesippt und gefreundet waren, mit ihr trieben, bei der Bewunderung einer ganzen Stadt, da ward der Hochmuth Herr in ihrem Herzen und mehr und mehr ward ihr Gebet zu eitel'm Lippenwerk. Sie verlernte alle Pflicht und Vergnügen ward ihres Lebens Aufgabe.

Des Junkherrn Aeltern starben hin und segneten im Tode noch den Sohn, daß er ihnen solch' eine Tochter in das Haus geführt, und der war stolz auf sein Gemahl und überall bei Turnei und Reigen, bei Spiel und

Schmaus da prunkte er mit der hohen Schönheit seines Weibes und der sonst stolze Junkherr war nur noch stolz auf sein Gemahl.

Er war nichts weiter als der „Mann der schönen Blankenfelderin."

Noch war, vor Gott nicht mehr, wohl aber vor den Menschen, Marien's Wandel fleckenlos, da kam der Augenblick der Probe.

Der schöne, junge Baiernfürst, Markgraf Ludwig von Brandenburg, er sah die schöne Blankenfelderin beim Gelag auf dem Hohen Hause zu Berlin und ward entzündet so von ihres Leibes holder Schönheit, daß er des Dänenkönigs Christoph Tochter, sein Ehgemal, vergaß und um Marien's Liebe buhlte.

Bald war es kein Geheimniß mehr zu Berlin und Köln, daß Markgraf Ludwig's Werben den Stolz der schönen Blankenfelderin gebrochen und daß er seinem Lorbeerkranz ein neues Reis hinzugefügt aus Junkherr Albrecht's schlecht bewahrtem Eheparadiese.

War ein unfein-spottsüchtig Wesen schon damals merklich bei den Leuten zu Berlin und Köln und sangen da, die jungen Burschen namentlich, manch' Spottverslein auf Markgraf Ludwig und seine Siege. Als:

Am Kremmer Damme in der Schlacht
Hat mich der Pommer zu Falle gebracht;
Dafür hab' ich zu Fall gebracht
Manch' festes Schloß um Mitternacht.
Maikäfer flieg', mein ist der Sieg;
In der Kammer siegt Herr Ludewig.

Was Allen offenbar längst, das war nur für Herrn Albrecht ein Geheimniß, und wenn die Buben höhnend vor seiner Thür sangen, daß Markgraf Ludewig in seines Weibes Kammer steigen wolle und nur eine Sprosse an der Leiter noch fehle, die er aber leicht überspringen könne, weil ihm Frau Maria die weiße Hand entgegenstrecke, um ihn empor zu heben, so verstand er's nicht, denn die Liebe machte ihn blind.

Endlich kam der kluge Ohm zurück von einer weiten Reise, der hatte helle Augen und machte dem Ding ein schnelles Ende.

Er trat zu seines Bruders Sohn und dessen Weib und sprach ernst: „Besser Jammer, als Schande!" und redete der Frau so ernst in's Herz, daß ihr Trotz brach vor der siegenden Strafgewalt der Wahrheit und sie niedersank und bekannte, daß ihr Herz entzündet in sündlicher Liebe zu dem Mark-

grafen Ludwig und bat, mit ihrer Schwäche Mitleid zu haben und sie zu verbergen vor dem Markgrafen und aller Welt, damit sie nicht Schande bringe über ihren Gemahl und seinen edeln Namen.

Seit jenem Tage hatte Niemand wieder die schöne Blankenfelderin gesehen. Sie schloß sich ein in ihrer Kammer und von qualvoller Reue ergriffen über ihre Sünde, brachte sie Tage und Nächte, Jahre lang in harten Bußübungen hin.

Junkherr Albrecht aber ward bleich und finster von Stund' an und tief im Herzen kochte die Rache, und einen theuren Eid hatte er geschworen, Rache zu nehmen an dem Fürsten, der ihn um seines Weibes Liebe, um seines jungen Lebens ganzes Glück betrogen.

Jahre lang dauerte Marien's Buße, vergebens flehete der Gemahl, der sie so heiß wie sonst kaum liebte, abzustehen von weit'rer Kreuzigung des Leibes und des Geistes, denn sie habe genug gebüßt für die Sünde, die noch nicht zur That geworden. Der Geist der armen Maria war umnachtet und die Vermahnungen eines allzu eifrigen Beichtpriesters mochten ihr den eingeschlagenen Weg als den einz'gen Weg zum Heil vorgezeichnet haben — sie ward immer eifriger in ihrer Buße, Herr Albrecht immer verzweifelter in seinem Elend — Maria machte ihn durch ihre Reue viel unglücklicher, als einst durch ihre Sünde.

IV.

Die Kunde von der Auferstehung Markgraf Waldemar des Großen ging nicht mehr im dunkeln Nebelmantel des Gerüchts verstohlen von Dorf zu Dorf, sie barg sich nicht mehr im Gelaggaden des Kalandshofes zu Berlin, sie war nicht mehr die Controverse zwischen weisen Staatsmännern in einsamem Gemach, nein, sie war bereits, wie eine zündende Flamme über die Stoppelfelder, über das ganze Brandenburger Land geflogen und hatte des Landes harte Söhne aus den Städten und von den Burgen, aus den Brüchen und von den Haiden, vom Ufer und aus dem Walde in Waffen gerufen wider einander und die Furie des Bürgerkrieges entfesselt zwischen Elbe und Oder.

Der Markgraf Waldemar, der so seltsam aus dem Tode wiedergekehrt, war mit einem großen Heere eingezogen, um ihn die Herzoge von Sachsen, die Grafen von Anhalt und der Erzbischof Otto von Magdeburg. Auch Kaiser Karl IV., der kluge König zu Böheimb, war herabgekommen, die kaiserliche Anerkennung des todt geglaubten Waldemar feierlich auszusprechen in dem Lager bei Fürstenwalde.

Unnütze Comödie! denn wer an Waldemar glaubte, der bedurfte der kaiserlichen Anerkennung nicht und fragte wenig nach ihr; wer aber nicht glaubte, dem wurde Waldemar erst recht verdächtig, denn männiglich war bekannt, wie der ränkevolle Sinn Kaiser Karl's nimmer raste.

Gegen das gewaltige Gerücht von der Rückkehr des Markgrafen Waldemar erhub sich nun fast gleich gewaltig der Ruf von einem ungeheuren Betrug und wie Kaiser Karl Markgraf Waldemar's alten Leibdiener, den Müllerknecht Rehbock aus Hundeluft bei Zerbst, als einen falschen Waldemar durch die Lande führe, um dem bayrischen Hause die Marken zu entreißen.

Zu Berlin und Köln galt der neue Waldemar für ächt, die Aufregung der Bürgerschaft hatte dem klugen alten Blankenfelde gezeigt, daß er nicht widerstreben könne und so erkannte er mit seinen Städten und vielen von Adel den Waldemar an und nahm mit offenen Händen all' die wichtigen Privilegien und Freiheiten, die den Städten geboten wurden.

Waren nach Markgraf Waldemar's Tode die fürstliche Macht und Reichthum verschleudert worden, so geschah es jetzt erst recht bei seiner vermeintlichen Rückkehr. Die Städte des Landes fielen fast alle Waldemar zu, bei den Bürgern war der Glaube an ihn mächtig, bei den Obrigkeiten wirkte der Vortheil — es war zu gewinnen und der arme Markgraf Ludwig der Bayer hatte nichts zu vergeben.

Von allen Städten hielten fest an der beschworenen Treue, trotz aller Verlockungen, nur die drei: Frankfurt, Spandau und Brietzen. Die letztere Stadt heißt seitdem Treuenbrietzen *).

Der Adel theilte sich, in der Vormark (Priegnitz) und der Uckermark hielt die Mehrzahl zu Markgraf Ludwig und in der Churmark blieben die mächtigen Rochow und die meisten Bredow treu.

Der Kriegssturm braus'te vernichtend durch das Land, die Pommernherzoge brandschatzten ringsum, die Grafen zu Lindow und Ruppin griffen mit gierigen Händen zu, die Fürsten zu Wenden und Mecklenburg plünderten das platte Land, die Städte schlossen ihre Thore und der Adel schloß sich in seine feste Burgen ein. Markgraf Ludwig schien verloren, aber die Partei seines Vaters im Reich konnte ihn nicht fallen lassen und ließ ihn nicht fallen. Sie machten ihn erst vom Bann ledig, dann aber schickten sie zu Kaiser Karl und ließen ihn fragen, wie er ein solches Verfahren wider einen Fürsten des heil. Reichs verantworten wolle, und wenn die Liebe zum askanischen Fürstenhause das arme Volk in den Marken blind machte gegen den Betrug, den ihm Kaiser Karl mit dem falschen Waldemar spielte, so war die Täuschung doch zu plump für die Fürsten und Kaiser Karl kam arg in's Gedränge; da er aber die errungenen Vortheile nicht aufgeben mochte, so ant-

*) Zum Gedächtniß der alten Treue der Stadt Brietzen steht zu lesen noch heute über der Rathhausthür daselbst der Vers:

Haec urbs promeruit quae Brizia fida vocetur
Temporibus belli principi fida fuit.

wortete er ausweichend und nun zögerten auch Markgraf Ludwig und seine Freunde nicht länger, sie sprachen dem König Karl zu Böheimb des Reiches Krone ab und wählten statt seiner den tüchtigsten Mann im ganzen deutschen Reich, den Grafen Günther von Schwarzburg zum Kaiser.

Da bekamen die Sachen rasch eine andere Gestalt, Kaiser Karl wurde immer ängstlicher, je mehr er erkannte, welch' ein tüchtiger Mann der Gegenkaiser war, und als gar der Dänenkönig Waldemar seinem Schwager, dem Markgrafen Ludwig, mit siebenundzwanzig Bannern zu Hülfe eilte und die Mecklenburger Fürsten blutig schlug, da zog sich Karl eilig nach Böhmen zurück und begann mit dem Gegenkaiser und den Fürsten der bayrischen Partei zu verhandeln. Verhandeln mochte Kaiser Karl von jeher lieber, als Krieg führen.

Das heilige Osterfest war gekommen. Am Palmsonntage hatten die Berliner, der Sitte gemäß, die Kirchen mit den duftigen, gelben Blüthenkätzchen der Palmweide geschmückt und die Altäre blau behangen. Am grünen oder guten Donnerstage wurde Ablaß, selbst für Todsünden, ertheilt, dann aber war am Abend Alles in die Rumpelmette gezogen, in die Rumpel- oder Finstermesse.

Das war ein gar seltsamer Brauch bei unsern Vätern. Die Kirchen waren dazu hell erleuchtet, die Altäre waren weiß behängt und die Priester weiß gekleidet, welche Psalmen sangen. Nach jedem Psalmen wurden Kerzen gelöscht, so daß bei'm Benedictus nur noch eine Kerze brannte, die aber unter dem Altare versteckt wurde. Nun erhob sich das Miserere in der dunkeln Kirche, mit dem letzten Ton desselben aber brach die ganze Versammlung in ein wüstes Geschrei aus, man pfiff, man schrie, man lärmte, man bearbeitete mit Stöcken und Steinen die Bänke, oder suchte sonst Getöse zu erregen. Je frömmer die Leute waren, desto mehr Lärmen wußten sie zu machen, denn dieses Lärmen bedeutete den Ueberfall des Judas und die Gefangennehmung Jesu Christi, als er am Oelberge betete. Wenn der Lärmen im Finstern und die Unziemlichkeiten, die dabei vorzufallen pflegten, eine hübsche Weile gedauert hatten, dann wurde die Kerze wieder auf den Altar gesetzt und die ermüdeten Leute gingen nach Hause, um Grünkohl zu speisen, was kein Christ in Berlin, um keinen Preis, unterlassen hätte in jenen Zeiten.

Uebrigens durfte sich bei Lebensstrafe vom krummen Mittwoch (dem Mittwoch vor dem grünen Donnerstage) an bis zum Ostersonntag kein Jude auf den Straßen sehen lassen.

Am stillen Freitag war große Procession, Anbetung des heiligen Kreuzes und am Abend wieder Rumpelmette, bei der unsere Vorfahren eine ganz besondere Andacht verspürt haben müssen, denn auch am Aschermittwoch wurde eine solche gehalten und waren diese Rumpelmessen die besuchtesten im ganzen Kirchenjahre.

Am Sonnabend, dem Judassamstag, wurden Ostereier massenweise gekocht und bemalt; in der Kirche aber die Osterkerze und das neue Feuer, so wie das Weihwasser geweiht. Am Abend ertönte zum erstenmale wieder das Glockengeläut, um das große Fest der Auferstehung einzuläuten und die Gläubigen zur großen Procession zu laden. Die Rathmänner von Berlin zogen bei dieser Procession, die Kerzen in der Hand, nach der Nicolaikirche. Am Ostermorgen holten die Mägde Osterwasser, was schön machte, vor Tagesanbruch; verschlafen wurde die Zeit nicht, dafür sorgten die Knechte und jungen Burschen, da an diesem Morgen keine Kammerthür verschlossen war, denn die Sitte erlaubte den Männern an diesem Tage hineinzugehen und die Mädchen, die sie noch im Bette fanden, aufzudecken und sie mit Ruthen, an denen noch das frische Grün war, zu peitschen. Sehr ehrbar ging's dabei nicht immer zu und allzu fein verfuhr man auch nicht, denn die Frauenzimmer weinten und schrieen oft jämmerlich dabei. Uebrigens muß man nicht denken, daß diese Sitte oder Unsitte auf die untern Stände beschränkt gewesen, sie war vielmehr eine ganz allgemeine. So wie die Sonne aufging, wurde sie scharf beobachtet, denn dem allgemeinen Glauben gemäß tanzte die Sonne am ersten Ostertage und tausende von Menschen sahen sie wirklich an jedem ersten Ostertage tanzen, was sehr zu ihrer Erbauung gereichen mochte. Wer sie nicht tanzen sah, der hatte zufällig den rechten Moment versäumt.

Dann begann in allen Kirchen der große Ostergottesdienst, der mit der ganzen Pracht der Kirche begangen wurde.

Am ersten Ostertage des Jahres 1349 war es, da hatte der Ritter von Blankenfelde ein stattliches Mahl rüsten lassen in der Herberge zum güldenen Hecht auf der Spandauerstraße, denn da er verwittibt war, so konnte

er in seinem Hause keine Gasterei anstellen und darum machte er's in der Herberge ab.

Hatte ein stattliches Gastgebot ergehen lassen, der kluge alte Herr, und waren um seinen Tisch versammelt viele Herren von Adel aus der Umgegend, die, so wie die Städte Berlin und Köln, noch zur Partei Waldemar's gehörten, obgleich der Stern des Mannes, der einen Namen trug, der ihm zu schwer war, bereits im Erbleichen war. Die Häupter der Berlinischen Geschlechter waren fast sämmtlich zugegen und die Gildemeister auch zahlreich, denn gab's auch auf der Rathsstube oft genug scharfes Gefecht zwischen den Geschlechtern und den Zünften, so hatten die von Berlin und Köln von Alters her die liebe Gewohnheit, solches zu vergessen an hohen Festtagen und einig zu sein bei Gasterei und Schmaus bis etwa gegen das Ende, wo Bier und Wein die Köpfe mehr denn nöthig und nützlich erhitzt zu haben pflegten.

Der alte Blankenfelde ließ tüchtig aufschüsseln so wohl seinen Gästen, als auch den Musikanten an dem Trompeter- oder Pfeifertisch, die Tusch bliesen, wenn Einer der Herren eine rechte tapfre Gesundheit ausgebracht, oder sonst einen wichtigen Trunk gethan hatte. Da gab's zuerst ein kräftiges Warmbier und alsdann wurde Käse, Brod und Kümmel aufgesetzt, um den Magen in die rechte Stimmung zu bringen. Dann kam Hirsebrei, mit Saffran schön gelb gefärbt und mit Bratwürstlein belegt, die dufteten gar anmuthig und aßen immer zwei Gäste aus einer Schüssel. Dann setzte man Grünkohl mit gerösteten Hammelköpfen auf, was die Feinschmecker jener Zeit für etwas extra gutes erklärten. Dem Grünkohl folgten Häringe, Schinkenschnitte und ganze Spanferkelchen, in Waizenteig angerichtet, das war ein Hauptgericht und die Wirthin im goldenen Hecht war nicht nur zu Berlin und Köln darob hochberühmt, nein, Spanferkelchen in Waizenteig war der Triumph ihrer Kochkunst, und der hochwürdige Bischof von Brandenburg hatte einstmals seine Schaffnerin nach Berlin geschickt in den goldenen Hecht, um Spanferkelchen in Waizenteig bereiten zu lernen von der Hechtwirthin. Diese Geschichte pflegte die dicke Frau jedesmal zu erzählen, wenn sie einem Gaste dieses preiswürdige Gericht vorsetzte; mochte ihr wohl beschwerlich sein, die Geschichte so oft zu erzählen, denn der Athem war ihr etwas kurz, aber sie that's doch gern, weil sie gar zu stolz war auf diesen Triumph ihrer Kunst. Nach den Spanferkelchen kam Kalbfleisch mit Saffran und Pfeffer

und Fische von allen Sorten und Arten wie man sie fängt in den Flüssen und Seen der Mark vom größesten bis zum kleinsten. Die großen Fische aber, die waren auf ungarische Art in starkem Weine gesotten. An Braten gab's: Rehbraten und Wildschweinbraten, Hirschlende und Märzhäs'chen; für den Pfeifertisch aber fetten Schweinsbraten. Der Nachtisch war einfach, er bestand aus Thorn'er Pfefferkuchen, vierfach gefärbtem Mandelmuß, allerlei Mohngebäck und Osterkuchen von jeglicher Art.

So speis'te man zu Berlin im vierzehnten Jahrhundert, wenn's hoch herging. Man trank aber auch kräftig zu den kräftigen Speisen, man trank ungarischen Wein, seltener rheinischen, meist aber ächten brandenburgischen Wein, dessen Sorten sich in der Säure nicht eben sehr unterschieden haben mögen.

Bier trank man weit mehr als Wein, in Berlin selbst wurden gar wackre Sorten gebraut, aber man behandelte das Bier damals wie jetzt den Wein, man trank von mehreren Sorten; Kenner stritten sich lebhaft, ob man Gardelegen'sches Bier auf Bernau'sches trinken dürfe, oder ob es besser sei, mit Neustadt-Brandenburger anzufangen.

Uebrigens hatte damals jede Stadt ihr besonderes Bier, das verfahren wurde und zwar durch ganz Deutschland. Der Witz unserer Väter hatte den berühmten Biersorten besondere Namen gegeben. So hieß das Leipziger Bier: Raster; das Hallische: Puff; das Wittenberg'sche: Kukuck; das Breslauer: Schöps; das Halberstädtische: Breihahn; das Gardelegensche: Garley; das Goslarische: Gose; das Kyritzer: Mord und Todtschlag; das Braunschweigische: Mumme; das Güstrower: Kniesenack; das Ratzeburger: Rumbiepuff; das Wettiner: Keuterling; das Delitscher: Kuhschwanz; das Osnabrücker: Buse; das Herforder: Ramna; das Eckernförder: Cacabulle; das Boitzenburger: Beiß den Kerl; das Münster'sche: Koite; das Kieler: Witte; das Jenaische: Dorfteufel; das Helmstädter: Klappitt; das Eisleben'sche: Krabbel an die Wand: das Lübecker: Israël; das Brandenburgische: Alter Claus; das Colberger: Black; das Zerbster: Würze; und so könnten wir noch viele Biernamen anführen, die seit dem vierzehnten Jahrhundert aufkamen und unsern trinklustigen Vätern fort und fort Gelegenheit gaben, in der Erklärung dieser Namen ihren Scharfsinn zu üben.

Wir können nicht verrathen, welche von diesen Bieren, oder ob andere

mehr, der alte Herr von Blankenfelde seinen Osterfeiertagsgästen vorgesetzt, so viel aber steht fest, daß die Köpfe Vieler schon sehr erhitzt waren, als ein Diener den Junkherrn Albrecht abrief, den armen Junkherrn Albrecht, der an seines Oheims Tafel saß finster und schweigend, als sei er ein Fremder an diesem Tisch, an diesem Fest, als habe er kein Anrecht auf die Osterfreude.

Der arme Junkherr Albrecht hatte bei'm ersten Auftreten des falschen Waldemar einen der glühendsten Partisanen gemacht und seinen Glauben, der im Todhaß gegen Markgraf Ludwig den Bayer gestählt war, Vielen, Vielen eingeflößt; er war geritten, er war durch die Lande gezogen, und fürwahr in jenen Zeiten galt ein einzelner Mann was; Junkherr Albrecht von Blankenfelde hatte der Sache Markgraf Ludwig's ungeheuren Schaden gethan. Aber selbst diese rastlose Thätigkeit konnte den nagenden Schmerz in Albrecht's Brust nicht bewältigen; er fühlte, daß diese Art Rache ihm nicht genüge und ward immer unmuthiger und unzufriedener.

Wenn die Krieger beider Parteien auf einander trafen im Handgemenge, dann suchte Albrecht wohl das viereckige Banner Markgraf Ludwig's, aber er konnte sich nie bis zu demselben durchschlagen, der zweizipfligen Fähnlein, die zwischen ihm und dem markgräflichen Panier standen, waren zu viel. Auch ließ der Ritter Blankenfelde seinen armen Neffen nie aus den Augen und als er erfuhr, was derselbe für harte Anstrengungen mache, um in der Schlacht an Markgraf Ludwig zu kommen, da gab er ihm als höchstes Kriegsehrenamt die große Stadtfahne von Berlin zu tragen und nun war der Junkherr stets umringt von einer Schaar städtischer Krieger, die dem alten Ritter blind ergeben waren, und er selbst durfte das Panier der Stadt nicht unnöthig in Gefahr bringen.

Im Jahre 1349 wußte der alte Blankenfelde schon recht gut, wie übel es stehe mit der Sache des falschen Waldemar und der Partei der sächsischen und anhaltinischen Fürsten, denn er kannte die geheimen Verhandlungen Karl's IV. mit dem bayrischen Fürsten, er wußte, daß Kaiser Karl, um nur den Gegenkaiser los zu werden, den falschen Waldemar gern opfern würde; der alte kluge Diplomat sagte das seinem Brudersssohn, aber der nahm's mit einem Gleichmuth auf, der Jedem unbegreiflich sein mußte, der zuvor den blinden Eifer gesehen, mit dem der Junkherr Partei genommen, aber

er hatte nimmer Partei genommen für Waldemar, sondern nur Partei gegen Ludwig; Waldemar hatte ihm nicht geholfen zur Befriedigung seiner Rache, darum war er dem Junkherrn gleichgültig geworden. Der Geist des heißblutigen Mannes verirrte sich immer mehr, Groll und tobende Rachsucht erstickten nach und nach alle bessern Mannesgefühle in ihm, er war entschlossen zu der Rache, zu der man zwar in jenen Zeiten auch in Deutschland öfter griff, als so im Allgemeinen geglaubt werden mag, die aber doch dem deutschen Sinn nicht eigen ist; Junkherr Albrecht war entschlossen, durch Meuchelmord den Schimpf zu rächen, den ihm Markgraf Ludwig zugefügt, die Qualen wett zu machen durch Meuchelmord, die ihm des jungen Fürsten freventlicher Leichtsinn zugefügt.

Ob der greise Ohm das, was in dem Herzen seines unglücklichen Verwandten, den er wie einen Sohn liebte, vorging, geahnet und errathen, wir wissen's nicht, wohl aber wissen wir, daß der alte Herr den Junkherrn am Samstag Nachmittag nach Ryksdorf gesendet unter einem sehr passenden Vorwande, dann aber sich selbst zu der unglücklichen Maria begeben hatte in das Erbhaus der Blankenfelde und dort in einem sehr ernsten Gespräch über zwei Stunden geblieben war.

Heute nun, da Albrecht grübelnd an seines Oheims Tische saß und in den Becher stierte, ohne daraus zu trinken, da nahete sich ihm ein Diener der Blankenfelde und winkte ihm hinaus zur Thür des Saal's. Draußen aber an der Thür, da stand Mechthilde, die Gürtelmagd der jungen Blankenfelderin, die hatte ein ganz seltsames Gesicht und sprach: „Gestrenger Junkherr, wollt eilends heim kommen, unsere Frau trat vor einigen Augenblicken so plötzlich hervor aus ihrer Kammer, daß ich zum Tode erschrak, sah mich recht freundlich an und sprach: mache dich auf, Mechthilde, und rufe mir meinen lieben Herrn Albrecht, ich habe mit ihm zu sprechen und lasse ihn sehr bitten, zu mir zu kommen! ihr könnt euch denken, gestrenger Junker, wie ich gelaufen bin, da ich solche Worte vernahm!"

Der Junkherr starrte der Magd in's Angesicht, als begreife er von alle dem kein Wort, so seltsam dünkte dem Manne die Kunde, daß ihn sein Weib rufen lasse; als ihm Mechthilde aber die Botschaft zum zweiten Male gesagt, da faßte er sich zusammen und schritt eiligst seiner Wohnung zu. Nur mit Mühe folgte die Magd seinem raschen Schritt.

Herr Albrecht stieß die Thür seines Hauses auf und sprang mit zwei Sätzen über die schmalen Wendelstiegen die Treppe hinauf, durcheilte das weite, etwas wüste Vorgemach und öffnete athemlos schier die Thür zu Marien's Gemach, die ihm so lange verschlossen gewesen war.

Er blieb auf der Schwelle unter der Thür stehen, er trauete seinen Augen nicht — da stand Maria, Maria, seine schöne Maria, die schöne Blankenfelderin, und streckte ihm süß lächelnd die weißen Hände entgegen, ganz so lieb und hold wie sie einst gethan, wenn er heimkehrte.

Junkherr Albrecht hatte all' die Jahre daher nur die in Buße und unsinniger Selbstpeinigung hinsiechende Frau, und auch diese nur verstohlen, gesehen und nun stand die Geliebte seiner Jugend wieder vor ihm in ganzer Liebesherrlichkeit! Zwar war ihre Wange bleich geworden und das runde Antlitz hatte von seiner Fülle verloren, aber die alte Liebe leuchtete in den blauen Himmelsaugen und süßes unwiderstehliches Lächeln spielte um die schmalen Lippen. Zwar trug Maria noch das schwarze Trauergewand, aber die strahlend weiße Hand hatte nichts von ihrer Schönheit verloren.

„Albrecht!“ sprach Maria leise und senkte ihren Blick, während eine leichte Röthe das blasse liebe Angesicht holdselig überflog.

Der Junkherr trat einen Schritt in's Zimmer nur und sein Flammenblick loderte in all' der verhaltenen Liebesgluth empor.

„Albrecht!“ sprach Maria zum zweiten Male und schau'te sehnsüchtig zu dem Geliebten hinüber, da ließ dieser den Mantel von den Schultern gleiten, schlang seine Arme brünstig um den schlanken Leib Maria's und preßte die wiedergefundene Geliebte mit einem lauten Freudenrufe an sein pochend Herz.

„Hast du mir verziehen, Albrecht?“ flüsterte die schöne Blankenfelderin, während sie ihr Antlitz halb abgewandt an Albrecht's Schulter geschmiegt hielt.

„Meine Maria!“

„Ich meine nicht jene Verirrung, Albrecht, oh! mein Herz war und blieb dein, nur mein armer Kopf war verwirrt und mein Sinn bethört durch Markgraf Ludwig's glattes Wort — nein, das hast du mir längst verziehen, ich will wissen, du sollst mir sagen, daß du mir die langen Jahre voll Kummer verziehen, die ich dir bereitet habe durch die zweite Verirrung, in

die ich aus der ersten gefallen bin. Ach, Albrecht, nein, laß mich sprechen, ich habe ja so lange nicht mit dir gesprochen — siehe, ich war ganz bethört, weil ich eine Thörin gewesen und eine eitle Närrin und darüber Gewissensbisse empfand, darum vernachlässigte ich alle meine Pflichten gegen dich und suchte die Liebe zu dir in meinem Herzen zu ersticken, aber trotz aller Qual, trotz selbstgemachter Pein, gelang es mir nur auf Stunden, sie zu betäuben; immer wieder erstand sie neu und immer unglücklicher ward ich dadurch, denn mein Beichtpriester predigte mir, daß alle irdische Liebe erlöschen müsse in mir, ehe ich Verzeihung meines Fehl's erlangen könne!"

„Verdammter Pfaffe" grollte Herr Albrecht, seinen Arm fester noch um Maria's Leib schlingend, als fürchte er, daß er ihm auf's Neue könne entrissen werden.

„Schilt ihn nicht" bat Maria „er that sein Bestes, aber laß uns Gott und seinen Heiligen danken, daß er den Ohm gestern zu mir sendete zur rechten Stunde und daß Er meinen thörigen Sinn erschloß vor des weisen Ohms klugem Spruch."

„Ich schelte ihn nicht, ich danke Gott und dem klugen alten Ohm" entgegnete Albrecht willfährig und koseten sie lange und innig, sie hatten sich so viel zu sagen und sie vernahmen nicht das Getöse unten auf der Straße. Sie hörten nicht, wie Reiter eilig vom Spandauer Thor herein in die Stadt jagten, wie plötzlich ein wildes Geschrei die festtägliche Stille unterbrach.

Die Nothglocke auf dem Sanct Marienthurm wurde angeschlagen, Albrecht und Maria vernahmen nichts davon, die Trompete wurde fast vor dem Blankenfeld'schen Hause geblasen, Herr Albrecht hörte nichts, obwohl er das Signal genau kannte, das die wehrhaften Bürger von Berlin zu ihren Fähnlein rief. Ein Erdbeben hätte Berlin verschlingen können, es würde die schöne Blankenfelderin nicht aus den Armen ihres Gemahls gerissen haben.

Da öffnete sich die Thür zu Maria's Gemach und leicht geharnischt trat der greise Ritter von Blankenfelde ein, das froheste Lächeln überzog das alte feine Gesicht des klugen Staatsmannes, als er eine so glückliche Frau an der Brust eines so glücklichen Mannes sah, aber die Pflicht war stets mächtig in ihm und seiner Städte Berlin und Köln Wohl ging dem greisen Bürgermeister stets über sein eigen Wohl und das seiner Familie.

„Zu deiner Fahne, mein Sohn Albrecht!“ rief er mit lauter Stimme und legte seine Hand auf des Junkherrn Schulter.

„Was giebt's?“ fragte der lächelnd in des Oheim's Gesicht blickend, ohne sein Weib aus seinen Armen zu lassen.

„Verzeih't, Herr Ohm“ flüsterte Maria verschämt und suchte sich sanft loszuwinden, aber vergebens.

„Ich muß euch trennen, Kinder, doch nur auf kurze Zeit, wie ich hoffe; komm mein Sohn, Panierherr von Berlin und Köln, der König Waldemar zu Dänemark, der Fürst der Wenden und der Gothen, liegt zu Felde wider unsre Städte, sein Königsbanner mit dem rothen Kreuz im weißen Felde flattert im Abendwind, er will den Bären tanzen sehen; hütet euch, Herr König zu Dänemark, der Bär von Berlin hat scharfe Klauen.“

„Die Dänen!“ der Dänenkönig vor dem Thor!“ drang der Ruf von der Spandauerstraße vernehmlich herauf, „was Teufel, denkt der alte Blankenfelde, daß er den Dänen sich vor unsern Thoren lagern läßt! hol' der Teufel den alten Blankenfelde, der alte Narr, wozu ist er Bürgermeister? wozu haben wir ihn zum Bürgermeister gemacht, wenn er uns nicht ein Mal den Dänen vom Leibe halten kann? das ist eine schöne Suppe, die er uns wieder mit seiner Weisheit eingebrockt hat!“ So schrie's draußen durcheinander.

Der alte Staatsmann lächelte fein, dann trat er an's Fenster und rief mit lauter Stimme hinunter: „Heda, ihr Schreier, wenn ich euch eine Suppe eingebrockt habe, so laßt sie hübsch kalt werden und hebt sie auf, denn wenn der Dänenkönig die Städte belagert, so werdet ihr wohl bald nicht mehr viel zu essen und beißen haben! hört ihr?“

„Alle Wetter, der Alte hat's gehört!“ brummten die betroffenen Schreier und schlichen eilend von dannen.

So waren die Berliner damals schon, als die Dänen vor der Stadt lagen. —

V.

Der Danebrog wehete wirklich vor den Thoren Berlin's und er wehete siegreich, denn König Waldemar hatte die Mecklenburger mit blutigen Köpfen heimgejagt, die Grafen von Lindow und Ruppin auf einige Zeit zur Ruhe gebracht und sein Erscheinen allein hatte die Pommernherzoge aus der Mark gescheucht, jetzt kam er an mit Heeresmacht, dem Spuk vom falschen Waldemar ein Ende zu machen und dem Könige zu Böheimb ein gar nicht lustig Lied zu blasen.

Markgraf Ludwig konnte stolz sein auf diesen dänischen Herrn Schwager, der ihm so rüstig von seinen Feinden half, obwohl Markgraf Ludwig's dänische Gemahlin längst verstorben war und er schon in zweiter Ehe, nicht eben sehr glücklich, vermählt war mit der mehr als liederlichen Frau Margaretha Maultasche, der gefürsteten Gräfin von Tyrol. So ganz großmüthig war indeß der dänische Helfer in der Noth doch nicht, alt dänisches Gelüsten hegte auch König Waldemar nach deutschem Land, in den Marken jedoch begnügte er sich mit deutschem Gelde, was er dazu anwendete, das in Nordalbingien erworbene Land desto fester zu binden an Kanut des Großen stolze Dänenkrone.

Am zweiten Osterfeiertage stand Herrn Waldemar's königlich Gezelt stattlich vor dem Spandauer Thor und die Gewalthaufen Dänemark's streiften rings um die Städte, deren Thore fest verschlossen, deren Mauern wohl besetzt waren.

Die zu Berlin und Köln hatten nicht allzu sehr Furcht vor dem Danebrog, seit sich der erste Schrecken gelegt, denn gegen einen Handstreich und einen Ueberfall waren die Städte hinlänglich fest und sicher und zu einer wirklichen Belagerung hatte König Waldemar nicht Zeit.

Man unterhandelte.

Der König zu Dänemark wollte die Stadt nicht allzu sehr treiben und hätte sich gern mit einer Summe Geldes abfinden lassen, der alte kluge Blankenfelde aber meinte, die böhmischen Groschen und Finkenaugen und alles Silber brandenburgischer Währung sei weit besser aufgehoben in den Truhen der Stadtkasse und im Säckel der Bürger seiner Städte, als in den Taschen der Dänen und darum sagte er zu den alten und neuen Rathmännern, die sich durch ein Stück Geld gern von der Molestirung befreit hätten: „Feste Männer von Berlin und Köln, laßt uns unser Geld behalten und traget geduldig die kleine Beschwerniß, dem gnädigen Herrn Könige zu Dänemark muß gar sehr daran gelegen sein, daß er unsere Städte nicht allzu sehr treibe, denn er weiß sehr wohl, daß er sie durch Drängen und Treiben nicht gewinnen wird für die Partei seines Schwähers, des Markgrafen Ludwig, und darum laßt uns zusehen, wie wir ihn mit Worten bezahlen, anstatt mit Silber."

„Weder gutes Geld, noch gute Worte will ich ihm gegönnt haben" meinte ein kriegerischer Rathmann „dafür aber desto mehr gute Schwerthiebe und Lanzenstöße!"

„Die wollt aufheben, mein Herr Naunyn" entgegnete der Blankenfelder abweisend „bis das Wohl der Städte Kriegsthaten verlangt, mäßigt euer Feuer, guter Herr!"

Die Rathmänner waren so gewohnt, unbedingtes Vertrauen in die Weisheit des Blankenfelders zu setzen, daß sie auch in diesem Falle einmüthig, auch der kriegerische Gebhardt Naunyn ergab sich darein, beschlossen, der Ritter von Blankenfelde solle auf seine Gefahr die Unterhandlungen mit dem Dänenkönige führen in Vollbord der Städte Berlin und Köln.

Zwar schalten die Berliner nicht wenig, als sie solchen Beschluß erfuhren und hatten das Maul gewaltig drüber und Jeder meinte, was der Blankenfelder könne, das könne er auch und schrieen, es wäre erschrecklich, was der alte Narr für einen Umstand mache mit den paar Dänen! Wenn man nur die lustigen Junggesellen aus dem Marienviertel allein aus dem Spandauer Thorpförtchen heraus einen Ausfall machen lassen wolle, so würde man sehen, daß es mit den Dänen ein wahres Possenspiel sei. So schalten und lärmten sie auf gut Berlinisch, danach aber gingen sie nach Hause und dach-

ten wiederum gut Berlinisch: ist doch ein ganzer Mann, der Blankenfelder, auf den man sich verlassen kann und ruhig schlafen, selbst wenn die Dänen vor den Thoren stehen.

Am andern Morgen aber nach der Rathssitzung, in welcher dem alten Blankenfelder Macht gegeben worden, mit dem Dänenkönige zu handeln in Vollbord der Städte Berlin und Köln, da ritt ein stattlicher Zug durch das Spandauer Thor, dessen Zugbrücke gleich wieder aufgezogen wurde, als der letzte der Reiter sie passirt.

An der Spitze dieses Zuges ritt der Junkherr Albrecht von Blankenfelde stattlich in voller Rüstung und neben ihm ritt in Sammet und in Seide die schöne Blankenfelderin auf einem Rößlein spanischer Zucht, gewohnt an zahmen Gang, denn der alte Blankenfelder hatte es jüngst erkauft von dem hochwürdigen Abte zu Lehnin. Hinter dem so kürzlich wieder vereinigten Ehepaar ritt ein Schreiber der Rathmänner von Berlin und Köln, dann ein Trompeter und mehrere Reisige, mit den Farben Berlins geschmückt, schlossen den Zug.

Herrn Albrecht war gar so leicht und wohl zu Muth und wenn er in das Gesicht seiner Blankenfelderin schaute, das eitel Morgensonnenschein war, dann hätte er immer hell aufjauchzen mögen, mit den Lerchen um die Wette, in den prachtvollen Frühlingsmorgen hinein. Und die schöne Blankenfelderin, die sah so hold und glückselig aus, daß sie fast schöner war wie der schöne Morgen. Die Scharlachkapuze rahmte das liebe Gesichtchen so zierlich ein, wie das Morgenroth den ersten Morgenstrahl, und das Rößlein sprang mit der schönen Last so munter neben dem gewaltigen Streitrosse Herrn Albrecht's her, daß der starkknochige Gaul schier Lust bekam zu tanzen und zu courbettiren, trotz seines schwer geharnischten Reiters. Der Schreiber der Rathmänner selbst, so ein fast mürrischer Patron gewesen sein Leben lang, schaute weniger würdevoll drein und der Trompeter meinte zu den Wappnern: es sei doch eine wahre Lust, ein so blitzhübsches Weibsbild vor sich herreiten zu sehen im Morgenwinde.

So ritten sie auf einem weit ausgefahrenen Wege hin über die Wiesen, bis sie, nach einer Viertelstunde etwa, von einem Posten angerufen wurden und auch alsbald das dänische Lager vor sich sahen.

Herr Albrecht mußte mit seinem Zuge hier eine feine Weile warten,

bis ein Ritter des Königs von Dänemark kam, der sie höflich empfing und zum Zelte des Königs geleitete. Sie ritten nun durch das dänische Lager und sahe Herr Albrecht alsbald, was für eine starke Macht hier versammelt war, denn überall sah er die viereckigen Paniere von Bannerherren ragen vor ganzen Reihen zweizipfliger Fähnlein und manch' wohlbekanntes Banner, manch' oft gesehenes Fähnlein aus dem lieben Lande Brandenburg war dabei. Waren doch Alle vom Adel, die dem Markgrafen Ludwig treu geblieben waren, dem Dänenkönige zugezogen, um den falschen Waldemar auszutreiben, dessen Sache verloren war, seit der zweizüngige Kaiser Karl sich seiner Partei begeben und mit den Bayern unterhandelte, um sich des Gegenkaisers Günther von Schwarzburg zu entledigen.

„Sieh, da ist Wichert von Rochow's Fähnlein" zeigte Albrecht seiner Dame „da, hier das Banner der edeln Gänse zu Putlitz, dort hat der tapfre Lippold von Bredow seine Fahne aufgepflanzt, dort die beiden Sterne sind Köhne Quitzow's Zeichen. Hier kommen wir an die Altmärker; das sind Alvenslebener; dort die blaue Fahne mit dem goldenen Kleeblatt drin auf dem silbernen Kreuz, das ist das Zeichen der Bismarcke, die von den alten heidnischen Wendenfürsten stammen in diesen Landen und hier schon lange vor unseres Heilandes Geburt Herrscher gewesen sein sollen!"

So erklärte Junkherr Albrecht seiner Blankenfelderin die Zeichen der kriegerischen Edelleute.

An den Zelten der märkischen Edelleute vorüber kam der kleine Zug zu dem Lager der überelbischen Vasallen des Dänenkönigs, den ritterlichen Herren aus Holstein und Wagrien; dann zu den Erdhütten, welche sich die Jütländischen Fußknechte, die keine Zelte hatten, aufgeworfen hatten, halb in, halb über der Erde. Endlich war mitten im Lager ein freier Platz, auf dem stand das königliche Gezelt Waldemar's von Dänemark und vor dem Zelte war der Danebrog, die dänische Reichsfahne mit dem rothen Kreuz in die Erde gepflanzt und vierundzwanzig Dänenritter hielten in voller Rüstung, die blanken Schwerter in der Hand, Wache dabei.

Hier hieß der dänische Officier, so ein Holsteinischer von Adel, Namens Ahlefeldt, gewesen, den Junkherrn Albrecht vom Roß steigen nebst seiner Dame und seiner Begleitung, den Trompeter und die Reisigen ließ er in ein

Dirnenzelt*) führen, er selbst aber geleitete den von Blankenfelde, die Dame und den Schreiber zum Zelte des Königs, an dessen Thür ein riesenhafter Bär kurz angekettet lag.

Das war ein Liebling König Waldemar's, der Einzige unter allen von seinen Günstlingen, der ihn noch nicht betrogen, wie der König selbst zu scherzen pflegte.

In einer Abtheilung des Zeltes, in die man die Berliner treten ließ, wurden sie von einem geistlichen Herrn in violetter Cappa empfangen, der gar fein und schlau aussah, sich sehr höflich neigte und in gebrochenem Deutsch der schönen jungen Frau allerlei Artigkeiten sagte, die wohl merken ließen, daß er in Wälschland feinere Sitte gelernt, als dazumal heimisch im Norden. Das aber war ein gar mächtiger Herr, der wohl merken ließ, daß königliches Geblüt in seinen Adern rolle, war ein Sohn König Christoph's und einer schönen Gräfin Knuth aus der Buchen bewaldeten Insel Seeland, hatte geistlich studirt zu Paris, war ein Doctor der berühmten Sorbonne geworden und nunmehr Propst zu Roeskilde.

Als dieser feine geistliche Herr eine geraume Weile mühsam deutsch gesprochen, erbarmete sich Herr Albrecht seiner und fragte ihn, ob der hochwürdige Vater in Gott nicht die Sprache der Kirche, die lateinische, reden wolle, denn obwohl er nur ein Laie sei, so habe er doch so viel gelernt, um sich mit ihm lateinisch unterhalten zu können. Deß war der dänische Herr absonderlich froh und ging ihm das Zünglein noch zweimal so schnell, denn vor dem, so daß Herr Albrecht ihm nicht einmal eine Probe ablegen konnte, wie weit er es seinerseits gebracht in der lateinischen Sprache, denn er kam gar nicht wieder zu Worten.

Auch Erfrischungen ließ der geistliche Herr seinen Gästen reichen: der schönen Frau ein goldenes Becherlein süßen hungarischen Wein's, dem Junkherrn einen Humpen voll Würzbier, dem Schreiber aber ließ er gar nichts reichen, denn der war nicht vornehm genug, um von dem Prälaten beachtet zu werden, auch sahen es die Geistlichen nicht gar gern, wenn Einer das

*) Dirnenzelte, die liederlichen Dirnen, die den Heeren haufenweise folgten, hielten gewöhnlich Schankwirthschaften in den Lagern. Erst viel später erhielten sie den italienischen Namen der Marketenderinnen.

Schreiben lernte, ehe denn er die Weihen hatte und waren der Meinung, Lesen und Schreiben seien geistliche Künste, so ein Laie eigentlich nicht treiben dürfe, ohne Erlaubniß der Geistlichkeit.

War auch im Allgemeinen so dazumal, waren ihrer nicht Viele, die lesen und schreiben konnten, ohne geistlich zu sein, aber die klugen Herren im Rathe zu Berlin, die hatten ihre eigenen Ansichten; so gern sie in die Kirche gehen, so fromm sie auch sonst sein mochten, in weltlichen Dingen mißtraueten sie der Geistlichkeit auf eine oft gar nicht ehrerbietige Weise und darum ließen sie stets einige Waisenknaben, an denen in jenen gewaltthätigen Zeiten nimmer Mangel war, in allerlei Wissenschaft unterrichten auf Kosten gemeiner Städte, auf daß sie Schreiber hätten, die kein anderes Interesse zu verfolgen, denn das der Städte, die ihre Gutthäter und Erzieher gewesen.

Als der dänische Reichsprälat noch mancherlei höfliche Reden gewechselt mit dem Abgeordneten von Berlin und Köln, da wurde plötzlich ein Vorhang zurückgezogen und ein Ritter rief mit lauter Stimme: „Unser gnädiger Herr König Waldemar will mit dem Sendboten von Berlin reden!"

Da nickte der Propst von Roeskilde der schönen Blankenfelderin erst gar anmuthig zu, darauf aber ergriff er die Hand des Junkherrn und führte ihn würdevoll in das Innere des Zeltes.

Der Vorhang fiel, die Dame war mit dem Schreiber allein, den die Nähe der schönen Dame nicht hinderte, gierig den Rest des Würzbieres zu trinken, den Junkherr Albrecht in dem Humpen gelassen, darauf schimpfte er zwar halblaut nur, aber desto grimmiger, auf das dänische Lumpengesindel, das geizig wie der Teufel und vorab auf das Pfaffenpack, das so voll Hochmuth sei, daß es, er hoffe es noch zu erleben, nächstens bersten werde.

Die Blankenfelderin mußte unwillkürlich über den tobenden Zorn des Schreibers lachen, was dieser gewiß sehr übel genommen haben würde, wenn sie ihm nicht zugleich ihren noch fast vollen Becher gereicht hätte.

Der Schreiber sah die Dame groß an, als die schöne Frau aber mildiglich fragte: „mögt ihr mir nicht nachtrinken aus meinem Becher, Meister Erich?" da riß er ihr den Goldbecher aus der Hand, stürzte ihn hinunter auf einen Zug und sagte schmatzend und grinsend: „Ist eitel Irrthum, ehr- und tugendsame Frau, ist ein saurer schandbarer Wein gewesen, so euch der Dänenpfaffe credenzte, aber eure holdseligen Lippen haben ihn berührt, und

da ist denn Malvasier daraus geworden, der mir außerordentlich wohl geschmeckt hat."

Als Meister Erich, der Schreiber, das gesagt, da erschrak er über sich selbst, daß er seine männliche Würde so weit vergessen, einer Frau schön zu thun, hüllte sich in seinen schäbigen schwarzen Mantel, drückte das Dintefaß, das in einer Kapsel von seinem Gürtel hing, überaus zärtlich an seine Brust und that einen schweren Fluch, daß er sich alsbalde, wenn er heimgekommen gen Berlin in sein Haus am Mühlendamme, in seine männliche Würde restituiren und seine Frau für die Artigkeit, die er der Blankenfelderin gesagt, tüchtig durchprügeln werde.

Meister Erich, der Schreiber, mochte bei diesem freundehelichen Gedanken ein grundverwünschtes Gesicht machen; Frau Maria mußte unwillkürlich lachen, lachen trotz der Nähe der dänischen Majestät — bitterböse sah sie der Schreiber an und je mehr die schöne Frau hier lachte, desto höher stieg die Zahl der Hiebe, die der erbos'te Schreiber seiner Ehewirthin daheim zudachte.

Die junge Frau von Blankenfelde verglich im Geist den Schreiber mit einem Pudel, der mit eingezogenem Schwanze knurrend den duftenden Braten verläßt, und mußte darob um so heftiger lachen, als plötzlich eine tiefe Stimme erklang, die ihr Lachen also unterbrach: „Ei, sein lustig immerdar, schöne Frau, grüß euch Gott in meinem Kriegsgezelt, in dem solch munteres Lachen wohl noch nicht vernommen wurde!"

Blutroth vor Schaam und vor Verlegenheit stand die schöne Blankenfelderin vor dem Manne, der diese Worte gesprochen hatte.

Das aber war Herr Waldemar, der Dänenkönig.

Als Maria aufschaute, da stand ein stattlicher Ritter vor ihr, der war in Silberstahl gehüllt vom Halse bis zu den Fußsohlen, darüber trug er statt des Mantels ein Bärenfell, gar weich gefüttert, aber sein Haupt war unbehelmt und sein Antlitz war sehr unschön, so zerrissen war's durch die zahlreichen Narben und Schmarren weniger, als durch die wüthenden Leidenschaften der Herrschsucht, der Trunksucht, der Wollust und der Grausamkeit.

„Verzeiht, Herr!" bat Maria von Blankenfelde leise.

„Verzeihung!" lachte Herr Waldemar „die will ich von euch, schöne Frau, ihr braucht die meine nicht!" und damit ergriff er die Hand der Blankenfelderin, zog sie etwas näher zu sich und küßte leicht ihre Wange.

Herr Waldemar verstand sich auf seine Rittersitte und lebte ihr nach in seinen guten Stunden, das heißt am frühen Morgen, wenn er erst ein Weniges an Wein und Meth zu sich genommen.

Die gemeine Sage ging:

Herr Waldemar thut Morgens was er soll,
Mittags ist er voll,
Nachmittags ist er toll,
Abends aber ein Teufel;
Daran ist gar kein Zweifel.

Höflich waren unsere Vorväter eben nicht in ihren Sprüchen, wie man sieht, und schonten auch gekrönte Häupter nicht, doch muß man dabei nicht vergessen, daß das ein deutscher Reimspruch ist und daß in jenen Zeiten die dänischen Könige eigentlich nicht recht, wie man zu sagen pflegt, für voll angesehen wurden. In den Augen des Volkes hing diesen nordischen Fürsten noch mehr oder minder Heidnisches an und war altes Christenthum schon zu jedem Ehrenamte in den Städten erforderlich, so wurde der Nachweis desselben noch strenger bei den Turnieren gefordert, bei den Ahnenproben und bei andern Gelegenheiten. War vielleicht Keiner von den zu Helm und Schild geborenen Edelleuten, die unter dem Danebrog zogen, der sich nicht für edler gehalten hätte, als den König zu Dänemark.

Noch viel später galt die Fürstlichkeit Dänemark's in deutschen Ländern nicht weiter, als die Macht des Dänenkönigs reichte.

Jenen Spottvers mögen daher die deutschen Vasallen König Waldemar's aufgebracht haben, die eigentlichen Dänen aber respectvoller umgegangen sein mit ihren Herren Königen.

Als Junkherr Albrecht den grimmigen Heidenkönig, so wurde der Dänenkönig vom frommen Volke oft noch genannt, also ritterlich gegen sein Weib sahe, da beruhigte er sich, denn er war nicht wenig bange gewesen.

„An des Kaiser's Hof also soll's gehen, edle Frau?" fragte Waldemar.

„Gen Tangermünde, Herr König!" entgegnete die Blankenfelderin noch immer unruhig, „so's euch geliebt!"

„Ja, Junkherr Albrecht" lachte der Kriegsfürst „wenn's eure schöne Hausfrau in unser Belieben stellt, dann müßte ich ein Narr sein, wenn ich ihr einen Geleitsbrief gäbe und sie ziehen ließe an des Kaisers Hof; nun, nun zieht die Stirne nicht kraus, ist ja nur ein Scherz, brauche euren alten

Ohm, den listigen Fuchs, viel zu nöthig, als daß ich Unbill üben sollte gegen seine Sippe, nun zieht mit Fabian und Sebastian, oder mit was für einen Heiligen ihr wollt und sendet mir bald Botschaft über meine Zusammenkunft mit dem Kaiser!"

„Es ist That und Wahrheit nach ein Heide!" murrte Meister Erich, der Schreiber, als er den Dänenkönig so obenaus reden hörte von den lieben Heiligen.

„Er ist doch sehr offenherzig!" dachte Junkherr Albrecht, als König Waldemar freimüthig gestand, er werde das schöne Weib nicht ziehen lassen, wenn er nicht den alten Blankenfelde gebraucht hätte.

Der Abschied bot König Waldemar noch ein Mal willkommene Gelegenheit, die weiche Wange der schönen Blankenfelderin zu küssen, dann grüßte er stolz und trat in sein Gemach zurück. Der Propst von Roeskilde aber ließ es sich nicht nehmen, die Blankenfelderin, die sichtlich eine Eroberung an dem feinen Prälaten gemacht hatte, bis zu ihrem Rosse zu geleiten. Als sie gingen, trat Junkherr Albrecht zu dem mißmüthigen Schreiber und sprach leise: „Reitet heim, Meister Schreiber und sagt meinem Ohm, dem edlen Herrn Paul von Blankenfelde, daß der Dänenkönig in die Zusammenkunft mit dem Kaiser gewilliget und daß er abziehen wolle von Berlin und Köln, sonder Zahlung und Molestirung, sobald er Kunde habe, wo er mit dem Kaiser verhandeln solle. Merkt, Herr Paulus solle morgen Abend auf der Buschmühle bei Friesack sein, dorthin werde ich in der Nacht Kunde senden, wohin er weiter gehen müsse. Merkt die Buschmühle bei Friesack und wiederholt mir noch ein Mal Alles, was ich euch gesagt habe, Meister Schreiber!"

Da schaute Meister Erich den Junkherrn zornig an und sprach mit kaum unterdrücktem Grimme: „Gestrenger Junker, es ist das erste Mal, daß ich in Geschäften der Stadt mit euch reite, aber mit dem gestrengen Ritter von Blankenfelde bin ich oft geritten, drei Mal zwei Dutzend Mal reichen nimmer; ich habe stets gehandelt, wie ein treuer Mann muß zu gemeiner Stadt Nutzen und Bestem, was thut ihr mir den Schimpf an und wollt mir lectionem extorquiren wie ein Bachant seinem Schützen *)? geht, Junkherr,

*) Das Schulwesen war im vierzehnten Jahrhundert und noch später in einer gar eigenthümlichen Verfassung. Schulen befanden sich bei den größern Stadtkirchen, Klöstern

ich werde meine Botschaft ausrichten, Gott schütze euch und eure Ehewirthin auf der fernern Reise, behüt euch Gott!"

Damit bestieg der rauhe Gesell sein Pferd und ritt ohne weiteren Gruß im Trabe davon, unterwegs aber überlegte er reiflich, ob er sein Weib daheim für alle diese Unbillen mit dem Ochsenziemer, oder mit der bloßen Faust züchtigen solle. Einer alten Vorliebe für Austheilung von Ohrfeigen folgend, soll sich Meister Erich, der Schreiber, gegen den Ochsenziemer entschieden haben. Seine Botschaft hatte er übrigens sicher und schnell ausgerichtet bei dem alten Blankenfelde und seine Ehewirthin hatte bereits die ersten Ohrfeigen unter großem Geheul empfangen, ehe Junkherr Albrecht mit seiner Dame und dem reisigen Gefolge das dänische Lager verlassen.

---

und Domcapiteln, aber man muß dabei nicht an unsere Schulen denken. Einer der Geistlichen hatte die Leitung der Schulangelegenheiten und hieß deshalb Scholasticus, aber gemeinhin bekümmerte er sich gar nicht um den Unterricht, sondern stellte, als seinen Vicar gleichsam, einen Lehrer an, der Rector scholae genannt wurde. War das nun ein Gelehrter von Namen, berühmt durch seine Lehrgabe, so hatte er Schüler; hatte er keinen Ruf, so hatte er auch keine Schüler. Die Schüler selbst zerfielen in zwei Klassen, in Bachanten und Schützen. Die Bachanten waren oft Männer schon, immer aber junge Menschen, die über 17 Jahre alt waren. Jüngere durften selten gewesen; sie allein hatten Unterricht bei dem Scholasticus oder Rector scholae. Jeder Bachant aber hatte etliche jüngere Schüler um sich, die ihn durch Betteln oder Stehlen ernähren, ihn bedienen mußten und seine Sclaven sein, die er aber dafür dadurch belohnte, daß er ihnen seinerseits Unterricht ertheilte. Auf dem Boden des Schulhauses schliefen gewöhnlich die Schützen zusammen; die Bachanten mietheten sich zu zwei und drei in der Nachbarschaft des Schulhauses ein. Gefiel es den Bachanten auf einer Schule nicht mehr, so zogen sie mit ihren Schützen von dannen nach einer andern Schule. Unterwegs stahlen die Schützen auf dem Felde, bettelten bei den Bauern; in den Städten sangen sie vor den Thüren, bis sie den Unterhalt für ihre Bachanten erbettelt hatten, die sich gewöhnlich während dieser Zeit auf den Kirchhöfen lagerten. Kamen die Schützen von ihrem Betteltzuge zurück und hatten sie nicht genug erbettelt, so gab es exemplarische Prügel. Von den erbettelten Lebensmitteln aßen die Bachanten, was ihnen schmeckte, die Reste bekamen die Schützen, das erbettelte Geld vertranken sie in den Schänken, dann kamen sie zurück, ließen die Schützen ihre Lectionen, die in wenig mehr als Auswendiglernen der Kirchenfeste und ähnlichem Gedächtnißkram bestanden, aufsagen, prügelten sie dabei wieder tüchtig und schliefen dann mit ihnen auf dem Kirchhofe. Solche Bachanten mit ihren Schützen sah man im Sommer häufig durch Berlin ziehen, sie übernachteten meist auf dem Marienkirchhof. Niemand kümmerte sich weiter um sie. Die Berliner Schulen hatten im vierzehnten Jahrhundert gar keinen Ruf.

VI.

Herr Paul von Blankenfelde, der kluge Bürgermeister von Berlin, hatte mit besonderem Wohlgefallen die Botschaft Meister Erich, des Schreibers, vernommen, denn er ersah aus derselben, daß der Anfang zum Gelingen seiner wohl ersonnenen Pläne gemacht sei.

Diese Pläne aber liefen auf nichts Anderes hinaus, als Berlin und Köln, seine Städte, wie der alte Herr gern und nicht ohne Stolz sagte, aus all' den Fährlichkeiten, in denen sie sich durch die politischen Verwickelungen der Zeit befanden, nicht nur zu befreien, sondern ihnen auch noch einen erklecklichen Vortheil zu sichern.

Zuerst hatte Herr Paulus dem Könige zu Dänemark vorstellig machen lassen, wie sehr es im Vortheil seines Schwähers, des Markgrafen Ludwig sein werde, wenn er die Städte Berlin und Köln, so bislang hartnäckig an der Sache Waldemar's gehalten, diesem abwendig mache und für die bayrische Partei gewinne. Gewinnen aber könne er die Städte nimmer durch Befehdung, sondern nur durch Wohlwollen und Begünstigung, deshalb möge er von Berlin abziehen und aufhören, die Städte durch sein Kriegsvolk zu ängstigen. Wenn der Herr König zu Dänemark solches thun wolle, so wolle Herr Paul Blankenfelde auch seinerseits nicht nur Alles thun, die Städte für Markgraf Ludwig wieder zu gewinnen, sondern er wolle auch den Kaiser Karl zu einer persönlichen Unterredung mit dem Dänenkönige bewegen, durch welche Unterredung der Streit schnell und friedlich könne zum Austrag kommen. An einem schnellen und friedlichen Austrag aber müsse dem Markgrafen Ludwig sowohl, als dem Dänenkönige, sehr gelegen sein, denn beide wüßten wohl, daß der Gegenkönig Günther von Schwarzburg auf dem Punkte stehe, sich mit Kaiser Karl zu einigen; je geringer aber Kaiser Karl's

Furcht vor dem Gegenkönig und der bayrischen Partei, desto schlechter auch die Vortheile, die Markgraf Ludwig, insbesondere aber der Herr König zu Dänemark aus dem Frieden ziehen möchten.

Das war die berechnende städtische Politik des klugen Blankenfelders, und er rechnete richtig, denn wir sahen schon, wie schnell der Dänenkönig sich bereit finden ließ, in diesen Plan einzugehen.

Aber der alte Blankenfelde rechnete weiter, er mußte Markgraf Ludwig gewinnen durch den Dänenkönig; den Kaiser Karl selbst mußte er auch gewinnen und zwar vorläufig nicht für die Städte, sondern nur für sich; er wollte den Unterhändler machen zwischen der Partei des falschen Waldemar und der des Markgrafen Ludwig, den Unterhändler nicht nur, sondern den Schiedsrichter; mit einem Wort, er wollte Berlin und Köln in eine Stellung bringen, in der diese Städte nicht genöthigt waren, Partei zu nehmen, sondern einen Platz über den Parteien, oder doch wenigstens außerhalb der Parteien, zu behaupten im Stande waren.

Welche unermeßlichen Vortheile das Gelingen dieses Planes den Städten bringen mußte, ist leicht einzusehen.

Deßhalb sendete der alte kluge Herr seinen Brudersſohn vom Markgrafen zum Kaiser und ließ dem Kaiser zeigen, wie groß die Macht seiner Gegner und welches Gewicht in die Waagschaale die Städte Berlin und Köln werfen würden; wie er, Blankenfelde, aber vermitteln wolle einen guten Frieden.

Es war noch ein Nebengrund, warum der alte Herr den Junkherrn Albrecht sendete, und zwar mit seinem Weibe — er wollte die Mäuler der Berliner stumm machen, die sonst wohl Wochen lang kein ander Gespräch geführt haben würden, als wie sich Junkherr Albrecht versöhnt hätte mit der schönen Blankenfelderin, und andere Dinge derartig; Herr Paulus hatte es nicht allzu gern, wenn die Glieder guter Familie in den Mäulern der Leute waren.

So dachten die Meisten, Junkherr Albrecht habe die günstige Gelegenheit benutzt, um sein reumüthiges Weib in ein fremdes Kloster zu bringen.

Am Morgen des Tages, nachdem Albrecht Berlin verlassen, berichteten die Späher, daß der König sein Lager über Nacht abgebrochen habe und davon gezogen sei in aller Stille. Als sich Herr Paul von Blankenfelde

um 10 Uhr Vormittags nach dem Rathhause, das beide Städte gemeinsam auf der Poststraße, in der Nähe der Langen Brücke, hatten, begeben wollte, wurde er auf der Straße von allerlei Volk beglückwünscht, und lächelnd empfing er den Dank der Rathmänner oben in der Rathsstube, daß er ihre Städte befreit hätte vom Dänen ohne Geld und ohne Krieg.

Stattlich saß der würdige alte Herr in seinem Stuhl, plötzlich aber sank sein Haupt nieder auf die Brust, und als ihn die Rathmänner anredeten, da antwortete er nicht; er war verschieden.

Wie Ritter Paul von Blankenfelde in seinem Beruf gelebt sein langes Leben lang, so war er auch in seinem Beruf gestorben; vom Stuhl des Bürgermeisters ab hatte ihn Gott gerufen in sein ewiges Himmelreich.

Als die Nachricht von dem plötzlichen Tode des alten Herrn in den Städten bekannt wurde, da erscholl großes Wehklagen, denn Paul von Blankenfelde war ein wahrer Vater seiner Städte gewesen und insbesondere ein Freund der Armuth. Die Berliner aber, so viel sie sonst auch schalten und ein los Maul haben über die Männer, die am Regiment sind, haben doch ein dankbares Gemüth eigentlich und halten ihre großen Männer in treuem Gedächtniß. Noch Jahre lang hieß es zu Berlin und Köln von einem tüchtigen Manne: das ist ja ein halber Blankenfelde! und trauernd klagten sie in ihren Nöthen, wenn sich die Rathmänner nicht zu helfen wußten: wo ist ein Blankenfelde! und hatte Einer einen gescheuten Streich ausgeführt, so riefen sie: er hat's gemacht, wie der alte Blankenfelde, als die Dänen vor Berlin waren!“

An dem selbigen Tage, da der alte Ritter zu Berlin verstorben war, wurde es gegen Abend plötzlich gar lebhaft um die sonst so einsame Buschmühle bei Friesack. Zwei altmärkische, oder, wie sie auch genannt wurden, überelbische Edelleute, Gerke von Alvensleben und Dietrich von der Schulenburg, waren angekommen und hatten die Buschmühle ringsum in weitem Kreise von ihren Reisigen besetzen lassen.

Das war Kaiserlich Volk, das die genannten Hauptleute des Kaisers geworben hatten zu seinem Dienst in der Altmark. Dem Buschmüller mit seinem Weib und seinem Knecht war sofort der Stall angewiesen worden zur Wohnung für die nächsten Stunden, und die Räume der Mühle selbst waren

rasch gereinigt, mit Teppichen belegt und gezieret worden, nach Kräften, so gut es gehen wollte.

Die Sonne war noch nicht ganz hinunter, da kam eine starke Schaar, von Friesack her, auf die Mühle zu geritten, und als sie vor der Mühle hielt, da sprang der Ritter Hinko Birken von der Duba, ein großer böhmischer Vasall, vom Roß und hielt dem Kaiser Karl gar sittig den Steigbügel. Das sah Kaiser Karl mit großem Wohlgefallen, denn er war ein Freund feiner Sitten, die er lieb gewonnen in Wälschland und zu Paris, wo er in seiner Jugend gewesen.

Der Kaiser war ein schlanker Herr, der gar gutmüthig drein schaute und für dessen Verstand man eben nicht viel geboten hätte bei dem ersten Ansehen, er hatte es inwendig. Fröstelnd hüllte sich die Majestät in den von großen Perlen dicht besetzten Pelz, den er eben erst wieder eingelöset hatte von den Grafen zu Anhalt, an die er ihn zwei Jahre versetzt hatte für 1000 Schock böhmische Groschen.

„Wie, noch Niemand hier von der andern Seite?“ fragte Kaiser Karl halb verwundert.

„Nein, noch Niemand, Herr Kaiser!“ entgegnete Achim von Bredow treuherzig.

„Des Kaisers Majestät kommen immer zuerst, danach die Andern!“ bemerkte Hinko Birken von der Duba höfisch.

Kaiser Karl lächelte und wollte eben in die Mühle treten, als die Reisigen des von Alvensleben einen Boten brachten, der von Berlin gekommen. Der Bote hatte ein Schreiben an den Junkherrn Albrecht von Blankenfelde; der Kaiser nahm es ihm ab und fragte mißtrauisch, wie er immer war: „nun, wo ist der feste Ritter von Blankenfelde?“

„Der ist gestorben, Herr“, rief der Bote, der den Kaiser nicht kannte, „heut Morgen, und ich bin acht Stunden in einem Zuge geritten, um dem Junkherrn die böse Kunde zu bringen.“

Kaiser Karl hatte aus guten Gründen den Junkherrn nicht mit sich gebracht, er fragte nun den Boten mit meisterhafter Gewandtheit aus und hatte kaum sein Verhör geendet, als ein Trompetenstoß ertönte aus dem Walde.

„Führt Herrn Waldemar zu uns!“ sprach der Kaiser und ging in die Mühle.

In der That verkündete der Trompetenstoß die Ankunft des Dänenkönigs. Es war schon fast dunkel, als Herr Waldemar vor der Mühle vom Roß stieg.

Soll eine scharfe Unterredung gewesen sein in der Buschmühle, zumal am Anfang, wo der Dänenkönig den Herrn Kaiser gar trotzig gefragt haben soll, wie er es verantworten wolle jetzt und dereinst, daß er einen Knecht anerkannt als einen Fürsten des heiligen Reich's und ihm die brandenburgischen Reichslehen aufgetragen habe. Doch schloß die Unterredung friedlich und als Freunde trennten sich beide Fürsten.

Von dem Tage ab war die Sache der Anhaltiner in den brandenburgischen Landen ganz verloren. Die Herzoge von Sachsen und die Grafen von Anhalt sahen es selbst ein, daß sie nichts vermöchten ohne den Kaiser, und so ließen sie den falschen Waldemar einen letzten Brief aufsetzen an die Städte und Stände, die ihm angehangen. In diesem Brief entläßt der falsche Waldemar die Städte und Stände des ihm geleisteten Eides.

Aber das ging so leicht nicht mit dem starren märkischen Volke, noch 1350 baten funfzehn märkische Städte, und darunter Berlin und Brandenburg, bei Kaiser und Reich, man möge sie belassen bei Markgraf Waldemar, der ihr ächter und rechter Herr, und einzelne Städte, wie Görtzke und Brandenburg, mußte dieser falsche Waldemar persönlich ihres Eides entbinden. Jahre, Jahrhunderte vergingen, noch heut glauben selbst feste Historiker noch, daß der sogenannte falsche Waldemar wirklich der große Markgraf Waldemar gewesen sei; so starr und fest hat das märkische Volk den Glauben gehalten.

Uebrigens starb der Müller Rehbock in seinem hohen Alter zu Dessau, bis an sein Ende als Fürst geehrt und als Fürst beerdigt. Wenn man übrigens daraus auf seine Aechtheit schließen will, so ist das falsch; die Grafen zu Anhalt und Herzoge zu Sachsen mußten den Mann, den sie vor Kaiser und Reich für ihren Oheim und den wahren Waldemar anerkannt, dessen Aechtheit sie feierlich beschworen, bis zu seinem Tode und bis zu ihrem Tode als ächten Fürsten anerkennen, wenn sie sich nicht selbst für Betrüger und Meineidige erklären wollten.

Der Rath zu Berlin setzte übrigens Paul Blankenfelde's kluge Politik fort und errang reiche Gaben, kräftige Privilegien und Vorrechte mancherlei, bis er sich Markgraf Ludwig wieder unterwarf.

Herr Albrecht von Blankenfelde wurde ein berühmter Mann in Rath und That an Kaiser Karl's Hofe; sein Gemahl, die schöne Blankenfelderin, starb zu Lübeck, als Kaiser Karl daselbst einen Fürstentag hielt, und ward daselbst begraben. Herr Albrecht ist zu Berlin gestorben und seine und Maria's Kinder haben das Geschlecht der Blankenfelde noch lange fortgesetzt, und zwar meist in hohen Ehren.

Markgraf Jobst von Mährenland.

Es steht geschrieben: „wen der HErr lieb hat, den züchtigt Er.“ Darum auch ist dieses unser theures Land, die brandenburgische Mark, also schwer heimgesuchet worden von allerlei Trübniß, Krieg, Hunger, Pestilenz, Aufruhr und schlimmer Ketzerei durch das ganze vierzehnte Saeculum und in dieses fünfzehnte hinein, bis ihm ein starker Hirt und Helfer ist erwecket worden.

War's doch, als wär' aller Segen gewichen von diesen guten Ländern zwischen Elbe und Oder, seit sie den letzten Ascanier begruben mit seinem Wappenschilde; müheten sich vergeblich die zierlichen Herren aus dem bayrischen Fürstenhause, die Lande wieder empor zu bringen aus der gräulichen Wirrniß, in die sie durch den falschen Waldemar gerathen. Frauenhuld gewannen sie genug, mehr als manchem frommen Märker lieb war und manchen Dank dazu im Ringelstechen und auch sonst im Turnei, aber wie sie Land und Volk wohl regierten, das wußten sie nicht, waren dem Märker fremd und blieben es, und grämten sich nicht Zehn bei uns, als sie das Land verließen, gegen stattliche Bezahlung vom Könige zu Böheimb, Carolo Quarto, dem ausbundig-klugen Herrn.

Schien's im Anfang auch, als würde es den Landen etwas besser gehen unter den Lützelburgern, denn die Böhmenprinzen Wenzel und Sigismund, die ihnen zu Markgrafen gesetzet wurden von Kaiser und Reichs wegen, waren noch gar junge Herrlein, und führte der große Kaiser Karl, ihr Herr Vater, die Vormundschaft über sie nicht ohne Weisheit. Baute sich auch ein gar feines Schlößlein bei Alt-Angermünde, das sie Tangermünde heißen, und residirte daselbst viel und gern; gab sich Mühe um das Land, sorgte sich um den Frieden, den Vater des Reichthums und der guten Sitte,

hatte aber nicht allzu lang Bestand, denn da die jungen Prinzen Wenzel und Sigismund zu ihren Jahren kamen und der Kaiser abgeschieden war von dieser Erde, da wandelten sie nicht in den Wegen ihres weisen Vaters, sondern handelten nach ihrem Gelüsten mehr, denn großen Fürsten anständig und ihren Völkern zuträglich.

Wollen hier nicht erörtern, was sie gethan an ihren böhmischen und hungarischen Kronen, oder am heil. römischen Reich deutscher Nation, obwohl auch da des Rühmens nicht viel sein dürfte; wollen nur bemerken, daß sie unser theures Land, die brandenburgische Mark, nicht behandelt haben als Landesväter, sondern als wahrhaftige Stiefväter, wo nicht gar als Rabenväter.

Ließen darin schalten und walten Jeden, der wollte, nach Gutdünken, sorgten schlecht für Recht und Gerechtigkeit, hielten den Frieden nimmer aufrecht, sahen dem Verfall der Sitten, der Kirche, der Wissenschaft, der Handelschaft und des Gewerbfleißes ruhig zu und beschäftigten sich mit dem unglücklichen Lande nur, um große Summen Geldes daraus zu pressen und es nur noch unglücklicher zu machen.

Das macht, sie hatten kein Herz zu dem Lande; was frägt der Böhme danach, ob es dem Brandenburger wohl geht, oder ob er verkommen muß im Elend? und Markgraf Wenzel war Böhmenkönig, wie Markgraf Sigismund hungarischer König war. Den einst so stolzen Namen der Markgrafen von Brandenburg, den führten sie nimmer mit Ehren.

Als sie nun ein Mal ein großes Stück Geld brauchten und doch ihre Truhen so leer waren, wie der Sack des Bettlers in Polen, da verpfändeten sie dieses unser gutes Land Brandenburg für eine namhafte Summe an ihren Vetter Markgraf Jobsten von Mährenland; so in Verachtung gefallen war der stolzen Ascanier brandenburgischer Fürstenhut, daß er verschachert ward von Fremden an Fremde um Gold und Silber!

Markgraf Jobst von Mährenland war nicht besser, als seine Herren Vettern, die Kaiser und Könige Wenzel und Sigismund, wenn gleich man auch nicht sagen darf, daß er schlechter als sie gewesen; auch er kümmerte sich um nichts und kam nur herab zu uns, wenn er Geld erpressen wollte von den Ständen der Marken. Doch that er ein Gutes, was man auch nicht verschweigen soll, er setzte Einen von Alvensleben als Landhaupt-

mann in die alte Mark und den edeln Lippold von Bredow, den setzte er als Hauptmann in die neue Mark, die Churmark. So waren die Lande doch nicht ganz unter der Hand der Fremden.

In so schlimmer Zeit mußte Jeder zusehen, wie er sich selbst half, und die Städte sahen absonderlich scharf zu, wie sie durchkämen, denn auf sie hatten's Fürsten und Edle immer, weil sie Geld häuften durch Handelschaft und Gewerbfleiß.

Wohl galt dazumal zumeist der stärkste Arm und das längste Schwert, aber ein anschlägiger Kopf und baares Geld hatten doch auch ihren Werth und die Städte in den Marken haben viel geschafft damit und würden auch noch weiter gekommen sein, hätten die Fürsten nicht zugegriffen und es verstanden, sich die vollen Säckel und klugen Köpfe der Städter eben so unterthänig zu machen, wie die Heldenherzen und langen Schwerter der Edelleute.

Nun es war ganz zu Anfang dieses Jahrhunderts, Herr Friedrich von Nürnberg, unser gnädigster Herr Churfürst, waren noch nicht im Lande als ein Helfer und Retter erschienen, da begab es sich, daß unser Pfandherr, Markgraf Jobst von Mährenland, herab kam gen Berlin und im hohen Hause abstieg auf der Klosterstraße. Verspürte wieder jämmerlichen Geldmangel der alte Herr in allen seinen Taschen und gedachte sie zu füllen in unserm armen Lande, berief darum auch schleunig den Landhauptmann Lippold von Bredow zu sich, der auf Schloß Kremmen wohnte, der sollte ihm zu Gelde helfen. Herr Lippold von Bredow war ein schlagfertiger Herr von derber Sitte und gutem Leumund, von Geldsachen indeß verstand er den Teufel nichts, wie man zu sagen pflegt, und Markgraf Jobst, den sie dazumal überall als einen ausbündig Schlauen auspriesen, der wußte auch weiter nichts, als die landesherrlichen Einnahmen und Schlösser zu verpfänden und zu verkaufen an die, so Geld hatten. War eine überaus armselige Staatsweisheit, die der Henne, welche goldene Eier legt, den Hals umdreht, um eine dünne Hühnerbrühe speisen zu können. Während nun Markgraf Jobst von Mährenland und Herr Lippold von Bredow auf dem hohen Hause zusammen saßen und in den langen Tabellen vergeblich suchten nach Orbeden, Zöllen und Schlössern, die sie noch verkaufen und verpfänden könnten, da saß ein Berliner Bürger in seinem Hause auf der Jürgenstraße, gleich an der andern Ecke der Klosterstraße, der hätte Markgraf Jobsten das



Druck b Gebr Fickus

mühsame Suchen sparen können, wenn er gewollt hätte, denn er hatte dessen fast zu viel, was der Markgraf zu wenig. Dieser reiche Bürger war der Huf- und Waffenschmied Hüner Meinecke, der warf die klingelnden Finkenaugen und die gelben Rabenducaten zu eben der Stunde verdrießlich in seine Truhe händeweise, als Markgraf Jobst von Mährenland und der edle Lippold von Bredow gar ängstlich vor den staubigen Pergamenten saßen und nach einem Pfande suchten, auf das sie Geld erheben möchten. Wie sie so gar ängstlich saßen, denn es war Noth am Mann, weil nicht nur der Markgraf bedürftig war, sondern seine Hauptleute auch, da meldete der Diener Einer den hochwürdigen Herren Ortwyn, der dazumal Propst gewesen in Berlin.

Markgraf Jobst, ein kleiner, alter, mehr als gebührlich, abgemagerter Herr, der in einem grünen, mit Pelz besetzten, Sammetmantel eingewickelt war, erhob sich alsbald ein Weniges von seinem breiten Sessel und streckte dem eintretenden Geistlichen sein altes Gesicht entgegen, von dem man wenig mehr sah, als den kahlen, weißen Schädel, die Spitze der krummen, großen Nase und die grünlich blitzenden kleinen Augen, weil ein mächtiger weißer Bart alles überwachsen hatte und zeterte mit seiner scharfen Stimme: „Eh! da sind wir, Herr Ortwyn, wollt ihr uns sagen, wie wir zu einem kleinen Gelde kommen, der Noth dieses Landes abzuhelfen und unserer eigenen Armuth?"

Der Priester verneigte sich, ertheilte dem Markgrafen seinen Segen, aber, obwohl er's gethan, so kurz als es ein Christenpriester nur vermag, so war's dem weltlichen Herrn doch viel zu lange, und mürrisch schrie er: „laßt doch das, Herr Ortwyn, und sagt mir, ob ihr Rath wißt in dieser Noth!"

„Die Stände des Landes" entgegnete Herr Ortwyn bedächtig, „dürften schwerlich zum zweiten Male gesonnen sein, euch einen gemeinen Pfennig zu bewilligen, Herr Markgraf, da ihr das letzte Mal die Erträgniß des gemeinen Pfennig's nicht, wie beschlossen worden war, zur Einlösung der verpfändeten landesherrlichen Gefälle benutzt habt, sondern euch außer Landes gewendet damit."

„Eh" sagte Markgraf Jobst und lachte halb, „braucht mir das nicht zu sagen, weiß schon, hätte ich nur die geringste Aussicht, daß mir das Stück-

lein noch ein Mal gelingen würde, ich würde es probiren, aber so — was wißt ihr weiter?"

„Nichts, Herr Markgraf!"

„Und weshalb seid ihr hier her gekommen, eh!" fragte Jobst ärgerlich, „wer will bei uns was, wenn er nicht Geld bringt, eh!"

Jetzt erhob sich der Landhauptmann Lippold von Bredow, eine Riesenfigur, und sprach, auf sein Schwert gestützt, also: „Hochwürdiger Herr, wißt ihr nicht einen von den Bürgern dieser guten Städte Berlin und Köln, der uns ein Geld zahlte, wenn wir zwei, der Herr Markgraf und ich, uns verbürgten für die Wiederzahlung?"

„Nein, edler Bredow" antwortete Herr Ortwyn, ohne sich zu besinnen, „ihr wißt so gut, als ich, daß der Berliner nicht ohne Pfand borgt."

Verdrießlich verabschiedete sich der Landhauptmann.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, sah der Markgraf den Propst von der Seite an und sprach: „nun, ihr geht nicht, eh?"

Große Höflichkeit war, wie man sieht, der Fehler des Markgrafen Jobst von Mährenland nicht. Propst Ortwyn aber schien dieser unfreundlichen Weise nicht unkundig, er sah den Markgrafen eine Weile scharf an, dann sprach er: „Herr Markgraf Jobst, wollt ihr mal ein gutes Werk thun und zwei Menschen glücklich machen?"

Jobst sah den Priester so seltsam an, daß dieser fast lachen mußte; es lag in dem ausbündig schlauen Gesicht eine so naive Verwunderung über das Verlangen, daß er, der schlaue Markgraf Jobst, ein gutes Werk thun und Menschen, und zwar gleich zwei auf ein Mal, glücklich machen sollte, und wirklich machte die Frage des Geistlichen den Fürsten so stutzig, daß er nichts zu antworten vermochte, als ein zweifelvolles: „Eh!" Der Propst aber fuhr mit einer Mischung von geistlicher Salbung und staatsmännischer Feinheit fort: „wollt nicht außer Erwägung lassen, Herr Markgraf Jobst, daß der allmächtige Gott immer noch viel klüger ist, als der schlaueste Teufel; gut handeln, heißt klug handeln, und wer weiß, ob das gute Werk, was ich euch zu thun bitte, euch nicht eher zu einem Stück Geld hilft, als alle Winkelzüge, die ihr mit den Ständen dieses Landes vorhabt!"

„Eh!" sagte Markgraf Jobst, aber mit ganz anderer Betonung, als vorher, dann faßte er mit seinen dürren, schmutzigen Fingern die feine, weiße,

fleischige und beringte Hand des Herrn Ortwyn und krächzte: „eh! wie viel soll ich Geld haben für das gute Werk und die zwei glücklich gemachten Leute, eh!"

Es zog ein Zug tiefster Verachtung über das frische, geistvolle Gesicht des Priesters, es funkelte etwas von mächtiger Selbstachtung in dem blauen Auge Ortwyn's, er war ein Plebejer seiner Abkunft nach, aber er blickte stolz nieder auf den Fürsten, der mit einem Fuß schon im Grabe, sich als einen so jämmerlichen Knecht der Geldgier zeigte. Doch einen Moment nur war dieser Zug im Angesicht des Geistlichen sichtbar, dann nahm es seinen gewöhnlichen Zug heiterer Milde wieder an und lächelnd, aber auch halblauernd fragte er: „was meint ihr, Herr Markgraf zu fünftausend Schock böhmischer Groschen?"

Kerzengrade richtete sich die von Alter gebeugte Gestalt des Markgrafen auf, als er eine solche Summe nennen hörte. „Dafür, dafür" keuchte er heiser, „dafür thue ich zwei gute Werke und mache drei Menschen glücklich; „das heißt" setzte er mißtrauisch-vorsichtig einen Augenblick später hinzu, „ich muß erst wissen, was ihr wollt; seh't, es giebt gute Werke, eh! die, eh! fünftausend Schock Böhmen, eh! nun werdet ihr mir endlich sagen, was ihr für die fünftausend Schock Böhmen von mir wollt?"

Der Priester verlor nicht einen Augenblick die Ruhe; das lauernde, abspringende Wesn des Markgrafen machte nicht den geringsten Eindruck auf ihn, kalt versetzte er: „Wendet euch an unsern Herrn, den Kaiser, daß er der Jungfrau Emerentia Meinecke einen Freibrief giebt und sie zu einer Edeln macht mit ihrer Sippe, dann habt ihr ein gutes Werk gethan und zwei Menschen glücklich gemacht und bekommt 5000 Schock Böhmischer Groschen!"

Der Markgraf sah den Priester mißtrauisch an und fragte: „ist das Alles?"

„Es ist Alles!"

„Eh!" meinte der Markgraf „und wenn ich's thu', wenn ich an Wenzel schreibe und wenn ich einen Freibrief bekomme und die Sippschaft der Jungfer edel wird, wer steht mir für mein Geld!"

„Der Propst zu St. Nicolaus und St. Marien in Berlin!" entgegnete der Priester stolz.

„Eh, wollt ihr mir eine Schrift darauf geben?“ meinte der Markgraf, doch ließ er den Propst nicht antworten, sondern setzte hinzu: „nein! ihr seid anders, als andere Priester, Herr Ortwyn, von euch brauche ich nichts Schriftliches, der alte Jobst kennt seine Leute gut, aber seht, ein Reitender nach Prag braucht mindestens zweiundzwanzig Tage hin und zurück, die Zehrung für ihn sollt ihr mir gut thun über die 5000 Schock; Eh!“

„Herr Markgraf“ sagte der Propst jetzt, „es sollen euch die Zehrungskosten gut gethan werden, aber, ich sage euch vorher, das gute Werk, was ihr euch vorgenommen, wird euch doch so leicht nicht werden, als ihr denkt. Ich will euch nichts verhehlen, Herr Hasse von Bredow auf Markau, des Herrn Lippold zweiter Sohn, freit um Jungfer Emerentia, Herr Lippold aber hat ihm solches Werben untersagt und würde solchem Werben auch entgegen sein, wenn die Jungfrau Emerentia edel würde, obwohl er dann, an sein Ritterwort gebunden, nachgeben müßte, denn er hat zu seinem Sohn gesagt: „bei meinem Eid, du sollst die Dirne nicht zu deinem Eheweibe nehmen, es sei denn, daß sie und ihre Sippschaft adlig würden über Nacht!“

Der Markgraf lächelte listig und meinte, „das Alles habe gar nichts zu sagen, die 5000 Schock Groschen wären sein, wenn er den Adelsbrief abliefere; ob nun Herr Lippold später seine Einwilligung zu der Ehe geben wolle, oder nicht, das wäre nicht seine Sache, wolle indeß Propst Ortwyn noch eine kleine Summe, so ein 200 Schock, oder etwas ähnliches zulegen, so wolle er, der Martgraf, es schon ausmachen mit dem Herrn Lippold, daß Herr Hasse von Bredow zu seiner Frau Emerentia käme. Damit entließ Markgraf Jobst von Mährenland den Propst von Berlin, und der war kaum die Klosterstraße hinunter, um der Jungfrau Emerentia Meinecke einen tröstlichen Besuch zu machen, als der Markgraf auch schon nach seinem Schreiber rief und von selbigem ein feines Brieflein aufsetzen ließ an den Kaiser Wenzel, mit dem er einen seiner Reitenden gen Prag sendete in das kaiserliche Hoflager.

Drei Wochen mochten in's Land gegangen sein etwa, seit Herr Ortwyn seine seltsame Unterredung gehabt mit Markgraf Jobsten von Mährenland, da begab es sich, daß der geistliche Herr auf seiner Propstei bei Sanct Nicolaus saß eines Abends noch gar spät in seinem Bücherstüblein und eifrig studirte.

Die Ampel, die an eiserner Kette herabhing von der Wölbung der Decke, goß ihren milden bleichen Schein auf den großen Tisch, der mit allerlei Scripturen, Pergamenten und Rollen bedeckt war, und an der schmalen Wand hinter dem Tisch, da war ein Schränklein, in dem die wenigen Pergamentbücher, Wachstafeln und Schriftrollen verschlossen waren, welche die Bibliothek des angesehenen geistlichen Herrn bildeten. Vor seinem Schreibtisch saß Herr Ortwyn und beschäftigte sich mit masorethischen Studien, wie sie unter den Gelehrten jener Zeit besonders beliebt und ausgebildet waren, mühselig rechnete er die Buchstaben der einzelnen heiligen hebräischen Worte zusammen, addirte, subtrahirte, multiplizirte, und suchte so durch allerlei Combinationen zu irgend einem geistreichen Facit zu gelangen.

Brodlose Kunst, dürftiger Zeitvertreib, und doch liegt etwas so kindlich-naives und doch wieder etwas so poetisch-geheimnißvolles in diesen gelehrten Belustigungen, was unwillkürlich anzieht und fesselt und manchen gelehrten Geistlichen jener Zeit bis zum Irrwahn der Kabbala fortgerissen hat.

Man erzählte sich auch vom gelehrten Herrn Ortwyn Mancherlei über seine tiefe Wissenschaft in der Kabbala, wer aber den würdigen Propst so stattlich und freundlich sitzen gesehen hinter seinem Pergament, der glaubte gewiß nicht an solche Verirrungen seines Geistes, sondern war überzeugt, daß Herr Ortwyn die Masora wirklich nur als eine feine Geistesbelustigung treibe. Da es sieben Uhr schlug vom Nicolaithurm, da drehte Herr Ortwyn die Sanduhr um, die vor ihm auf dem Tisch stand, nahm die Feder und ein glattes Pergamentblatt und schlug die Sammlung der lateinischen Kirchenlieder auf, die er zu seiner Ergötzung und zu mehrerer Erbauung seiner geistlichen Brüder vom Kalandsorden in deutsche Verse zu übertragen pflegte.

Herr Ortwyn gehörte nämlich zu den geistlichen Herren, die schon damals ihre deutsche Muttersprache über Alles schätzten, liebten und nimmer müde wurden, sie anzubauen und zu cultiviren. Da saß er nun, las den lateinischen Text und summte die fromme Melodie vor sich hin, dann versuchte er die lateinischen Worte in deutsche umzuwandeln, bald gelang's ihm, bald gelang's ihm nicht, wenn's aber gelungen war, dann las er laut den lateinischen Vers und den deutschen darnach, und sein seliges Lächeln verrieth, daß

er den lieben deutschen Vers doch eigentlich viel, viel schöner fände, als den lateinischen.

Und Propst Ortwyn las und sprach:

O sanctissima,	O allerseligste,
O piissima,	Liebreich holdseligste,
Dulcis virgo Maria,	Süße Jungfrau, erbarme;
Mater amata,	Mutter, verehrte,
Intemerata,	Stets unversehrte,
Ora, ora pro nobis!	Bitte, bitte für uns Arme!
Pias lacrymas,	Frommer Thränenfluth,
Pios gemitus	Heißer Seufzergluth,
Audi, bona, precamur.	Laß Dich gnädig erbarmen.
Ingruunt hostes,	Die Feinde dräuen,
Suffice vires,	Hilf sie zerstreuen,
Ora, ora pro nobis!	Bitte, bitte für uns Arme!
In miseriis,	In aller Hemmung,
In angustiis,	In Angstbeklemmung,
Ora, virgo, pro nobis;	Süße Jungfrau, erbarme;
Pro nobis ora,	Am letzten Ende
In mortis hora,	Fürbitte spende,
Ora, ora pro nobis!	Bitte, bitte für uns Arme!
Ut axe sunt serena	Wie hell am Himmelsbogen
Nocturna sidera	Die Sterne nächtig glüh'n,
Ut verna sunt amoena	Wie in des Maien Strahle
In campis lilia —	Die Lilien prächtig blüh'n,
Sic virgo, claritatis	So, Magd, ist deinem Bilde
Es flore fulgida,	Der Blüthe Glanz erlaucht,
Sic, mater caritatis	So, Mutter, bist Du milde,
Es rore limpida.	Von Güte ganz durchhaucht.

So hatte Herr Ortwyn den Preisgesang zu Ehren der „allerseligsten Jungfrau" beendet, und sein Auge glänzte in der zwiefachen Begeisterung des Priesters und des Dichters, als ihn ein leises Klopfen an der Thür er-erweckte aus dem beschaulichen Nachdenken, in das er, seit er den letzten Vers beendet, versunken war.

Der Propst legte die Feder nieder und rief mit starker Stimme: „Tretet ein, in Gottes Namen!"

Da öffnete sich die Thür und herein trat ein altes Mütterlein, das ging nur mühsam an einer Krücke und der Nacken war tief gebeugt unter der Last

der Jahre, aber das weiße Gesicht war frisch und die Augen, obwohl ihre Farbe im Lauf der Zeit ausgebleicht war, blickten doch sonnig, wie ein heller Herbsttag und die rechte Hand, obgleich klein und abgezehrt, glänzte weiß wie frisch gefallener Schnee, als das Mütterlein dieselbe dem Geistlichen entgegenstreckte aus dem faltigen Aermel des schwarzen Gewandes.

Das war Herrn Ortwyn's alte Mutter, der aber stand eilend auf, faßte mit einem herzlichen Gruß die Hand seines Mütterlein's, führte es zu dem großen Sessel, auf dem er gesessen, ließ es niedersetzen und rückte sich geschäftig einen Sessel daneben, nnd man mußte sehen, wie lieb der hochwürdige Herr sein altes Mütterlein hatte.

Das greise Frau'chen lächelte auch ganz selig darein und sprach: „wie kannst du mir solches thun, August, mein Sohn, mußt doch nicht vergessen, daß du ein geistlicher Herr bist und ein hochwürdiger Propst, beinahe schon ein Bischof!"

„Ei, ei, lieb Mütterchen", entgegnete Herr Ortwyn, die abgezehrte kleine Hand seiner Mutter streichelnd, „wo wäre ich ein geistlicher Herr geworden, wäret ihr nicht gewesen meine Gebärerin, meine Ernährerin, meine erste Lehrerin und Vermehrerin?"

„Ja, ja, so ist's, August, mein Sohn," lächelte die Alte glücklich, Lehrerin und Vermehrerin, und jetzt bin ich deine Verehrerin, ach! August, wenn das dein lieber seliger Vater noch erlebt hätte!"

„Und meinest du nicht, gute Mutter," entgegnete der Priester heiter-ernst „daß der selige Vater nicht bei uns im Geist und in der Liebe?"

„Ja, so mein' ich's, mein Sohn, ich fühl's, daß er bei uns ist der Dritte, da ich so glücklich bin mit dir!" und der alten Frau gingen die Augen über in unendlicher Glückseligkeit.

Darauf erschaute die alte Frau das frisch geschriebene Blatt und ihr Blick verrieth dem Sohn ihren Wunsch, und eilends, ehe sie ihrem Wunsch noch Worte gegeben, ergriff der Priester das Blatt und las ihr die deutsche Uebersetzung des Marienliedes vor, die er so eben beendet.

Während aber der Sohn las, faltete die Mutter fromm ihre alten Hände, und sie glaubte nimmer etwas Schöneres gehört zu haben in ihrem langen Leben.

Das waren die schönsten Stunden im Leben der Greisin und sie meinte,

sie wäre dann noch andächtiger, als bei der Predigt in der Kirche. Herr Ortwyn wußte das und er schrieb nicht leicht ein Lied, weltlich oder geistlich, das nicht sein altes Mütterlein zuerst gehört hätte.

Und zum andern Male klopfte es an der Thür und zum andern Male rief Herr Ortwyn: „tretet ein, in Gottes Namen!"

Da trat ein Frauenzimmer ein, das war ganz schwarz gekleidet und sah bleich und traurig aus, das war des Propstes Schwester, die hatte drei Jahre in glücklicher Ehe gelebt mit dem Klaus Varnbüler auf der Fischerstraße drüben in Köln, und dann hatte sie den Gemahl und zwei blühende Kinder verloren, ihr ganzes irdisches Glück, in wenigen Wochen, und sie meinte, es nicht ertragen zu können, so schwer lag die Hand des Herrn auf ihr, und der geistliche Bruder hatte vollauf zu trösten und zu vermahnen, daß sie nicht erlag in ihrem Leid. Der Propst war gar freundlich und milde mit seiner armen Schwester, und wer sie bei einander sah, der wußte gleich, daß Herr Ortwyn die Pflichten eines Bruders eben so treu und schön erfüllte gegen seine hartgeprüfte Schwester, wie die Pflichten eines Sohnes gegen seine alte Mutter. Heut aber sagte die Schwester nach der ersten Begrüßung: „Du mußt dich eilen, Ortwyn, denn der Markgraf hat einen Knecht geschickt aus dem hohen Hause; du solltest dich aufmachen und zu ihm kommen noch heut, da er eine Botschaft habe für dich!"

Und geschäftig reichte sie dem Bruder den Mantel von schwarzem Tuch, mit den weiten Faltenärmeln, wie ihn die Geistlichen jener Zeit trugen, und das viereckige Sammetbarett mit den breiten Klappen an der Seite, und half ihn, sich ankleiden, während die alte Mutter fröhlich dabei saß und zustimmend nickte und manch' ein Wörtlein mit drein gab, wie's so nöthig sei, sich gegen die böse Abendluft zu schützen und wie in diesen unruhigen Zeiten der Sohn nicht allein gehen solle, sondern der Diener einen mit sich nehmen. Die Tochter war auch der Mutter Meinung und sagte, sie habe schon einen Knecht beauftragt, ein Windlicht anzuzünden und ihren Bruder zu begleiten. Herr Ortwyn drückte der Mutter und der Schwester freundlich die Hand zum Abschied, dann ging er, von einem Diener begleitet, nach dem hohen Hause.

Im hohen Hause auf der Klosterstraße, da ging's noch gar laut her und war's unruhig über alle Maaßen, und wunderte sich Herr Ortwyn nicht

wenig über die vielen Pferde, die im Hofe waren und die reisigen Knechte mit den Feldzeichen derer von Bredow und auch von des mächtigen Ritters Dietrich von Quitzow Reisigen, die sich vor allen Uebrigen durch ihren Uebermuth bemerklich machten, sah der geistliche Herr viele. Herr Ortwyn wurde in einen kleinen Saal geführt, da fand er den Landhauptmann Lippold von Bredow und Hasse von Bredow, seinen Sohn und Wilken von Bredow, seinen Vetter und noch viele Herren von dieser ausgebreiteten Sippschaft.

Und Herr Dietrich von Quitzow, damals der Stolz der märkischen Ritterschaft, begrüßte den geistlichen Herrn mit besonderem Wohlgefallen, denn er war ihm gefreundet seit vielen Jahren. Und wie die Herren nun mit einander sprachen und sich blos verwunderten, warum sie Markgraf Jobst zu so später Stunde noch beschieden auf's hohe Haus, da meinte Herr Dietrich von Quitzow, er habe ein Vöglein singen hören von einer Verlöbniß, so heute noch Einem vom Hause der Bredow bevorstünde, da wußte Herr Ortwyn gleich woran er war und Herr Hasse von Bredow wurde blutroth; der alte Herr Lippold aber meinte: „treibt keinen Scherz, Herr Dietrich, denn ich wüßte nicht, daß sich ein Bredow unterfangen dürfte zu einer Verlöbniß ohne meine Einwilligung!"

War ein gar stolzer Edelmann, der Herr Lippold von Bredow.

„Nun, nun," lachte Herr Dietrich, „dazu sind wir ja eben hieher beschieden, edler Lippold, um euch insgesammt zu bitten, ihr wolltet eure Einwilligung geben zu einem ehelichen Verlöbniß eures Sohnes, unseres Vetters und Freundes Hasse mit einer ehren- und tugendsamen, schönen und reichen, adeligen Jungfrau!"

Herr Lippold wurde roth und wollte eben etwas erwidern, da stand Markgraf Jobst von Mährenland vor ihm in seinem grünen Sammetpelz, streckte seine spitze Nase weit vor und krähete: „Eh! Herr Lippold, ich bin Freiwerber gewesen bei eurem Sohne Hasse von Bredow, bei der adeligen Jungfer Emerentia Meinecke, die zwar nur eines Hufschmied's Tochter ist, die aber der Herr Kaiser in den Stand der Edeln erhoben, die er durch diese Briefe edel gemacht hat mit ihrer ganzen Sippschaft!"

Herr Lippold biß die Zähne aufeinander und stieß sein Schwert so

heftig auf den Boden, daß es gewaltig klirrte und der Markgraf ärgerlich sagte: „Eh! Herr Lippold, was grimmt euch?"

„Herr Markgraf," zürnte der edle Lippold, „das ist kein feiner Streich von euch, hab' mein Lebtag nicht gehört, daß der Herr Kaiser Edelleute machen kann, wie der Bäcker Semmeln!"

„Eh!" spottete der Markgraf, „habt ihr das nicht gehört bis jetzt, nun so hört ihr's heute, und ihr dürft euch nicht sträuben, denn ihr habt euer Wort gegeben, das Verlöbniß zu segnen, sobald die Jungfrau Emerentia adeligen Standes!"

Der alte Lippold, tief gekränkt, wollte eben heftig etwas erwiedern, da faßte ihn Herr Dietrich von Quitzow unter den Arm und zog ihn bei Seiten und Herr Ortwyn trat auch mit dazu, und sie waren Beide Männer, auf deren Wort der alte stolze Landhauptmann noch hörte, wenn er von keinem Andern mehr etwas wissen wollte, und darum eben waren die Beiden auf's hohe Haus beschieden worden. Aber heute hatten sie schweren Stand, denn so stolze Edelleute, wie den alten Bredow, gab's kaum weiter im heiligen, römischen Reich, und Herr Lippold war besonders zornig, daß der Kaiser Edelleute machen wollte durch Gnadenbriefe. Er blieb dabei, Edelleute müßten geboren werden, der Kaiser könne nicht edel machen durch Briefe. Sie stritten lange und Herr Lippold wollte sich nicht geben, aber Herr Dietrich von Quitzow war schlau, der that mit einem Male, als sei er ganz Herrn Lippold's Ansicht und die Kaiserlichen Briefe seien nur der Form wegen, aber ein Huf- und Waffenschmied sei schon an und für sich ein halber Edelmann, denn Roß und Schwert kämen von ihm und der Edelmann sei ein armer Tropf ohne Roß und Schwert. Schmiede ihm der Schmied nicht sein Schwert und beschlag' er ihm nicht sein Roß, so sei's rein aus mit ihm. Sei's nun, daß solcher Grund dem alten Herrn Lippold wirklich einleuchtete, oder daß er nur so that, um sich mit guter Miene ergeben zu können, da er doch nicht auf die Länge hätte: nein! sagen dürfen wegen des Markgrafen, kurz, er brach plötzlich das Gespräch ab und rief: „Mit Vergunst, Herr Markgraf! komm' her, mein Sohn Hasse, führe mir deine Jungfer Braut zu; ich verzeihe dir, daß du gegen deinen Vater gehandelt, weil die Liebe blind macht, aber euch, Herr Markgraf, ist's keine sonderliche Ehre, daß ihr den Sohn unterstützt habt gegen seinen Vater!"

„Eh!" grinste Markgraf Jobst höhnisch, „ich habe ein gutes Werk gethan und zwei Menschen glücklich gemacht; ist's nicht so, Propst Ortwyn?"

Der Angeredete verbeugte sich stumm, Herr Dietrich von Quitzow aber flüsterte dem Geistlichen zu: „Er hat mir gesagt, er bekomme für dieses gute Werk fünftausend fünfhundert Schock böhmischer Groschen vom alten Herrn Meinecke, der allerdings ein ausbündig stattlicher Edelmann ist!"

„So ist's, Herr Dietrich," lächelte der Geistliche, „und außerdem hat er sich noch die Zehrungskosten für den Reitenden zwischen hier und Prag und zurück ausgemacht!"

Herr Dietrich von Quitzow lachte überlaut und antwortete: „paßt auf, Herr Ortwyn, welch' fette Rechnung er euch macht, ihr werdet's dem dünnen blassen Kerlchen, welches geritten ist, und der dürren Mähre gewiß nicht ansehen, daß sie täglich ganze Vorrathskammern und ganze Säcke Hafer verbraucht haben zwischen hier und Prag."

„Eh! ihr von Quitzow," fragte Markgraf Jobst jetzt, „wer bezahlt euch für so anhaltendes Lachen, denn ihr seid auch einer von denen, die nichts umsonst thun!"

„Herr Markgraf," entgegnete Dietrich von Quitzow, „ich lachte über Herrn Ortwyn, unbeschadet der Würde seines geistlichen Standes, aber die geistlichen Herren wollen sonst immer so klug sein und sind doch so unerfahren oft in den gewöhnlichsten Dingen; denkt euch, der würdige Propst glaubt, man könne mit dreißig Finkenaugen recht wohl die Zehrung für Mann und Pferd von hier nach Prag und wieder zurück bestreiten. Darüber mußte ich lachen!"

„Eh!" grinste der Markgraf, „das meint der Probst nicht im Ernst, oder wenn auch, so hat er noch keine Reisige nach Prag geschickt; ich kann's euch genau sagen, unter dreißig Schock Groschen ist's nicht herzustellen, ihr wißt gar nicht, wie theuer der Hafer weiter unten im Lande ist und was so ein Reitender für Hunger hat, wenn er so den Tag über allein geritten ist!"

Die Herren lachten ziemlich unbekümmert und Markgraf Jobst von Mährenland nahm ihnen das auch weiter nicht übel, ihm war so ziemlich Alles recht, wenn er nur sein Geld bekam."

Jetzt aber öffnete sich die Thür wieder und Herr Hasse von Bredow führte des Hufschmieds Töchterlein herein, die Jungfer Emerentia, und die

sah so schmuck und stattlich aus, daß sie von all' den Herren recht freundlich angeschaut wurde, und selbst der alte Herr Lippold wurde von ihrer Bescheidenheit und Schönheit ganz gerührt, da er sie als seine Tochter annahm.

Am andern Tage hatte Markgraf Jobst sein Geld, am dritten verkaufte er Schloß und Stadt Friesack für zwei Tausend Schock Groschen an Herrn Dietrich von Quitzow und am vierten reis'te er heim in sein Mährenland mit wohlgefüllten Truhen, und ließ den lieben Gott und Herrn Lippold von Bredow weiter sorgen für unser armes Märkerland.

So war Markgraf Jobst von Mährenland.

Herr Lippold von Bredow aber hat als ein rechter Ehren- und Edelmann treu das Seine gethan am märkischen Land, bis denn der liebe Gott einen starken Helfer und Retter erweckte in unserm Churfürsten, Herrn Friedrich von Hohenzollern, welchen Gott segnen wolle! —

Wie es in den Städten Berlin und Köln ausgesehen unter den beiden ersten Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts enthielt die Feldmark von Berlin 146 Hufen Ackerland und zog sich auf dem rechten Spreeufer hin, von Stralau bis zu dem Wedding, der damals dicht bewaldet war. Die Feldmark von Köln enthielt nur 42 Hufen Ackerland, aber zwischen Tempelhof und Treptow einen mächtigen Forst. Ferner gehörte den beiden Städten der undurchdringliche Eichenwald „Myrica"; er bedeckte zum Theil die Fläche, in der jetzt die Friedrichsstadt und der Thiergarten liegen, und erstreckte sich bis zum Dorfe Lietzen, bei dem heutigen Charlottenburg.

Beide Städte zusammen hatten etwa zwölftausend Einwohner.

Sie waren befestigt durch Mauern, Thürme, Erdwälle und Wassergräben; Landwehren, Wachtthürme, Blockzäune und Gräben, bildeten Außenwerke, welche die Städte im Umkreise von einer Stunde umringten.

Alt-Berlin hatte drei befestigte Thore; das Spandower Thor lag am Ausgange der Spandowerstraße, der jetzigen Garnisonkirche gegenüber; das Oderberger Thor lag vor der Königsbrücke, und durch dieses Thor führte auch die Straße nach Frankfurt. Oderberg selbst war damals ein Stapelplatz von großer Bedeutung, namentlich durch seinen großartigen Häringshandel. Das Stralower Thor war in der Nähe des jetzigen Waisenhauses.

Alt-Köln hatte nur zwei befestigte Thore; das Teltow'sche Thor war an der Gertraudtenbrücke, das Köpenicker Thor an der Roßstraßenbrücke. Um

die ein und aus Passirenden besser beobachten zu können, waren täglich nur zwei Thore, in jeder Stadt eins, geöffnet. Auch zur Wasserseite war die Stadt geschlossen durch das Wasserthor, welches sich in der Gegend der Friedrichsbrücke befand. Dicht dabei, ebenfalls vom Wasser der Spree umflossen, befand sich der erste Pulverthurm Berlins.

Noch immer war der Mühlendamm die Hauptverbindung der beiden Städte. Die lange Brücke führte wahrscheinlich gerade in das gemeinschaftliche Rathhaus der beiden Städte hinein.

Die Einnahme der Städte bestand in den Zinsen der Kämmereidörfer Stralow, Neuhof, Wiesenthal, Reinickendorf, Wedding, dem Ertrag des Stadtforstes, des Zolls, der Niederlage, des Stätte- und Platzgeldes, des Gewerkshäuser-, Buden- und Marktzinses und der Schankgerechtigkeit.

Städtische Lasten waren: die Orbede, Grund- und Hufenzins an die landesherrliche Kammer. Der Schoß, eine Art Klassensteuer, und endlich die Landbede, zur Bezahlung der Kriegsschulden. Ferner mußten die Städte bei den Thronbesteigungen der Markgrafen nicht unbeträchtliche Summen für die Bestätigung ihrer Privilegien zahlen und bei feierlichen Veranlassungen die Gäste des Landesherrn herbergen und bewirthen.

Der Handel war sehr bedeutend mit Wollenwaaren, Schuhen, Leder, Getreide, Hopfen, Bier und Wein, Häringen, Bücklingen, Mühlsteinen, Wachs, Pech und Südfrüchten.

Die Bürgerschaft war sehr wehrhaft; Brustharnisch und Sturmhaube mußte jeder angesessene Bürger selbst besitzen, die übrigen waffnete der Rath aus den Zeughäusern. Der Städte Kriegsmacht commandirte ein Hauptmann, als solcher wird ein Thile von Seldow um 1430 genannt.

Die kirchliche Gewalt über die Städte stand dem Bischofe von Brandenburg zu, er hatte einen Hof in der Stadt, in welchem sein Delegat residirte. Zur berlinischen Propstei gehörte seit 1319 auch die Petrikirche. Die Gebühren an die Geistlichkeit waren sehr mäßig; eine Taufe kostete 3 Pfennige, eben so viel eine Trauung und eine Leiche.

Das Schulwesen lag sehr im Argen; die Marienkirche und die Nicolaikirche hatten jede eine Schule; die Besoldung der Lehrer war schlecht und die Lehrer noch schlechter. Mädchenschulen gab's gar nicht. Jeder Knabe zahlte am Quatember 12 Pfennige und zu Neujahr 2 Pfennige.

Gelehrte und Künstler gab's damals weder zu Berlin, noch zu Köln.

Der kurfürstliche Leibarzt, wenn Einer vorhanden war, war der einzige Arzt.

Apotheken gab's noch unter dem ersten Hohenzoller gar nicht. Sehr nützliche Hausmittel und oft sehr gefährliche Quacksalber thaten ihr Möglichstes.

In den Wohnungen der Berliner sah es meist noch sehr kahl und sehr wüst aus, an Verschönerung der Städte durch Bauwerke und Monumente dachte keine Seele, aber die Kirchen schmückte man, freilich mit mehr Prunkliebe uud Frömmigkeit, als Kunstsinn und Geschmack.

Die Kleidung war überaus prächtig; Sammet, Seide, köstliches Pelzwerk, Edelsteine, Perlen, goldene Ketten wurden allgemein getragen. Die Putzsucht und der Luxus wurden damals viel weiter getrieben, als jetzt; der Rath mußte den Dienstmädchen untersagen, in Sammet und Seide zu gehen.

Die städtische Policei war ausgezeichnet und controllirte scharf. Die Lebensmittel, die zum Verkauf ausgestellt wurden, mußten gesund sein. Die Güte des Weines und der Biere, die Gesundheit des Schlachtviehes, die Reinheit des Mehls, waren stets Gegenstände besonderer Fürsorge. Fleisch und Brod hatten Taxen. Fleischer und Bäcker mußten für Fälle der Noth Bestände an Schlachtvieh und Getreide haben. Unrichtiges Maaß und Gewicht wurden mit dem Staupbesen, Aufkauf und Vorkauf durch Verweisung aus der Stadt, Betrug im Handel mit dem Galgen bestraft. Die Sonntagsfeier wurde streng gehalten, die Sittenpolicei kräftig gehandhabt. In der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden folgende Hinrichtungen in Berlin und Köln vollzogen. Wegen Kirchenraub, Mord, Diebstahl und Brand wurden 11 Personen gerädert, 46 enthauptet, 51 gehängt, 5 verbrannt und 10 Frauen wegen Diebstahls lebendig begraben. Man sieht, es war nöthig, daß die Policei streng gehandhabt wurde.

Wenngleich Berlin und Köln immer bedeutender und wohlhabender geworden waren, so erkohr doch auch Friedrich I., als ihn der Kaiser Sigismund mit der Mark und Chur Brandenburg zu Konstanz feierlich belehnt hatte, noch nicht die vereinigte Stadt zu seinem gewöhnlichen Aufenthalte, obgleich er schon früher noch als Burggraf von Nürnberg und Statthalter der Mark sich oftmals daselbst verweilt hatte, sondern pflegte, wenn er in

der Mark sich aufhielt, in der schönen, von Karl IV. zu Tangermünde erbauten Burg seinen Hof zu halten. So nahm er zu Berlin, als der am bequemsten in der Mitte des Landes gelegenen Stadt, um Weihnachten 1415 von den Ständen der Mark die Huldigung und ertheilte den Herzogen von Meklenburg die feierliche Belehnung. Auch späterhin wurde zuweilen Berlin von ihm und seiner Gemahlin Elisabeth, welche die Märker wegen ihrer Schönheit die schöne Else nannten, besucht, und im Jahre 1420 ihm daselbst seine Tochter Dorothea, nachherige Gemahlin des Herzogs Heinrich von Meklenburg, geboren.

Dem Churfürsten Friedrich I. empfahl sich Berlin um so weniger, da die Stadt einen so starken Antheil nahm an dem Widerspruche, welcher von den märkischen Städten gegen die von ihm verlangte Huldigung aus dem Grunde erhoben wurde, daß sie keinem neuen Herrn sich unterwerfen könnten, so lange nicht der Kaiser Sigismund, dem sie als ihrem Erbherrn gehuldigt hätten, selbst mit Hand und Mund sie losgezählt hätte. Bald darauf erfuhr Friedrich eine noch heftigere Widersetzlichkeit von den Berlinern, als er zu besserer Handhabung des Landfriedens das Oeffnungsrecht forderte, oder das Recht, Truppen in beide Städte zu legen und sich ihrer Befestigungen zu bedienen, auf welche Weise und so oft es die Nothdurft des Landes erheischen möchte. Die Berliner widersetzten sich dieser wohlgemeinten Forderung so heftig, daß der Churfürst zuletzt davon abstand. Es ist aber ein Beweis, wie stark das Selbstgefühl der Berliner damals war und wie hoch die Rechte und Freiheiten ihres Gemeinwesens gestiegen waren, daß sie dem Churfürsten dieses Recht verweigerten, welches damals, wo das Faust- und Kolbenrecht überall in Deutschland im Schwunge war, selbst Reichsstädte benachbarten Fürsten zur Beförderung des Friedens und der Sicherheit im Lande nicht selten einräumten. Auch werden sich überhaupt in Deutschland nur sehr wenige Beispiele von Landstädten finden, in welchen zu dieser Zeit die Fürsten nicht schon im Besitze des Oeffnungsrechtes vermöge der Landeshoheit und ohne besondern Vertrag gewesen wären. Gleichwohl rühmte hernach der Churfürst die trefflichen und mannigfaltigen treuen Dienste, welche ihm die Rathmannen und gemeinen Bürger der Städte Berlin und Köln erwiesen hätten, als er im Jahre 1433 beide Städte von den Zöllen und dem

Geleite in verschiedenen Städten der Mark Brandenburg zu Wasser und zu Lande befreite.

So lange Berlin nicht die gewöhnliche Residenz der Churfürsten war, sondern nur von Zeit zu Zeit bei besondern Gelegenheiten die Landesherren in seinen Mauern sah, bedurfte es keines mächtiger Fürsten würdigen Schlosses; vielmehr besaßen die Churfürsten zu Berlin nur ein geräumiges Haus, eben so wie der Bischof von Brandenburg, den geistliche Verrichtungen nicht selten nach Berlin führten, daselbst seinen bischöflichen Hof hatte. Dieses churfürstliche Haus nannte man das hohe Haus, späterhin, als das churfürstliche Schloß in Cöln erbauet war, auch den alten Hof. In diesem hohen Hause nahm Churfürst Friedrich I. die Huldigung der märkischen Stände an, und es wird bei dieser Gelegenheit, so viel wir wissen, zum ersten Male desselben erwähnt; über die Zeit seiner Erbauung aber ist keine diplomatische Ueberlieferung vorhanden.

Die Erbauung eines eigentlichen churfürstlichen Schlosses wurde durch das Bestreben des Churfürsten Friedrich II., eine unumschränktere Gewalt der Landesherrschaft und eine festere Ordnung der Dinge zu gründen, veranlaßt. Sobald der Churfürst den unruhigen Adel gedemüthigt hatte, richtete er seine Aufmerksamkeit auf die Städte, welche sich in Bündnisse zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Rechte vereinigt hatten; und Berlin traf zuerst der Verlust der bis dahin erworbenen und behaupteten Rechte und Freiheiten. Indem Friedrich II. gleich im ersten Jahre seiner Regierung (1440) die günstige Gelegenheit ergriff, welche ihm die damals zwischen der Bürgerschaft und dem Rathe beider Städte ausgebrochene Zwietracht darbot, erschien er mit sechshundert Pferden vor dem Spandauer Thore und forderte mit Ernst und harten Drohungen die Schlüssel der Stadt; und die Bürgerschaft, welche einer kräftigen Leitung entbehrte, öffnete in der Bestürzung ihm sofort die Thore. Ein Bürgermeister, welcher während jenes Zwistes die Stadt verlassen hatte, unter dem Vorwande, zu dem heiligen Grabe zu wallfahrten, wurde beschuldigt, dem Churfürsten die damalige Lage der Bürger verrathen und ihn zur Aufhebung der von ihnen gemißbrauchten Freiheiten aufgefordert zu haben.

Wir kennen zwar den Streit, wodurch die vier Gewerke und die ganze Gemeine der Städte Berlin und Cöln schelhaftig und zwieträchtig mit den

Bürgermeistern und Rathmännern geworden waren, nur sehr unvollkommen aus den etwas unbestimmten Aeußerungen der Reformation, zu welcher der Churfürst Friedrich II. durch eben diesen Streit veranlaßt wurde. Jedoch scheint es, daß er seinen Grund hatte in der Eifersucht, welche zwischen zwei so eng verbundenen und doch noch immer getrennten Gemeinwesen sich nicht leicht fern halten läßt. Die vier Gewerke und die Gemeine, „Schaden und Verderben besorgend von dem bis dahin gemeinschaftlichen Rathe beider Städte," erschienen nämlich, nachdem die Stadt mit den churfürstlichen Reisigen war besetzt worden, „einträchtiglich und mit gemeinem Rathe" vor dem Churfürsten und baten ihn „mit demüthigem Fleiße," daß er mit seinen Räthen die Gebrechen ihrer damaligen städtischen Verfassung erwägen und jeder der beiden Städte ihren besondern Rath geben möchte. Dagegen sagten aber die Bürgermeister und Rathmänner, als sie dem Churfürsten die Schlüssel zu allen Thoren beider Städte überantworteten, zugleich ihm den Rath auf, d. i. sie legten ihre Aemter nieder.

Die Reformation, durch welche der Churfürst Friedrich II. im Jahre 1442 die Bitte der Bürgerschaft bewilligte, vernichtete einen großen Theil der Rechte und Freiheiten, unter deren Begünstigung bis zu jener Zeit der Wohlstand der beiden Städte so herrlich geblüht hatte; sie nahm, indem sie jeder Stadt einen eignen Rath ertheilte, welcher für Berlin aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmännern, für Cöln aus einem Bürgermeister und fünf Rathmännern bestehen sollte, den Bürgern das Recht, ihre Vorsteher zu wählen. Es wurde festgesetzt, daß künftig die Stellen der Bürgermeister und Rathmänner jährig sein sollten; jedem Bürgermeister und Rathmann, der sein Jahr gesessen hätte, wurde das Recht ertheilt, selbst seinen Nachfolger zu wählen, jedoch unter dem Vorbehalte der Bestätigung des Churfürsten und im Falle seiner Abwesenheit des obersten Hauptmanns der Neumark. Der Churfürst behielt sich sogar das Recht vor, an die Stelle solcher gewählten Bürgermeister und Rathmänner, welche ihm und seiner Herrschaft oder den Städten selbst nicht nütze und bequem wären, andre zu setzen und zu ernennen, welche er wolle; so wie er die Bürgermeister und Rathmänner für das erste Jahr seit dieser neuen Anordnung selbst ernannte. Auch wurden alle Bündnisse und Verschreibungen, welche der alte Rath mit andern Städten binnen und außer Landes errichtet hatte, abgethan und vernichtet, mit Hinzufügung

eines strengen Verbotes der Errichtung ähnlicher Verbindungen für die Zukunft. Endlich wurde den beiden neuen Rathscollegien untersagt, Auffätze oder Steuern von den Bürgern zu fordern, ohne des Churfürsten oder seines Stellvertreters Vollbort und guten Willen.

Für die Aufopferung der alten städtischen und bürgerlichen Freiheit, welche sich freilich wohl nicht mehr recht in die Verhältnisse der Zeit mochte fügen wollen, war es kein erheblicher Ersatz, daß die Bürgermeister und Rathmänner verpflichtet wurden, bei der Wahl ihrer Nachfolger voran auf fromme und biedere Leute aus den Gewerken und den gemeinen Bürgern Rücksicht zu nehmen ünd bei ihrem Abgange denen, welche nach ihnen würden erkohren und bestätigt werden, so wie vier Gewerksmeistern, welche dazu geschickt wären, von allen städtischen Einnahmen und Ausgaben redliche Rechnung zu pflegen.

Solchen Beschränkungen fügte sich die an die alte Unabhängigkeit gewöhnte Bürgerschaft von Berlin nicht mit Gleichmuth; sondern ungeachtet der Churfürst Friedrich II., da seinem Bruder von dem Vater Tangermünde zugetheilt war, meistens in dem nahen Spandau seinen Hof hielt, so erklärten sie gleichwohl die churfürstliche Reformation für nichtig, ordneten einen neuen gemeinschaftlichen Rath beider Städte an, bauten sogar dem Churfürsten zum Hohn ein neues Rathhaus an der Spree, schlossen ein Bündniß mit den Hanseestädten wider ihren Landesherrn, nahmen den von dem Churfürsten eingesetzten Richter, Balthasar Hacken, gefangen, und trieben einen ihrer Mitbürger, Balthasar Boytin, wegen seiner Anhänglichkeit an des Churfürsten Partei, aus der Stadt. Außerdem zogen sie nach der Erzählung der Chroniken „den Churfürsten in ihren Gelagen und Weinschenken trefflich durch," brachen an der churfürstlichen Kanzlei die Schlösser mit Gewalt auf und zerstreueten die Urkunden und Papiere. Auf solchen Frevel folgte, nachdem der Churfürst ihn sechs ganzer Jahre ertragen und immer auf Besserung gehofft hatte, eine furchtbare Strafe, welche aber nicht von dem Churfürsten willkührlich verfügt, sondern von einem zu Spandau niedergesetzten Schiedsgerichte durch Urtheil und Recht erkannt wurde. Die beiden Städte sowohl als die einzelnen Bürger wurden aller ihrer Lehen an Dörfern, Zinsen, Mühlenpächten, Wäldern, Heiden, Fischereien oder sonst für verlustig erklärt, und nur das Eigenthum wurde ihnen gelassen. Außerdem aber wurden sie ange-

wiesen, die Versprechungen, welche sie dem Churfürsten vor sechs Jahren gemacht hatten, zu erfüllen und jeden ihm zugefügten Schaden zu bessern. Als die Bürger sich diesem Urtheile nicht fügten, so bestätigte ein zweites Gericht, welches ebenfalls zu Spandau gehegt wurde, nicht nur den ersten Urtelspruch, sondern erkannte gegen mehrere einzelne Bürger selbst schwere Leibesstrafe, welche jedoch der Churfürst ihnen nachließ, als am St. Veitstage 1448 die beiden Städte dem Landesherrn sich unterwarfen und damit den Rechten entsagten, durch welche sie früher fast den Reichsstädten sich gleichgestellt hatten. Nur der Bürgermeister Bernhart Ryke, welcher an diesem mißlungenen Versuche zur Wiedererlangung der alten Unabhängigkeit am meisten Antheil gehabt zu haben scheint, wurde flüchtig und auf dem Wege nach Sachsen, wie die Chroniken sagen, „angerannt und so hart verwundet, daß er davon sterben mußte.“

Um nun die Hartnäckigkeit, womit die Bürger an ihren alten Rechten und Freiheiten hingen und welche sich in diesen letzten Händeln noch einmal in ihrer ganzen Stärke gezeigt hatte, zu bändigen, war nichts dienlicher, als eine Burg, wodurch damals schon so manche deutsche Stadt von andern Fürsten zur Unterwerfung unter eine neue Ordnung der Dinge war gezwungen worden. Daher entschloß sich der Churfürst Friedrich II., sobald er im Jahre 1442 die beiden Städte zur Unterwerfung genöthigt hatte, eine Zwingburg daselbst zu erbauen. Er erkohr dazu einen Platz in Köln, in der Nähe des Klosters der Predigermönche, des nachherigen Domstiftes, und erhandelte von den beiden Städten auf gütliche Weise zu diesem Behufe diesen Platz, der, zufolge des am St. Johannistage 1442 ausgestellten offenen Briefes, von der Pforte des Dominikaner Klosters bis an die lange Brücke und wiederum von der langen Brücke die Spree entlang bis an die Stadtmauer sich erstreckte, so wie auch die Insel oder den Werder an der Spree außerhalb der Mauer. Dafür, so wie für die Aufopferung verschiedener Rechte überließ Friedrich II. ihnen den Tempelhof mit allen Gütern und Dörfern, wie er ihn von den Johannitern erkauft hatte. Auch wurde sogleich Anstalt zu dem Bau gemacht und daher die Mauer der Stadt, dem Werder gegenüber, niedergeworfen; der Bau selbst erlitt aber wahrscheinlich während der bald hernach wieder ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem Churfürsten Aufschub. Denn unter den Beschwerden, welche von Friedrich II. gegen die beiden

Städte erhoben wurden, war auch die Klage, daß die für den Schloßbau durchbrochene Mauer durch einen Blockzaun von den Bürgern wieder sei verschlossen worden; und die Wegnahme desselben war eine der Bedingungen, welchen sich die Bürger beider Städte in dem Versöhnungsvertrage vom Jahre 1448 unterwerfen mußten. Erst seit diesem Vertrage, wodurch sie völlig der Gewalt des Landesherrn unterworfen wurden, begann der Bau des Schlosses mit Raschheit, und in wenigen Jahren vollendet, lehrte die stattliche durch eine hinlängliche Zahl von Burgmännern geschirmte Burg, daß von nun an kein Versuch zur Wiedererlangung der alten städtischen Rechte mehr an der Zeit war.

Die Bürger der beiden Städte, zumal da die getrennte Verwaltung der beiden so lange vereinigt gewesenen Gemeinden bald eine Menge von Streitigkeiten unter ihnen selbst erzeugte, fügten sich auch seit dieser Zeit mit so vieler Gelassenheit in das unvermeidliche Schicksal, daß noch der Churfürst Friedrich II. im Jahre 1453 ihren Gehorsam mit der Berechtigung ihrer Rathscollegien, in rothem Wachs zu siegeln, belohnte.

In jener Burg hielten seit deren Erbauung die Churfürsten ihren Hof, so oft sie nach Berlin kamen; und schon der Churfürst Friedrich II. glaubte nunmehr so sehr des hohen Hauses entbehren zu können, daß er schon im Jahre 1451, als die neue Burg wahrscheinlich schon fertig oder doch der Vollendung sehr nahe war, dem einen, der mit der Beschirmung des Schlosses beauftragten erblichen Burgmänner, dem Ritter und churfürstlichen Kammermeister, Jürgen von Waldenfels jenes Haus als Burglehen verlieh.

Doch erhielt Berlin dadurch, daß die Churfürsten wegen seiner bequemen Lage in der Mitte des Landes es zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze erkohren, und daselbst häufiger als in andern Städten die Landtage hielten, keineswegs den ersten Rang unter den märkischen Städten, sondern selbst noch in der Rangordnung, welche Joachim I. im Jahre 1521 unter den Städten Brandenburg, Prenzlow, Soldin, Perleberg, Berlin und Köln an der Spree festsetzte, standen die beiden letztern Städte der „alten Stadt Brandenburg“ nach.

Der Aufenthalt des Hofes blieb nicht ohne Wirkung auf die Sitten und den Geist der Einwohner. Der hochfahrende Sinn, welcher nach den Vorzügen der Reichsstädte trachtete, verlor sich bis auf die letzte Spur, der alte Bürgerstolz war vollkommen gedemüthigt, und an die Stelle der ängstlichen

und sorgsamen Obhut über ihre Rechte trat eine stille und ruhige Betriebsamkeit, welche sich an den, durch den Aufenthalt des Hofes und die Errichtung mancher Behörden, besonders des Kammergerichtes, eröffneten reichen Erwerbsquellen erfreute.

Dabei blieb aber viele Anhänglichkeit an alte gute Zucht und Sitte. Noch im Jahre 1486 verordnete der Rath, daß die Frauen, welche „an der Unehre säßen oder sonst in unziemlichem sündigen Wesen und gemein wären", zum Unterschiede von frommen und ehrbaren Frauen, entweder die Mäntel über den Köpfen oder kurze Mäntelchen bei Strafe der Pfändung tragen sollten.

Ueber die Sitten der Berliner im fünfzehnten Jahrhundert schrieb ein fremder Gelehrter: „Mir gefallen die Sitten der Einwohner überaus, weil sie es so redlich und treu mit dem Christenthume meinen; sie besuchen die Kirchen sehr fleißig, feiern mit Andacht die Feste und halten auf das genaueste die angesagten Fasten. Sie sind überhaupt um so eifriger in der Verehrung Gottes, als sie zu den am letzten zum christlichen Glauben bekehrten Völkern von Deutschland gehören. Nur gilt die Völlerei bei ihnen nicht für Untugend, wiewohl es unter ihnen auch viele nüchterne und mäßige giebt; und oft habe ich es auch erfahren, daß die Fremden aus Franken und Schwaben, welche sich hier niedergelassen haben, es weiter im Trinken treiben als die Eingebornen." Von den Märkern überhaupt aber sagt derselbe Gelehrte: „Das Land ist zwar gut und sehr fruchtbar, aber es bedarf sehr fleißiger Bearbeiter, da es sehr weitläuftig und von großem Umfange ist, die wenigen und überaus faulen Bauern aber den Trunk und Müßiggang mehr lieben als die Arbeit. Wir können überhaupt von ihnen sagen: die Märker werden durch Gelage und Müßiggang arm, durch Fasten krank und durch Trinken beschleunigen sie ihren Tod. Denn in diesen drei Dingen treiben sie es weiter als alle andere deutsche Völkerschaften. Sie sind gleichsam von der Natur zum Müßiggange bestimmt und weil sie an so vielen Festtagen nicht arbeiten dürfen, so befinden sie sich, vornehmlich die Bauern auf dem Lande, in beständiger Dürftigkeit. Die Fasten halten sie strenger als alle andere Völker, die ich kennen gelernt habe, und dafür allein verdienen sie mit Recht großes Lob. Aber ihre größere Zahl, welche der Völlerei übertrieben ergeben ist, befleckt dieses Lob auf häßliche Weise, so daß hier zu Lande Leben fast

nichts anders heißt, als Essen und Trinken.“ Doch muß man nicht vergessen, daß derjenige, der die Märker so hart beurtheilte, ein hochmüthiger Rheinländer war.

Die Hofhaltung unter den ersten Churfürsten des hohenzollerschen Hauses war übrigens einfach, wie die meisten damaligen fürstlichen Höfe, wenigstens wird nirgends erwähnt, daß sich unter ihnen der hiesige Hof durch besondere Pracht ausgezeichnet habe. Die Churfürsten ergötzten sich durch die Unterhaltungen, welche damals an den Höfen gewöhnlich waren, fröhliche Gelage und Bankette, wo des Weins nicht geschont wurde, Jagden und Ritterspiele. Wo ein Ritterspiel in Deutschland angesagt wurde, fehlten selten die brandenburgischen Markgrafen. Der Churfürst Albrecht, so wie er durch seine große Tapferkeit im Kriege den Beinamen Achilles sich erwarb: eben so war er auch einer der trefflichsten Turnierer und Kämpfer. „Wenn er, schreibt von ihm Haftitz (b. Jahre 1471), von seinen Benachbarten etwa zum Duello oder sonderlichem Kampfe ist aufgefordert, hat er's nicht versessen, und doch allewege die Oberhand behalten. Im Rennen, Stechen, Turnieren, Fechten und andern Ritterspielen, da man Spieße gebrochen, ist er allein gewesen, der niemals den Sattel geräumet und alle andere ledig gerannt. Im Turnier hat er alle Wege gewonnen und siebzehn Male bloß, ohne Harnisch, nur mit einem Helm und Schilde den Sieg behalten, und kürzlich davon zu reden, ist er ein männlicher, rittermäßiger, tapfrer, streitbarer, heroischer, gerechter, beständiger, rechtmäßiger, ernster, ansehnlicher, gestrenger, jedoch gütiger, freundlicher, milder und überaus freigebiger Herr gewesen.“ Nach dem Muster des Vaters bildeten sich auch die Söhne, besonders der Markgraf Friedrich, der Stifter der ältern fränkischen Linie des brandenburgischen Hauses, welcher nicht leicht ein Turnier versäumte. So zog er im J. 1481, im einundzwanzigsten Jahre seines Alters, mit einer Begleitung von achtundsiebenzig Personen, Grafen, edlen Rittern und Knechten, zu dem Turnier, welches zu Heidelberg am Neckar von dem Adel des Rheinstroms zu Ehren des Pfalzgrafen Philipp war angesagt worden, und drei Jahre hernach wohnte er in Einem Jahre zuerst einem Turnier zu Stuttgardt bei, dann dem großen Turnier zu Ansbach, welches die fränkische Ritterschaft seinem Vater, dem Churfürsten Albrecht, zu Ehren anstellte. Die Markgrafen Friedrich

und Siegmund, Söhne des Churfürsten, waren selbst die Anführer der beiden Parteien, in welche sich die Turniergesellschaft theilte.

So wie die Churfürsten und Markgrafen auswärtigen Turnieren gern beiwohnten: so wurde auch ihr Hof häufig von Fürsten besucht, welche die ritterlichen Spiele liebten. Daher sah Berlin in dieser Zeit, wenn auch nicht das bewundernswürdige, mannichfaltige und prachtvolle Schauspiel eines nach allen dafür angenommenen und fein ausgesponnenen Gesetzen angeordneten Turniers, doch Lanzenstecher, Tyostiren und Buhurt aller Art. Bei dem geringern Aufwande, welcher damals mit dem Reisen verbunden war, und dem Ueberflusse, welcher an den deutschen Höfen bei allen Festlichkeiten in dieser Zeit gespendet wurde, fehlte es niemals an fremden Fürsten und Rittern bei den Hochzeiten oder Taufen, welche an dem churfürstlichen Hofe gefeiert wurden. Bei solchen Festen erschienen nicht selten auch die Bürgermeister bedeutender Städte in benachbarten Ländern. So wurden der Bürgermeister und Hauptmann der Stadt Magdeburg zu der „Wirthschaft und Hochzeit" eingeladen, welche im Jahre 1423 bei Gelegenheit der Vermählung der Markgräfin Cäcilia, Tochter Friedrichs I., mit dem Herzog Wilhelm von Lüneburg zu Berlin gefeiert wurde; wogegen auch die Markgrafen gern mit großem und glänzendem Gefolge die Feierlichkeiten der Huldigung, welche den neu erwählten Erzbischöfen zu Magdeburg geleistet wurde, verherrlichten.

Bei allen solchen Feierlichkeiten gebrach es nicht leicht für die kampflustigen Ritter an Gelegenheit für ihre allerdings oft lebensgefährlichen Waffenübungen.

Johann Schönbrunn,

Der lustige Berliner Rathsherr.

Ein Schwank.

Saßen da zehn oder zwölf gewichtige Bürger und Meister zusammen in der kühlen Gaststube des goldnen Sterns auf der Spandower Straße zu Berlin; sie tranken ihren rheinischen Wein aus fein geschliffeneu Venetianergläsern mit hohen Füßen und eingeschliffenen Figuren und fluchten dazu ganz abscheulich, denn das war ein Hauptlaster jener Zeit. Sie feierten ihres gnädigsten Herrn, des Churfürsten, Geburtstag, die wackern Berliner Bürger, und darum wurde rheinischer Wein heut ausgeschenkt im goldnen Stern, statt des gewöhnlichen märkischen oder schlesischen Rebensaftes, und wenn sie mit den Gläsern anklingelten auf Herrn Friedrich Wilhelm's Gesundheit und dessen gloriose Regierung, oder auf die Schönheit der gnädigen Frau Churfürstin, der milden, frommen, schönen und klugen Louise von Oranien, oder auf das Gedeihen des jungen Herrleins, des Churprinzen Carl Aemil, dann warf Einer nach dem Andern seinen Weißfisch knallend nuf den Nebentisch, und die Trompeter, die dran saßen, bliesen wacker Tusch, so daß es weit hinausklang auf die Straße. Und wie's lustig hinausklang auf die Spandower Straße, so klang's auch lustig wieder herein von der Spandower Straße, denn draußen schmetterte von der Georgen- (jetzt Königs-) Straße her plötzlich die Trompete und dumpf nach rasselte das Kalbfell, und in gleichem Schritt und Tritt marschirten die neuen Regimenter vorbei, die des Churfürsten Durchlaucht zu Küstrin und Peitz und Spandow, seinen Landesfestungen, hatte formiren lassen und nun nach Berlin kommandirt zur Musterung. Die im goldenen Stern versammelten Bürger und Meister sahen die

Soldaten vorübermarschiren, die Regimenter von Ribbeck, von Kracht und von Goldacker und schüttelten gewaltig die Köpfe dazu, denn sie wußten's voraus zu sagen, ohne sich eben darum für Propheten zu halten, daß sie tief in ihre Tasche würden greifen müssen, um ihrem gnädigsten Herrn, dem Churfürsten, diese Regimenter erhalten zu helfen. „Wird einen artigen Pfennig kosten, he!" wendete sich der fette Fleischermeister Conrad Wiedecke an seinen hagern Nachbar, der so finster und so grimmig aussah, daß man ihn für einen von des Herrn Generalwachtmeisters Derffling blauen Dragonern hätte halten können, obwohl er nur ein College des alten Derfflingers war aus dessen Jugendzeit, nämlich ein ehrsamer Schneider und Kleidermacher. Der Schneider warf einen bitterbösen Blick auf die Straße, dann brummte er ärgerlich: „Alle Achtung vor Sr. Churfürstl. Durchlaucht, aber der T..... soll mich holen, wenn ich weiß, wozu Sie die vielen Soldaten nöthig haben, ich weiß es mich noch recht gut zu erinnern, als der lustige dicke Stechow Schloßhauptmann war unter Churfürst Johann Sigismund, da war der lange August Bredow Garde-Lieutenant, und das waren die einzigen Offiziere, die wir hier in Berlin hatten, ha, richtig, noch ein Fähndrich war da, den hätt' ich bald vergessen, ein fixes, nettes Kerlchen, ein Rochow war's, ist nachgehends mit bei Warschau gefallen, und außer unserm Garde-Lieutenant und unserm Fähndrich hatten wir wohlgezählt nur noch neun Stück Trabanten anno Domini 1615, neun Trabanten, das war die ganze Garde damals. Wozu nun jetzt die vielen Soldaten, he?"

Der Fleischermeister Wiedecke betrachtete sich den Schneider lächelnd mit einem langen Blick, dann legte er ihm seine große rothe Hand, die mindestens eben so viel wog, wie eine mittelschwere Kalbskeule, auf die Schulter und sagte: „Nachbar, soll unser gnädiger Herr, der Churfürst, mit eitel Schneidergesellen zu Felde ziehen wider den Franzosen, wider den Schweden oder den Polen?"

„Nun, der Derffling war auch ein Schneidergeselle," brummte Meister Stich, „aber warum rufen Se. Churfürstliche Durchlaucht nicht ihrer getreuen Bürger Heerbann auf, so wie's des gnädigsten Herrn Vorfahren am Regiment auch gehalten. Donnerwetter, sage ich, wir brauchen keine Soldaten! Sonst war das Alles eine gute Ordnung, da zogen die Gewerke aus zum Kampf unter ihren Gildemeistern, die Gildefahnen voran. Rechts neben

dem Hauptbanner Sr. Churfürchlichen Durchlaucht stritten die Bürger von Altstadt Brandenburg, dann kam Neustadt Brandenburg, dann Berlin, dann Cöln, dann die andern Städte der Mittelmark und dann die der Neumark. Auf der linken Seite des Churfürstlichen Hauptbanners stritten die Bürger von Stendal, Salzwedel und von den andern Städten in der Altmark und der Prignitz. Donnerwetter, und ich denke, der rothe Adler der Churfürsten von Brandenburg ist damals nicht niedriger geflogen, als die Gildefahnen der Städte lustig hinter ihm flatterten, als jetzt, wo diese theuer bezahlten Leute seinem Fluge folgen!"

„Die Gilden in Ehren," erwiederte der Fleischer ernst, „aber mit ihrem Kriegsdienst ist's vorbei, weiß nicht warum, mag wohl an uns selbst liegen, denn erinnert euch, Nachbar Stich, als Herr George Wilhelm anno 1627 befohlen, wir sollten unsere Thore selbst bewachen, da war ich frisch mit dabei, half die Bürgerschaft in Rotten theilen und setzte Rottmeister ein und Quartiermeister; aber es wurde nichts draus, denn bei schlechtem Wetter hatte keine Menschenseele Lust, auf die Wache zu ziehen, und Nachts kam schon mal gar keiner; ihr erinnert euch, Nachbar, das Stralower und das Spandower Thor mußten ganz geschlossen werden, weil sich nicht genug Bürger fanden, die bereit gewesen wären, dort Wachtdienste zu thun!"

Der Schneider wollte eben repliciren, dupliciren, oder tripliciren, wie man sich damals formengenau ausdrückte, als sich die Thür öffnete und ein stattlicher Herr eintrat mit schwerem Schritt, aber heiter lächelndem Angesicht. Der Herr mit dem großen wasserblauen Auge in dem feisten, runden, rothwangigen Antlitz und dem leicht gelockten, schönen braunen Haar, war Herr Johann Schönbrunn, Rathsherr zu Berlin; der Rathsherr trug einen breitkrämpigen schwarzen Filzhut, ein knappschließendes schwarzes Wamms von feinem Holländertuch und ein sauberes, fein gefälteltes Linnenkräglein weit übergeschlagen, einen schwarzen Mantel und weite faltige Kniebeinkleider von glattem Sammet, dazu aber Schuhe mit Schnallen und Bandrosetten und weiße Strümpfe. Also ehrenfest und stattlich trat damals ein Rathsherr der guten Stadt Berlin einher.

Das Erscheinen des Herrn Johann Schönbrunn erregte allgemeines Aufsehen in der Gaststube zum güldenen Stern, nicht als ob das Erscheinen des Rathsherrn daselbst ein so gar seltenes gewesen wäre — ach! nein, der

stattliche Herr war vielmehr ein rechter Stammgast daselbst, weil sein Haus gleich nebenan belegen und der Wein ganz trinkbar war im goldenen Stern. Aber sein Kommen erregte stets eine freudige Aufregung unter den Gästen, denn Herr Johann Schönbrunn war ein lieber, umgänglicher Mann, der seinem Mitmenschen gern einen Tropfen was Gutes gönnte, wenn er nämlich sein volles Krüglein vor sich hatte, und der niemals eine Antwort schuldig blieb, dafür freilich desto öfter die Zeche.

Auch heute wurde Herr Johann Schönbrunn mit lautem Jubel empfangen, hier mit einem ehrbaren: Gott grüß' Euch! dort mit einem zeit- und landüblichen gottlosen Fluche. Der Rathsherr nickte freundlich hierhin und dorthin, dann nahm er Platz in dem großen Lehnstuhl am Fenster, streichelte der Sternwirthin, einer muntern Wittwe von vierzig Jahren, die den stattlichen Junggesellen trotz seiner 54 gern genommen hätte, scherzend die pralle rothe Wange und nahm das hohe Glas voll Rheinischen Weins, was ihm die gute Frau reichte. In das Glas des Bechers aber war gar kunstreich ein Hund eingeschnitten, der lief so schnell, daß alle vier Füße in der Luft zappelten, und darüber stand zu lesen: „einen Herrn such' ich!" Herr Johann Schönbrunn las die Inschrift so aufmerksam, als sähe er sie zum ersten Male, und sprach dann mit mitleidiger Stimme: „suchst Du einen Herrn, armes Gläslein, nur, daß Du nicht lange mehr suchen mußt!" und damit trank er das Glas aus auf einen Zug, und war kein Tropfen mehr darin. Alle aber, so in der Gaststube zum güldenen Stern waren, lachten und schrieen vor Vergnügen, denn die Leute damals waren recht mäßig in Bezug auf Witz und Scherz und überaus leicht zufrieden gestellt. Die Gäste begannen sich nun auch allgemach um den Rathsherrn zu drängen und nahmen Alle in seiner Nähe Platz, um sich desto bequemer an seinen feinen Einfällen und lustigen Scherzen ergötzen zu können. Mit dem zwoten Glase erschien die Sternwirthin, darein aber war ein Herz geschnitten, ein flammend Herz und 5 oder 6 Pfeile flogen von allen Seiten auf das brennende Herz zu, blieben aber in bescheidener Entfernung davon in der Luft sitzen, oder schweben, die Umschrift lautete: „Neider hab' ich!"

Als der Rathsherr die Umschrift gelesen hatte, stürzte er das Glas auf einen Zug hinunter, stellte es umgekehrt auf den Tisch und als auch kein Tröpflein mehr daraus niederrann, da sprach er tröstend: „Siehe, nun hast

du keine Neider mehr, liebes Gläslein!" Solcher Späße machte Herr Johann Schönbrunn noch viele am selbigen Abend, denn die Sternwirthin hatte wohl Acht, daß der lustige Rathsherr stets ein anderes Glas bekam, und die Gäste lachten über die Späße, daß ihnen die dicken Bäuche wackelten und die kleinen Aeuglein übergingen in hellen Thränen, obwohl sie die Späße allesammt schon gehört hatten, mehr als ein Mal. Hatte aber eine so ganz eigne Art, der Herr Johann Schönbrunn, der älteste Scherz ward immer wieder neu in seinem lächelnden, fetten Gesichte. Hielten die Gäste mit ihm auch allerlei Discourse, kam aber der Frager gemeinhin übel weg mit dem lustigen Rathsherrn, denn er gab Antworten, die Hörner und Klauen hatten, wie man aus nachfolgenden Exempeln nur zu deutlich erkennen wird. Fragte ihn Meister Adam Weiße, der Zimmermann, von dem die böse Schnauze der Berliner behauptete, er könne um die Ecke gucken, weil er etwas schielte, also: „Könnt Ihr mir, als ein weiser Mann, wohl sagen, Herr Schönbrunn, warum das Bauholz viereckig behauen wird?" Der lustige Rathsherr zog ein gar ernsthaft Gesicht und sprach: „Dieweil das Holz rund gewachsen ist, darum macht ihr Tagediebe von Zimmerleuten es viereckig, um mehr Geld zu verdienen; wäre es viereckig gewachsen, so würdet ihr es rund behauen!" War das ein Gelächter über solch fixe Antwort und der Zimmermeister Weiße, der saß dabei, wie auf's Maul geschlagen, und mit dem rechten Auge guckte er starr nach dem Ofen, mit dem linken aber eben so starr nach dem Wandschrank und fragte sobald nicht wieder.

Andern Leuten gings nicht besser heute, denn an seines gnädigen Herrn, des Churfürsten, Geburtsfeste, da trank Herr Johann Schönbrunn gerade noch ein Mal so viel als gewöhnlich (und er trank gewöhnlich schon nicht wenig) und war dreimal so witzig als sonst, aus Treiben des Weines nicht sowohl, als aus Patriotismus und purer Liebe zu seinem gnädigsten Herrn, dem Churfürsten: War da auch Einer von Adel, hieß von List und war aus Magdeburg, der drehte sich seinen kleinen, aber sehr kleinen Schnurrbart immerfort zwischen dem Daumen und dem Zeigefinger und fragte endlich unsern Rathsherrn mitleidig spöttisch: „Ihr seid vermuthlich verwandt mit denen von Ohnebart zu Breslau, Herr Rathsherr, daß Ihr keinen Bart tragt!" Herr Johonn Schönbrunn schmunzelte artig und sprach mit seinem süßesten Lächeln: „Und Ihr, Herr Schnurrbart, seid vermuthlich ver-

wandt mit Meister Hansen List, daß Ihr List heißet?“ Da lachten die Bürgersleute hell auf, und der leichtsinnige junge Edelmann wurde blutroth, denn Meister Hans List war dazumal der Scharfrichter der guten Stadt Berlin, und der Umgang mit dem Scharfrichter machte damals und noch lange nachher unehrlich, obwohl Seine Durchlaucht der Churfürst ihn: Lieber Nutzbarer! titulirte. Meister Stich, der Schneider, kam jetzt auch mit seinem Witz heraus und meinte: „gebt doch ein bös Exempel, Herr Schönbrunn, hab' euch neulich in einem weltlichen Buch lesen sehen, während der Predigt in der Kirche!“ „Wie, Meister,“ erwiederte der Rathsherr sogleich, „hat der blinde Heide Julius Cäsar nicht drei Dinge auf einmal thun können, und ich sollte dergleichen als Christ nicht prästiren?“ Darauf wußte der Schneider nichts zu sagen, obwohl sich Manches darauf hätte antworten lassen. Fragte aber weiter Meister Wiebecke, der Fleischer, warum er sein hübsches Gütlein verkauft hätte, so er ererbt vom Vetter am Plötzensee. Antwortet der Rathsherr lachend: „Der Bär hat Alles weggekratzt!“ „Was“, rief die Sternwirthin erschrocken und erbost, „im schwarzen Bär am Molkenmarkt habt Ihr Alles verbankettiret, das ganze Gut?“

Der Rathsherr aber lachte noch mehr und zog ein Pack Executionsbefehle aus seinem Wamms, auf welchen des Raths zu Berlin Wappen, der Bär, zu sehen war, und sprach: „Die Bären konnte ich mir nicht anders vom Halse halten!“ Da wurde das Gesicht der Sternwirthin wieder freundlich, denn dem Bärenwirth am Molkenmarkte, dem war sie spinnefeind, nicht als ob er sie in ihrer Nahrung beeinträchtigt hätte, ach nein! so war die Sternenwirthin nicht, sie gönnte, als eine christliche Frau, Jedem das Seine, aber den Herrn Johann Schönbrunn, den Rathsherrn, den gönnte sie der hochmüthigen Marie nicht. Die hochmüthige Marie aber war des Bärenwirths einziges, eheleibliches Töchterlein, ein Kind von neunzehn Jahren, mit lieben, blauen Augen und langen reichen Locken, und einem Herzen, so bang und verzagt, daß kein Gast bei'm Bärenwirth am Molkenmarkt jemals ein lautes Wort von ihr gehört hatte. Weil nun die Jungfer Marie mit Niemandem sprach und immer gar anmuthig erröthete, wenn sie irgendwie fragweise angesprochen wurde, so kam's, daß man sie für eine gar hoffährtige Dirne hielt in ganz Berlin und in Cöln dazu. Bärenwirths Marie aber hatte keine schlimmere Feindin, denn die sonst so gutmüthige runde Sternen-

wirthin, und daran war Niemand Geringeres schuld, als der lose Herr Johann Schönbrunn, der mit der Sternenwirthin schon lange schön gethan und seit einiger Zeit mit Bärenwirths Marien jeden Tag, den Gott werden ließ, zärtlicher conversirte. Die Sternenwirthin war eifersüchtig auf das blonde schöne Kind mit den lieben blauen Augen, und hätte Einer die Marie nur gekannt aus den Reden und den Beschreibungen der Frau Sternenwirthin, so hätte der überzeugt sein müssen, das schüchterne Täubchen sei, Gott sei bei uns, dem Teufel so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Fragte man aber andere Leute, dann klang die Beschreibung freilich ganz anders, und die jungen Leute absonderlich erklärten die Jungfer Marie pur und blank für einen lieben Gottesengel.

Obgleich heute des gnädigsten Herrn, des Churfürsten, Geburtstag war, und männiglich fünf gerade sein ließ, so verloren sich doch zeitiger, als das heut zu Tage zu geschehen pflegt, die Gäste der Sternenwirthin aus der kühlen Gaststube und bald saß Herr Johann Schönbrunn allein mit seinem leeren Glase, blickte tiefsinnig hinein und wiegte das Haupt gar ernsthaft dazu. Eine Weile sah das die Sternenwirthin mit an, dann brachte sie dem Manne ihrer geheimen Wünsche einen frischen Kelch, bis zum Rande gefüllt mit goldhellem Weine; angenehm überrascht nahm der Rathsherr das Glas mit der Linken, den rechten Arm aber legte er zärtlich um die nicht allzu schlanke Hüfte der liebenden Wittwe und sang einige Verse von dem schönen Liede, was der berühmte Berliner Poet Pencker so eben auf den vom Großen Churfürsten neuangelegten Lustgarten am Schloß gemacht hatte. Das Lied, welches das Schöne mit dem Nützlichen sinnvoll verband, sollte zugleich als Wiegenlied für das junge Herrlein, den Churprinzen Carl Aemil, dienen und es hieß darin:

Den Garten, den Dein Vater hat
So wunderschön gebaut,
Desgleichen Babylon, die Stadt
Kaum jemals angeschaut,
Du wirst Dich wundern um den Mann
Mit einem Gabelstiel,*)
Der Wasser von sich spritzen kann,
Sobald der Gärtner will.

*) Neptun mit dem Dreizack.

Du siehst den wunderschönen Klee
Dem Lenz entgegen gehn.
Und Männerchen so weiß wie Schnee
In guter Ordnung stehn.
Du kommst ins Pomeranzenhaus
Und probest den Geschmack,
Du liesest dir Citronen aus,
Die Welschland kaum vermag.

Der Rathsherr sang dieses schöne Lied mit so schelmischem Ausdruck nach der uralten Melodie: Eia, Popeia, schlaf süß liebes Kind u. s. w., daß der guten dicken Sternenwirthin die Augen übergingen vor zärtlicher Rührung und sie mehrmals genöthigt war, sich die Thränen abzutrocknen von der glühenden Wange mit der grau-leinenen Küchenschürze.

„Ach, Herr Schönbrunn!" seufzte die Wittwe. Der Rathsherr trank sein Glas rasch aus, zwickerte ein paar mal mit den Augen, dann sah er die Wittwe an und sprach ernst: „Bleibt nur gut, Sternwirthin, ich liebe euch, wie ich noch nie ein Frauenzimmer geliebt habe und ich thäte mit euch den Hochzeitssprung schon wagen, aber es geht nicht!"

„I, warum geht's denn nicht?" forschte die Sternenwirthin mit weiblicher Neugierde.

„Seht", sprach der Rathsherr mit gedämpfter Stimme und zog die Frau näher an sich, „ich bin ein ruinirter Mann, Sternenwirthin, und ich will euch nicht mit in mein Verderben ziehen!"

Die gute Sternenwirthin faltete erschrocken die Hände und schien etwas sagen zu wollen, der Rathsherr aber unterbrach sie jäh und sprach: „ich weiß, was ihr sagen wollt, liebe Sternenwirthin, ja, ja, ihr seid eine reiche Frau, ich weiß, ihr würdet mir's gern geben, euer Geld, aber es langte doch nicht zu, um meine Schulden zu bezahlen, und ich hätte euch durch die Hochzeit arm gemacht, ohne mir zu helfen, darum muß ich der süßen Hoffnung entsagen." Der Rathsherr erhob sich, schob die Frau sanft von sich, stülpte seinen Hut auf und ging davon, als sei er so von seinen Gefühlen übermannt, daß er kein Wort mehr reden könne.

Noch lange stand die Sternenwirthin an derselben Stelle und blickte mit nassen Augen nach der Thür, unter der der Geliebte ihrer Seele verschwunden war, dann sprach sie laut: „Er hat das beste Herz in ganz Berlin und so lange ich lebe, soll er seinen Wein finden und sein reichlich Essen im gol-

denen Stern, und die Hand soll verdorren, die einen Pfennig von ihm nimmt!" Die Vorsätze der guten Frau waren recht löblich, aber der lustige Rathsherr hatte schon mal lange keine Hand der Gefahr des Verdorrens ausgesetzt, denn seit Menschengedenken wußte man im güldenen Stern nicht mehr, wie Herrn Schönbrunn's Geldmünze aussahe — war darum doch gern gesehen, denn wo er hinkam, da kam eine Rotte mit, zu einer Rotte aber gehören Viele, und Viele trinken viel und müssen viel bezahlen.

Die Sternwirthin war noch ganz gerührt, als der Rathsherr schon tapfer dem Molkenmarkt zutrabte, denn im schwarzen Bär war heut Musik und Tanz, und Herr Schönbrunn hatte dem Bärenwirth versprochen, noch ein Stündchen sich bei ihm sehen zu lassen. Sie wollten mitsammen ein Fäßlein Ungarischen Weines kosten, so der Wirth von Breslau erhalten, und einen vernünftigen Discurs mit einander führen. „Die hätte mich alten Kerl frischweg geheirathet," brummte der lustige Mann auf seinem Wege von der Spandauerstraße nach dem Molkenmarkt und strich sich behaglich das glatte Kinn, denn die rückhaltslose Liebe der Sternwirthin hatte seiner Männer-Eitelkeit doch gewaltig geschmeichelt. „Hm! Hab' mein Lebtag nicht an's Freien gedacht, und nun auf meine alten Tage wollen mich gleich ihrer zwei auf einmal heirathen," — er blieb stehen an der Ecke des Molkenmarkts eine gute Weile und sprach leise zu sich selbst: „Mein hochverehrter Herr Rathsherr Johann Schönbrunn, sind wir nicht ein Esel, oder wenigstens ein Eselein? Wollen wir denn durchaus nicht des Sprichworts gedenken: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um! Ehe aber ist eine Gefahr, wenn wir uns also in die Ehe begeben, so kommen wir darin um! Mein lieber Herr Schönbrunn, wir werden die Jungfer Marie — ach, wenn sie nur nicht so schön wäre, nicht so süße blaue Augen hätte, nicht so weiße Arme und nicht immer so lieblich erröthete bei meinem zierlichen Gespräch! ach, und sie liebt mich so sehr! sei's d'rum, frisch gewagt ist halb gewonnen!" Entschlossen schritt der lustige Rathsherr auf den schwarzen Bären zu, öffnete die laut klingelnde Thür und trat in den matt erleuchteten Hausflur. Da schwebte ihm ein gar holdselig Mägdelein entgegen, das war die blonde Marie, des Bärwirths Töchterlein, die streckte ihm schon von weitem die weißen Hände entgegen und rief halb leise: „Ach, lieber Herr Schönbrunn, was kommt Ihr doch so spät,

ich habe so lange mit Schmerzen Eurer geharrt, dieweil ich viel ernste Dinge Euch zu sagen habe!"

„Sprecht, sprecht, liebe Jungfer Marie," entgegnete der Rathsherr, nach neumodischer Sitte die Hand der Dirne küssend, während er zu sich selbst mit inniger Rührung sagte:

„Wie mich das arme Kind liebt, es vergeht fast in seiner heißen Sehnsucht nach mir!"

Die Marie aber ließ ihm nicht lange Zeit, mit sich selbst zu sprechen, sondern flüsterte: „Lieber Herr Schönbrunn, der Vater hat Euch heute zu einem Discours geladen, er will Euren Rath hören, denn Meister Anton Spaelt von der Brüdergasse drüben in Köln hat um mich geworben, ich mag ihn aber nicht, denn er ist so alt und so häßlich, Ihr sollt dem Vater abreden!"

„Warum wollt Ihr denn den Meister Spaelt nicht, meine allerliebste Jungfer Marie, ist doch ein ansehnlicher Mann bei der Stadt?" fragte der Rathsherr lächelnd.

„Weil ich schon einen Andern liebe!" versetzte die schmucke Dirne leise, schlug die Augen nieder und wurde blutroth.

„Darf man denn fragen, meine herzallerliebste Jungfer Marie," schmunzelte der Rathsherr entzückt, „wer der Glückselige ist, den dieses kleine Goldherzchen liebt?"

„Ach, Herr Schönbrunn, Ihr müßt's ja schon längst wissen!" flüsterte Marie ganz leise.

„Hm, ja!" meinte der lustige Junggeselle, vor Entzücken außer sich, „aber ich möchte seinen Namen hören von diesen schönen rothen Lippen!"

Marie senkte das blondgelockte Köpfchen noch tiefer, zögerte eine Weile und sprach fast tonlos: „Wolf Henning!"

Da wich der lustige Rathsherr zurück, so jäh, als habe er unversehens auf eine Schlange getreten, und Marie hob verwundert ihr Haupt; der Erschrockene aber faßte sich bald, trocknete sich mit dem Tüchlein die Stirn und sagte zu sich selbst: „Wir sind ein rechter alter eitler Esel gewesen, lieber Rathsherr, aber wenn wir klug sind, so lassen wir uns das nicht merken!" und richtig, er ließ sich nichts merken, sondern faßte die weiche Hand der Jungfer Marie wieder und sprach: „Also meiner armen Schwester Sohn

wollt Ihr beglücken mit Eurer weißen Hand, meine herzallerliebste Jungfer Marie, ei seht! freilich muß ich Euch da helfen, wenn ich nicht unchristlich wüthen will wider meiner Schwester Fleisch und Blut — also Muth, meine herzallerliebste Jungfer, der Vater Bärwirth hat auch nur zwei Ohren und die will ich ihm schon vollstopfen mit Lobreden über den Wolf Henning, aber wenn ich am Hochzeittage zu einer gewissen schönen Weibsperson sage: Gott grüß Euch, Frau Henningin! dann darf ich diese rothen Lippen küssen gilt's?"

„Es gilt," entgegnete Jungfer Marie erröthend und schwebte leichtfüßig den Gang entlang. Der Rathsherr aber trat in das Stüblein des Bärwirths und während drüben der Fidelbogen kratzte, probirten sie Ungarischen Wein und führten herzhafte Gespräche dazu und am schlechtesten mag Johann Schönbrunn nicht gesprochen haben, denn drei Wochen später hat er gar zierlich die rothen Lippen der jungen Frau Henningin als ein ehrenfester Oheim geküsset.

Herr Johann Schönbrunn, der lustige Rathsherr von Berlin, ist als ein alter Junggeselle gestorben und ist von seiner reichen Habe gerade noch so viel vorhanden gewesen, um ihn nach Standesgebühr unter die Erde zu bringen. Behielt seine gute Laune bis zur letzten Stunde und hatte bis zum letzten Tage viel Wein getrunken im Stern, aber nie einen Pfennig bezahlt.

Geschichte der Städte Berlin und Köln, vom Regierungs-Antritt des Churfürsten Albrecht Achilles bis zum Tode des Churfürsten Joachim II., Hector, d. i. vom Jahre 1470—1571.

Churfürst Albrecht, wegen seines Muthes Achilles, wegen seiner Klugheit Ulysses genannt, war ein überaus mächtiger Reichsfürst und machte den Namen Hohenzollern weit über Deutschlands Grenzen hinaus geachtet und gefürchtet; im Ganzen aber hatten die Regierung und diese staatsklugen und großmüthigen Fürsten nur wenig Einfluß auf die Geschichte unserer Städte. Man hat einige Urkunden von ihm, die von Köln an der Spree datirt sind, auch berief er 1472 die märkischen Landstände zu einem Landtage in Berlin zusammen; doch war der größere Theil seiner Thätigkeit nicht dem Lande Brandenburg und am allerwenigsten der Stadt Berlin gewidmet. Dagegen residirte der Churprinz Johann als Statthalter der Marken in der Burg zu Köln an der Spree, und er war eigentlich der erste Hohenzoller, dessen ganze Regententhätigkeit ausschließlich den Marken gewidmet war.

Markgraf Johann, der im Jahre 1486 in der Chur succedirte, erhielt den Beinamen Cicero, weil er die um den Besitz von Schlesien kämpfenden Könige von Ungarn, Böhmen und Polen durch seine beredten Worte in lateinischer Sprache zu versöhnen wußte. Johann Cicero war ein sehr frommer Herr. Er begabte reichlich die Brüderschaft des Leibes Christi, die damals in Berlin sehr verbreitet war, und trat später mit seiner Gemahlin in die St. Wolfframsgesellschaft, die 1482 von den beiden Berliner Bürgern, Jacob Riedel und Paul Reinicke, gestiftet worden war. Fromme Uebungen und gute Werke gemeinsam zu thun, war die Aufgabe der beiden

erwähnten Gesellschaften. Den ersten Landtag, den Johann Cicero als Churfürst abhielt, berief er nach Berlin, obwohl die Stadt durch den furchtbaren Brand im Jahre 1484 sehr verwüstet war. Das berlinische Rathhaus, das durch diesen Brand gänzlich zerstört war, wurde erst 1488 und 89 wieder aufgebaut. Im Jahre 1489 versprach der Churfürst dem Kaiser eine Anzahl Hülfstruppen gegen die Türken. Berlin hatte dabei 30 Mann zu Roß mit 50 Gulden, und Köln 50 Mann zu Fuß mit 61 Gulden nebst 4 Rüstwagen zu unterhalten. Um dieselbe Zeit legte Meister Zehender die erste Apotheke in Berlin an. Der Magistrat gab ihm dafür einen Wispel Roggen, freie Wohnung und Befreiung von allen bürgerlichen Abgaben und Beschwerden. 1491 bestätigte Johann Cicero dieses Privilegium. Der Handel kam in dieser Zeit wieder etwas empor; von Künstlern aber findet man keine Spur, selbst die Baumeister, deren man sich bediente, scheinen Ausländer gewesen zu sein. Hochverdient machte sich Johann Cicero um die höchst vernachlässigten Schulen, die nur mühsam wieder emporkamen.

Das gesellige Leben in Berlin verlor in dieser Zeit allmälig etwas von seiner früheren Steifheit. Es gab fröhliche Gelage und Banquette bei Hofe, bei denen des Weines nicht geschont wurde; Jagden, Lanzenbrechen, Turniere und ritterliche Spiele gaben auch dem Volke oft genug Gelegenheit, seine Schaulust zu befriedigen. Sonst erlustirten sich die Bürger von Berlin in den Versammlungen der Zünfte und Innungen, bei den feierlichen Bittfahrten an heiligen Festen, bei Hochzeiten und Kindtaufsschmausen endlich, wo die Mäßigkeit im Essen und Trinken eben nicht den Vorsitz führte. Auch erschienen um diese Zeit in Berlin die ersten Anfänge der dramatischen Kunstvorstellungen biblischer Gegenstände, die man Mysterien nannte und meist dem Gottesdienst beimischte. Um die Fastnachtszeit gab man auch zwischen den altherkömmlichen Tänzen und Träumereien sogenannte Fastnachtsspiele, aus denen sich später das deutsche Lustspiel entwickelt hat. Im Allgemeinen verlor sich in dieser Zeit der trotzige, fehdelustige Sinn, der die Bürger von Berlin und Köln sonst ausgezeichnet hatte; an seine Stelle trat eine stille, ruhige Betriebsamkeit, welcher durch den steten Aufenthalt des Hofes in Berlin reiche Erwerbsquellen geöffnet wurden. Die alte Zucht und Sitte wurde mit großer Entschiedenheit aufrecht erhalten. Johann Cicero starb 1499 auf dem Schlosse zu Köln an der Spree.

Ihm folgte Joachim I., Nestor, ein gelehrter, vielfach ausgezeichneter Fürst. Er war ein Schüler Dietrich's v. Bülow, des berühmten Bischofs zu Lebus, und sammelte bald Gelehrte von großem Namen um sich. Und, obgleich er die neue Universität, welche er 1506 errichtete, nicht nach Berlin, sondern nach Frankfurt a. O. verlegte, so machte sein wissenschaftlicher Sinn und seine Vorliebe für Gelehrte sich doch bald genug auch in den Kreisen Berlin's geltend.

Im Jahre 1514, am Abend des St. Burkhardtstages, traf die St. Marienkirche ein neuer Brandschaden, der jedoch die Fortsetzung des Gottesdienstes in der Kirche nicht gehindert zu haben scheint.

Bis zur Zeit Joachim Nestor's nahmen die Berliner so wie die übrigen Märker ihr Recht bei den Schöppenstühlen oder bei den Voigteigerichten, welche Kaiser Carl errichtet hatte. Von diesen Gerichten wurde, als an die höchste Dingstatt, an des Kämmerers Kammer zu Tangermünde appellirt. Gesprochen wurde nach Gewohnheitsrechten, nach dem Sachsenspiegel, oder nach besonderen Stadtrechten. In dieser Zeit aber fing man an, das römische Recht auf den Universitäten zu lehren, und nach der Absicht Joachim Nestor's sollten auch die märkischen Stände das römische Recht, oder Kaiserrecht, annehmen. Zu diesem Zweck wurde auf der Universität Frankfurt römisches Recht gelehrt und der Churfürst errichtete 1516 oder 17 zu Berlin einen Gerichtshof, der allen übrigen Untergerichten zum Vorbild dienen sollte, in welchem nur nach römischem Rechte gesprochen wurde. Dieser Gerichtshof ist das Hof- und Kammergericht zu Berlin. Dieser hohe Gerichtshof bestand Anfangs aus 12 Richtern, Räthen und Beisitzern, von denen der Churfürst vier, die Prälaten, Ritter und Städte aber acht ernannten. Vor diesen Richterstuhl sollten gezogen werden: alle Grafen, Ritter, Räthe, die vor keinem Gerichte verklagt werden konnten, und alle diejenigen, denen bei den Untergerichten die Gerechtigkeit verweigert oder verkehrt worden war. Anfänglich hielt das Kammergericht seine Sitzungen im churfürstlichen Schlosse, später in dem Schwarzenberg'schen Palais, in der Brüderstraße, das davon den Namen „Collegienhaus" bekam. Das Gebäude, in welchem sich gegenwärtig das Kammergericht befindet, in der Lindenstraße, ließ erst König Friedrich Wilhelm I. durch Gerlach erbauen.

Unter der Regierung Joachim Nestor's wurde auch ein furchtbares

Gericht über die Juden verhängt, welche damals der Gegenstand des glühendsten Hasses und tiefsten Abscheues waren. Im Jahre 1510 wurden am Freitag nach St. Margarethentag auf dem neuen Markte vor der Marienkirche 38 Juden hingerichtet, angeklagt, daß sie geweihte Hostien an sich gebracht und zur muthwilligen Verhöhnung gebraucht, angeklagt ferner, daß sie unschuldige Christenkinder gekauft und auf gräuliche Weise zu Tode gemartert hätten, um deren Blut als Zaubermittel oder Arznei anzuwenden. Man führte die Juden nnd den Kesselflicker Frohm aus Bernau, der ihnen die Hostien verkauft hatte, durch die vornehmsten Straßen der beiden Städte Berlin und Köln, und riß sie an allen Straßenecken mit glühenden Zangen. Es ist noch ein Bericht über ihre Hinrichtung vorhanden, betitelt „Historia von der Juden erschrecklicher Uebelthat, die sie in der Mark Brandenburg an einer consecrirten Hostie und an etlichen Christenkindern begangen, auch was sie darüber leiden müssen.“ In diesem Bericht heißt es: „Es hat aber zuvor der Scharfrichter mit seinen Helfern, deren aus eigener Bewegniß unaufgefordert viel dazu kamen, einen wunderlichen Bau zu ihrer Straf hinter dem Rabenstein zugerichtet, dergestalt und also: Paul Frohm hat er allein an eine Säule mit Halseisen und Banden angebunden, und die Säule mit gutem Holz, Reisig und Pech umleget. Den Jüden aber hat er einen hohen Tabernakel, dreier Mann hoch, als starke Röſten übereinander gebauet, und deren jegliche mit vielem Holze, Stroh und Pech beleget und auf jeder Röſten in die Länge und Breite starke Bäume gezogen, daran er die Jüden ein Theil auf die unterste, die andere auf die mittelste und also fürder die Uebrigen auf die dritten Rosten, alle bei den Hälsen mit eisernen Banden an und aufgeschmiedet, also daß einer hat in die Höhe, der andere vor sich nieder sehen müssen.“ So wurden diese Juden verbrannt. Von dreien dieser Juden, welche sich während des Prozesses zum Christenthum bekehrt hatten, wurde nur einer, ein berühmter Augenarzt, Namens Moses, der in der Taufe den Namen Petrus erhielt, begnadigt, die beiden anderen zwar nicht verbrannt, aber doch enthauptet. In Folge dieses Prozesses kamen so viel Gräuel an den Tag, welche die Juden in der Mark verübt hatten, daß der Churfürst sie sämmtlich aus dem Lande vertrieb.

In den Jahren 1506 und 1515 war die Pest in Berlin, oder doch eine

ansteckende Krankheit, die man mit diesem Namen belegte. Im letzteren Jahre brach auch ein Aufstand in Berlin aus. Die Bürgerschaft erhob sich wider den Rath, und die Sache hätte schlimme Folgen haben können, aber Joachim I. (Nestor) griff rasch und mit fester Hand dazwischen, setzte die Ruhestörer in's Gefängniß, ließ sie eine Weile schmachten, und gab sie endlich gegen Bezahlung einer Geldbuße von 900 Gulden wieder frei.

Die Reformation trübte den Lebensabend dieses edlen, hochgebildeten und mächtigen Fürsten. Joachim I. (Nestor) war aus voller Ueberzeugung ein eifriger und unerschütterlicher Anhänger der katholischen Kirche. Die Theologen seiner Universität Frankfurt kämpften mächtig gegen den Abfall, den sie gleichwohl weder durch Eifer, noch durch Talent zu hindern vermochten. Der Protestantismus fand in Berlin schnell zahlreiche Anhänger; aber der Churfürst ließ sich selbst durch den Abfall der Churfürstin Elisabeth nicht in seinem Glauben und seiner Ueberzeugung wankend machen. So lange Joachim I. (Nestor) lebte, verhinderte seine mächtige Persönlichkeit das offene Auftreten des Protestantismus. Als aber Joachim II. (Hector) so genannt wegen seiner Heldenthaten im Türkenkriege 1532, seinem Vater in der Chur folgte, wurde die Gesinnung der Berliner in religiöser und kirchlicher Hinsicht klar; denn, obwohl der Churfürst erst vier Jahre später zum Protestantismus übertrat, so verrieth doch die Wegweisung der Mönche aus dem Schwarzen Kloster und die Verwandlung dieses Klosters in ein Domstift die wahre Gesinnung Joachim II. (Hector's).

Am 15. Sonntag nach Trinitatis 1539 predigte Georg Buchholzer, der erste evangelische Propst von Berlin, zum ersten Male in der berlinischen Domkirche. Am 1. November desselben Jahres empfing Joachim II. (Hector) zu Spandau zum ersten Male das Abendmahl unter beiden Gestalten. Am 2ten November hielt Buchholzer die Einweihungspredigt zum neuen Gottesdienst in der St. Nicolaikirche, worauf der Rath der beiden Städte und viele Bürger das Abendmahl nach protestantischem Ritus empfingen. Rasch hintereinander wurde nun auch die Marienkirche, die h. Geistkirche, die Klosterkirche, die St. Georgenkirche, das Domstift, die Petrikirche und die St. Gertraudtenkirche den Protestanten übergeben. Georg Buchholzer war von 1539 – 1566 Propst von Berlin. Am Mittwoch vor Ostern 1546 wurde Johann Baderasch Hauptprediger an der lutherischen Petrikirche

in Köln, welche nunmehr eine eigene Propstei bildete. Die frommen Brüderschaften wurden aufgelöst, die Reliquien und Altäre entfernt.

Joachim II. (Hector) war ein heiterer, lebenslustiger Herr; wie sein Vater die Wissenschaften, so begünstigte er die Künste. Er hatte einen eigenen Hofmaler, den Mailänder Johann Baptista. Unter seiner Regierung finden wir zuerst Baumeister, Bildhauer und Kupferstecher in Berlin. Er war ein leidenschaftlicher Liebhaber der Musik und leitete nicht selten selbst den Chorgesang in seiner Domkirche. Von diesem Stifte erzählt der Chronist Haftitz: „dort sei anfänglich ein Sangmeister gewesen, Herr Fincke genannt, der solche stentorische Stimme gehabt, daß er fünf Choralibus hat gleich psaltiren und singen können."

Joachim II. (Hector) war der erste Hohenzoller, der für die Verschönerung Berlin's sorgte. 1540 ließ er die alte Burg Friedrichs II. in Köln an der Spree niederreißen und ein ganz neues Schloß drei Stock hoch bauen. Der eine Flügel stand an der jetzigen Stelle des Schlosses von der Langen Brücke bis an die Breitestraße. Er hatte in der Mitte ein von drei Säulen getragenes doppeltes Portal, und über demselben gemauerte Balkone. An den beiden Ecken waren runde Erker, von denen der eine, an der Wasserseite des Schlosses, noch heute sichtbar ist. Von der südwestlichen Seite ging ein hölzerner Gang, auf steinernen Pfeilern ruhend, bis in den Dom. Der andere ebenfalls drei Stock hohe Flügel des Schlosses lag an der Spree, und hatte fast die Länge des jetzigen Quergebäudes zwischen dem Schloß und der Domkirche. Joachim (Hector's) Schloß war stattlich genug mit seinen hohen Giebeln und kupfernen Dächern. Im Innern war es mit vielen Bildern von Lucas Kranach und andern Malern geschmückt.

1539 errichtete Christoph Weiß von Wittenberg auch die erste Buchdruckerei in Berlin. Als Denkmäler der Malerei aus diesem Zeitraum haben wir in der Marienkirche zwei kleine Gemälde auf Holz: den Sündenfall und die Gesetzgebung auf Sinai, Ezechiel's Gesicht und die Erschaffung der Eva darstellend. Die einundzwanzig in Oel gemalten Bilder, die sich in der Nicolaikirche hinter dem Altar befinden, sind ebenfalls aus dieser Zeit. 1538 setzte der Zimmermann Hans Schwabach den Thurm der Marienkirche auf; 1551 stellten die Meister Asmus Schulze und Lorenz Stark den vom Blitz zerschlagenen Thurm der Nicolaikirche wieder her; 1563

fertigten Stephan Lichtenhagen und sein Geselle Paul Herrmann den Taufstein der Nicolaikirche aus Zink; in den Jahren 1535 bis 1561 ließ Joachim (Hector) durch den Gießer Dietrich aus Burgund das auf sechs metallenen Säulen ruhende Monument für den Churfürsten Johann Cicero errichten. Dieses Denkmal damaliger Gießkunst ist noch in der jetzigen Domkirche zu sehen. Man erblickt darauf liegend den Churfürsten Johann Cicero in Lebensgröße, geharnischt und mit dem Churhute. Unter diesem Monument sieht man die Platte, die sich Joachim I. (Nestor) 1536 von Peter Vischer zu Nürnberg bereiten ließ. Die Wittwe des erwähnten Gießers Dietrich aus Burgund wurde die Geliebte des Churfürsten und war unter dem Namen „der schönen Gießerin" bekannt.

Das gesellschaftliche Leben in Berlin wurde unter Joachim (Hector) üppiger und glänzender, die Gelage bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen festlichen Gelegenheiten wurden immer häufiger und kostbarer; die Zahl der öffentlichen Badstuben vermehrte sich, denn zu einem guten Leben gehörte damals nicht nur reichliches Essen und starkes Getränk, sondern auch ein warmes Bad. Die Kleidung war kostbar und der altspanischen sehr ähnlich. Man trug viel Ringe, Gürtel und andern Schmuck. Die Pluderhosen kamen damals auf, die in so viel Falten zusammengelegt waren, daß zu einer Hose über 100 Ellen Zeug verbraucht wurden. Gegen diese kostspielige und unsinnige Mode eiferten die Gottesgelahrten umsonst von den Kanzeln und in Schriften, und selbst der sonst so prachtliebende Churfürst gab verschiedentlich seinen Unwillen gegen diese Tracht zu erkennen. Als sich im Jahre 1567 drei berliner Bürgerssöhne mit solchen Hosen in der Gegend des Schlosses zeigten, ließ sie Joachim ergreifen und in das vergitterte Narrenhäuslein bei dem bernauer Keller neben dem kölnischen Rathhause sperren, wo sie einen Tag und eine Nacht gefangen gehalten und dem allgemeinen Hohne Preis gegeben wurden. Einem von Adel aber ließ der Churfürst vor dem Dome den Gürtel durchschneiden, so daß ihm die Hosen auf die Erde fielen. Besonders verderblich zeigte sich in dieser Zeit eine überhandnehmende Neigung zum Spiel, gegen welche 1565 eine Verordnung erging, welche verbot, mehr als 300 Gulden auf einmal zu verspielen. Man mag daraus abnehmen, in welcher tollen Weise die Berliner von damals diesem Laster gefröhnt haben. Die Prunksucht, der Hang zum Wohlleben und der Spielteufel brachten Ver-

legenheiten aller Art und große Schuldenlasten zu Wege. Der Churfürst selbst befand sich fast stets geldbedürftig, und als sein treuer und geschickter Kammerrath und Rentmeister, Thomas Mathias, der zugleich Bürgermeister von Berlin war, alle Mittel erschöpft hatte, da rief der Churfürst die 1510 vertriebenen Juden wieder in's Land. Unter diesen Juden befand sich ein Jude aus Prag, Namens Lippold, der sich bald so bei Joachim einzuschmeicheln wußte, daß er die ansehnliche Stelle eines churfürstlichen Kammermeisters und berlinischen Münzmeisters erhielt. Die Juden überhaupt fanden bald Gelegenheit, sich durch die Noth der Bürger und Beamten zu bereichern. Da ihr Uebermuth mit ihrem Reichthum stieg, so wuchs der Haß des Volkes gegen sie so gewaltig, daß es nur eines geringen Anlasses bedurfte, um einen furchtbaren Ausbruch zu Wege zu bringen. Als Joachim II. (Hector) plötzlich auf einer Jagd erkrankte und auf dem Köpenicker Schlosse 1571 starb, da schrie ganz Berlin, der Jude Lippold habe seinen Herrn, den Churfürsten, vergiftet; auch habe er sich durch gräuliche Zaubermittel die Gunst dieses Fürsten verschafft und sich in derselben befestiget. Es war ein weit verbreiteter Glaube jener Zeit, daß man sich durch Zaubermittel der Gunst und Liebe Anderer versichern könne. Es entstand ein Aufruhr in Berlin. Der Pöbel warf sich auf den großen Jüdenhof, stürmte und zertrümmerte die dortige Synagoge und plünderte die Judenhäuser. Lippold wurde des Giftmordes und der Zauberei peinlich angeklagt, und bekannte sich auf der Folter beider Verbrechen schuldig. Er wurde mit seinem Zauberbuche am Halse von dem Rathhause nach dem Neuen Markt geführt und auf dem Wege dahin zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt. Auf dem Neuen Markte wurden ihm Arme und Beine mit dem Rade zerschlagen, dann wurde er geviertheilt, zum Theil an vier besonderen Galgen aufgehangen, zum Theil mit dem Zauberbuche verbrannt; sein Kopf aber auf dem Georgenthor aufgesteckt. Eine Maus sprang unter dem brennenden Blutgerüste hervor. Der Glaube jener Zeit sah in der Maus den Zauberteufel, der sich von dem armen Sünder trennte. Die Juden wurden abermals aus den Marken vertrieben. —

Wie es in den Städten Berlin und Köln unter dem Churfürsten Joachim II. (Hector) aussah.

Im Ganzen boten die Städte in dieser Zeit immer noch nicht einen Anblick dar, welcher der Residenz so mächtiger Fürsten würdig gewesen wäre. Zwar war der Anblick des Schlosses prächtig und stattlich, der Lustgarten aber war noch immer ein wüster Morast; die heutige Schloßfreiheit war ein leerer Platz längs des Mühlengrabens. Auf dem Schloßplatze stand die Domkirche nebst dem Kirchhofe, aber auch die Stechbahn, 300 Fuß lang und 65 Fuß breit. Sie wurde zu dem Turnier errichtet, welches Joachim (Hector) bei Gelegenheit der Taufe seiner Tochter, der Markgräfin Elisabeth Magdalene, 1537 veranstaltete. — Die Brüder- und die Fischerstraße waren immer noch schlecht genug angebaut; die rechte Seite der Breitenstraße nicht besser; auf der linken, oder Spree-Seite, aber sah man doch schon einige bedeutendere Gebäude, den churfürstlichen Marstall z. B., das von Otterstädt'sche Freihaus und einige andere. Im Jahre 1668 wurden die Fleisch-Scharren von der Breitenstraße auf einen Platz neben dem kölnischen Rathhause verlegt, wo sie der jetzigen Scharrnstraße den Namen gaben. So in Alt-Köln.

In Alt-Berlin sah es allerdings schon stattlicher aus; zwar war die Burgstraße noch immer ein schmaler schmutziger Gang am Wasser hin; die linke Seite der Heiligengeiststraße war immer noch nicht ganz angebaut; doch standen daselbst schon einige Häuser, u. A. das älteste Frei-Haus Berlin's, welches 1582 die Churfürstin Elisabeth zu Brandenburg „dero gewesener Kammerdienerin Euphrosyne Möhmen, des Churfürsten Hof-Instrumen Mörsen Ehefrau, um vielfältiger und willfähriger Dienste willen" mit

großen Freiheiten verliehen. Auch baute Joachim (Hector's) Baumeister, Caspar Theiß sich das Haus prächtig aus, was ehedem die Aebte zu Lehnin besaßen, um dort zu wohnen, wenn sie die Land- und Fürstentage in Berlin besuchten. Ferner standen die Häuser schon, die man späterhin nach dem Staatsminister von Viebahn die Viebahn'schen Häuser nannte. In der Georgenstraße (jetzigen Königsstraße), die aber damals nur bis zur Ecke der Klosterstraße reichte, zeichneten sich aus: das Burglehen des obersten Hofrichters Peter von Brakau, 1482 erbaut; das Straube'sche Haus, an der Ecke der Königs- und Heiligengeiststraße, 1573 erbaut; besonders aber das Haus des berühmten Handelsherrn Leonhard Weiler, das im 18ten Jahrhundert der Staatsminister, Feldmarschall von Grumbkow umbaute, und das bis in die neueste Zeit als Postgebäude benutzt wurde. Die stattlichste Straße Alt-Berlin's war immer noch die Spandauer, wo viele Familiensitze adliger und patrizischer Geschlechter waren. Wir gedenken hier besonders des Stammhauses derer von Blankenfelde, welches diese mächtige Sippschaft, nachdem die furchtbare Feuersbrunst, welche am Tage Fabian Sebastian 1380 halb Berlin in Asche legte, das alte Gebäude verzehrt, „neu und massiv mit fürtrefflichen und dauerhaften Gewölben, feinen Zimmern und einer Kapelle, deren Gewölbe auf einer einzigen steinernen Säule ruhte", im Jahre 1390, da Paul von Blankenfelde und Hennig Stroband Bürgermeister waren, aufbauen ließ. Ferner befand sich in dieser Straße der alte Stadt-Keller, der erst den berliner Bären, dann aber einen grünen Baum als Wahrzeichen führte. Das Gebäude kam später an das Geschlecht derer von Gerresheim. Das Haus an der Ecke der heutigen Pankowsgasse war eines der ältesten Häuser Berlin's, wurde aber von dem Staatsminister von Berchem neu gebaut, und hieß die Pankowsgasse darum damals die Berchemsgasse. Der Name Pankowsgasse kommt von den beiden berühmten Aerzten Thomas und Johann Pankow, Vater und Sohn, welche das Berchem'sche Haus am Ende des 17ten Jahrhunderts besaßen. Die hohe Landesgeistlichkeit hatte noch immer ihre Höfe in Berlin, in denen sie wohnte, wenn sie zu Landtagen daselbst anwesend war. Der Abt zu Lehnin hatte seinen Hof in der Heiligengeiststraße, der Abt zu Zinna in der Stralauerstraße, der Bischof zu Havelberg hatte seinen Hof auf dem Neuen Markt, da, wo jetzt die Hauptwache steht. Die Bischöfe von Lebus und Brandenburg

wohnten in der Klosterstraße. Im Jahre 1549 kauften die kurmärkischen Stände das Eckhaus der Spandauerstraße und Nagelgasse; es war ihr erstes Landschaftshaus. Das jetzige wurde erst im 17ten Jahrhundert erworben und 1776 neu erbaut. Von der Spandauerstraße führten schon damals die Nicolai-Kirchgasse und die Propstgasse zur Nicolai-Kirche. Die Reezengasse, die ihren Namen von dem dort wohnenden Stadtkämmerer Reez erhielt, und die Nagelgasse, wo die Nagelschmiede wohnten, führten zur Jüdenstraste; die Berchems-, Kalanders- und Heiligegeistgasse zur Heiligengeiststraße. Die Büttelgasse führte zur Rosenstraße. Die Büttelgasse hatte ihren Namen von dem Scharfrichter, der dort wohnte; später hieß sie die Haidereutergasse, weil dort der Aufseher der städtischen Haide, der Haidereuter, seine Amtswohnung nahm. Die Brunnen der Stadt hatten große Schwengel mit Kübeln; nur von dem Brunnen in der Breitenstraße wird als besonderer Merkwürdigkeit gedacht, daß er eine eiserne Kette, statt des Strickes, hatte. Auf dem Mühlendamm standen Krambuden, welche dem Amtshauptmann des Mühlenhof's, als ihrem Gerichtsherrn, Zins zahlten, trotzdem aber bei jeder Reparatur der Mühlen weggebrochen wurden. Die Fischerbrücke existirte noch nicht. Vor dem Georgen-Thore (Königs-Thore) standen einige Häuser um die Georgen-Kirche. Vor dem Spandauer-Thore wurde zu Ende des 16ten Jahrhunderts ein churfürstlicher Garten angelegt, auf der Stelle, wo gegenwärtig Monbijou. In der heutigen Großen Hamburgerstraße war die Meierei des Bürgermeisters Retzlow; alles Uebrige Ackerland. Vor dem Stralauer Thore war nur der Kuh-Thurm zu sehen. Die kölnischen Vorstädte, nämlich die Köpenicker Vorstadt, die Gertraudten-Vorstadt und der Werder, waren etwas stärker angebaut, als die berlinischen. Der Thiergarten erstreckte sich über die ganze jetzige Friedrichsstadt und die Dorotheenstadt. In der Gegend des jetzigen Zeughauses war er mit einem Zaune vermacht. Es wurde ein zahlreicher Wildstand darin gehegt.

Wie Churfürst Joachim (Hector) ein Fest feierte.

Im September 1569 feierte der Churfürst die Erlangung der gesammten Händ am Herzogthum Preußen, wohl erkennend, welche Wichtigkeit dieses Land einst für seine Nachfolger haben werde.

Das Fest wurde mit einer großen Procession begangen, bei welcher alle Mädchen, welche über zehn Jahre alt waren, aus beiden Städten in weißen Kleidern und mit fliegenden Haaren erscheinen mußten. Alle Dorfprediger aus einem Umkreise von zwei Meilen gingen in diesem Zuge Paarweise, Kelche und Patenen in ihren Händen tragend. Der Churfürst selbst — angethan mit einem Mantel von Goldtuch, der mit Zobelpelz verziert war — ritt hinter dem Dompropst auf einem goldfarbenen Roß, welches ihm von dem verstorbenen Herzoge Albrecht von Preußen war vermacht worden; indem der Oberst Heinrich von Steupitz den preußischen schwarzen Adler auf einer weißen Tafel abgemalt, Georg Gans von Putlitz als Erbmarschall das Churschwert, und Joachim Röbel auf einer weißen „Kartecken-Fahne“ das preußische Wappen, neben einander reitend, ihm vortrugen. Nach dem Zuge wurde ein Hochamt gefeiert, welches bis gegen drei Uhr Nachmittags währte. Hierauf setzte sich der Churfürst auf einen mit Goldtuch ausgeschlagenen Lehnstuhl, der auf dem Altar an der Chorthüre stand, und hörte, das entblößte Churschwert in seiner Hand haltend, die stattliche Oration an, in welcher der Kanzler Lambertus Distelmaier, „fast bei einer Stunden lang“, von der erlangten Belehnung mit dem Herzogthume Preußen sprach. Nach Beendigung derselben schlug Joachim den anwesenden polnischen Gesandten und die beiden Obersten Steupitz und Röbel und verschiedene seiner Räthe zu Rittern, und die Feierlichkeit wurde beschlossen mit einem herrlichen und fröhlichen Mahle auf dem Schlosse, bei welchem die neuen Ritter mit Ehrenkleidern und goldenen Ketten fürstlich beschenkt wurden.

Der Knüttelkrieg bei Spandau.

Im Jahre 1567 mußten die Bürger der Städte Berlin und Spandau in voller Rüstung einen Krieg gegen einander bestehen. Es war die Absicht des Churfürsten Joachim (Hector), durch diese Waffenübung den kriegerischen Sinn wieder in den Bürgern zu wecken. Der Krieg begann mit einem Wassergefecht auf der Havel unter der Festung von Spandau, dem der Churfürst mit seinem Hofe auf einem großen Schiffe zusah. Während mit allem groben Geschütze der Festung auf das gewaltigste gefeuert wurde, stritten zuerst die beiden Flotten unter dem Geschmetter der Pauken und Trompeten wider einander; dann wurde nach gewonnenem Siege von den Berlinern die Festung beschossen. Den Churfürsten ergötzte dabei absonderlich das Angstgeschrei der Weiber und Kinder der kämpfenden Männer, besonders der Spandauischen Weiber, welche, in der Meinung, daß der Kampf ernstlich gemeint wäre, aus dem Thore herausstürzten und den Churfürsten flehentlichst um die Loslassung ihrer in der Festung eingeschlossenen Männer baten. Noch mehr aber ergötzte ihn die Ungeschicklichkeit der Ungeübten, welche durch die Stangen ihrer Gegner in's Wasser geworfen wurden; es war übrigens gegen jedes Unglück durch eine Anzahl von Fischern, die mit Kähnen überall bereit standen, Vorkehrung getroffen. Nachdem dieser Wasserkrieg drei Tage lang gedauert hatte, begann der Krieg zu Lande auf der Ebene zwischen Spandau und Lietzow mit kurzen Fechtstöcken, der aber bald weit ernsthafter wurde, als es der Churfürst gewollt. Denn die Spandauer, welche, kaum achthundert Mann zählend, den Berlinern und Kölnern nicht gewachsen zu sein schienen, konnten sich nicht entschließen, ihren überlegenen Feinden den Sieg zu lassen, wie es der Plan des Gefechtes vorschrieb; sie brauchten eine Kriegslist, indem sie durch eine verstellte Flucht ihre Gegner aus ihrer Stellung lockten und ihnen dann mit unbarmherzigen

Schlägen in den Rücken fielen. Darüber wurde der Kampf, indem der Berliner und Költer die Sache nunmehr auch ernstlicher nahmen, so heftig, daß nicht einmal der Churfürst, der sich zwischen die Streitenden warf, die Kampflustigen zur Ordnung zurückzubringen vermochte: Vielmehr gerieth er selbst in große Gefahr, indem sein Pferd, auf welches die Streitenden in der Hitze losschlugen, ihn aus dem Sattel warf. Erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, in welchem zwar kein Blut geflossen war, viele Kämpfende aber gleichwohl schlimm waren zugerichtet worden. Die Spandauer aber schrieben sich den Sieg zu. Die ganze Last des churfürstlichen Zorns wegen dieses verunglückten Schauspiels fiel nun auf den Bürgermeister von Spandau, Bartholomäus Bier, welcher wider den Willen des Churfürsten die Kriegslist angeordnet hatte, wodurch den Spandauern der Sieg zu Theil geworden war; der arme Mann wurde bei Nacht aus seinem Bette geholt und auf die Festung in ein dunkles Gefängniß gebracht, aus welchem er erst nach mehreren Monaten wieder in Freiheit gesetzt wurde. Die übrigen Spandauischen Bürger, welche die Anordnungen ihres Bürgermeisters vollzogen hatten, kamen mit der bloßen Furcht vor der Strafe davon; denn sie wurden alle auf die Festung gerufen, wo der Anblick der anwesenden Gerichtsdiener sie mit allerlei Besorgnissen erfüllte, dann aber wieder entlassen. —

Hans Kolhase.

Mit dem Erscheinen der ersten Hohenzollern in Brandenburg waren eigentlich die letzten Raubritter aus Brandenburg verschwunden, und tauchte auch in den ersten Jahren der Regierung Joachim (Nestor's) noch einmal die Raub- und Fehdelust der für das Faustrecht begeisterten Edelleute auf, durfte auch der von Otterstädt sich noch unterfangen, an Churfürst Joachim's Thür zu schreiben: „Joachimken, Joachimken, hüte dich; wo wir dich kriegen hängen wir dich!" — sagte auch der gemeine Landmann im Brandenburger Land:

„Reiten und Rauben, das ist keine Schand',
Denn das thun die Besten im ganzen Land!"

und beteten zu Anfang der Regierung Joachim (Nestor's) reisende Kaufleute und Kärrner gar andächtig:

„Vor Köckeritze, Lüderitze,
Vor Kröcher, Kracht und Itzenplitze
Behüt' uns lieber Herregott!"

— so war doch namentlich seit Mitte der Regierung Joachim's des Ersten überall das Faustrecht durch kräftige Anstalten unterdrückt worden. Der märkische Adel hatte es aufgegeben, seit einem Menschenalter, sich auf eigene Faust Recht zu verschaffen und Fehde zu führen wider mächtige Fürsten. Ein trotziger Bürger von Berlin aber, Hans Kolhase geheißen, ließ das Faustrecht wieder aufleben und führte Fehde, der einzelne Berliner Bürger wider mächtige Fürsten des Reichs. Hans Kolhase war ein reicher Mann und trieb einen großen Pferdehandel bis weit nach Niederdeutschland hinein. Da begab es sich, daß Hans Kolhase mit Pferden durch Sachsen zog und daß ein Sächsischer von Adel die beiden schönsten seiner Pferde unter nichtigem

Vorwand mit Beschlag belegte. Kolhase mußte die beiden Pferde wirklich bei den dortigen Gerichten lassen und Zeugen und Beweise für ihre rechtmäßige Erwerbung herbeischaffen. Als nun Kolhase mit diesen Beweisen zurückkehrte, wollte man ihm zwar die Pferde zurückgeben; er indeß mochte sie nicht annehmen, weil sie der Edelmann in der Zwischenzeit durch schwere Arbeiten abgetrieben und ruinirt hatte. Er verklagte darauf den Edelmann bei dem Churfürsten von Sachsen. Da aber der trotzige berliner Bürger dort kein Gehör fand, schickte er Seiner Churfürstlichen Durchlaucht in Sachsen einen Fehde- und Absage-Brief, fiel ihm mit einem Trupp reisiger Gesellen in's Land, plünderte die sächsischen Unterthanen und führte einen reichen Kaufmann aus Wittenberg gefangen mit sich. Der saß in Hans Kolhase's Hause an der krummen Spree auf dem Köpenick'schen Werder gefangen, bis er ein starkes Lösegeld zahlte. Churfürstliche Durchlaucht von Sachsen begannen darauf zu verhandeln. Ein Sühnetag wurde nach Jüterbogk ausgeschrieben. Hans Kolhase erschien daselbst mit vierzig Pferden. Ein Vergleich wurde geschlossen. Da aber die Sachsen den Vergleich nicht hielten, so begann Hans Kolhase den Krieg von Neuem, plünderte die sächsischen Dörfer und verbrannte endlich das Städtchen Zahna bei Jüterbogk. Jetzt erst legte sich der Landesherr Churfürst Joachim in's Mittel: aber vergeblich! Sei es nun, daß die Brandenburger dem kecken berliner Bürger wohlwollten und ihn durchschlüpfen ließen, oder daß Kolhase sonst Mittel fand, sich den Verfolgungen zu entziehen. Als so die weltliche Macht zweier Churfürsten nichts vermochte wider den kecken Mann, schrieb Doktor Luther einen Ermahnungsbrief an Kolhase, der so auf das Gemüth dieses Mannes wirkte, daß er sofort nach Wittenberg ritt und bei einbrechender Nacht sich in Luther's Wohnung begab. Als er an der Thüre seinen Namen nicht nennen wollte, ahnete Luther, wer der späte Gast sei, und fragte durch die Thür in lateinischer Sprache: „Bist du es, Hans Kolhase?" worauf dieser gleichfalls lateinisch antwortete: „Ja, ich bin es, Herr Doktor." Luther berief nun zu sich den Magister Philipp Melanchton, Buggenhagen, Kruziger und andere Theologen. Bis tief hinein in die Nacht wurde unterhandelt. Endlich versprach Kolhase dem Doktor Luther, Friede zu halten mit Sachsen, so lange Sachsen Friede mit ihm hielte. Darauf nahm er das Abendmahl und ritt unerkannt wieder über die sächsische Grenze.

Wenige Zeit nachher aber erklärte Kolhase, Sachsen habe den Frieden gebrochen, und begann die Fehde auf's Neue, die bald einen sehr unglücklichen Ausgang für ihn nehmen sollte. Kolhase beging nämlich den Fehler, auf Anrathen seines Freundes Georg Nagelschmidt, seinem eigenen Landesherrn, dem Churfürsten von Brandenburg, den Frieden aufzukündigen und eine Anzahl Silberkuchen, die aus den Mansfeld'schen Bergwerken kamen und für die churfürstliche Münze bestimmt waren, wegzunehmen und eine halbe Meile vor Potsdam unter der auf dem jetzigen Königswege nach Zehlendorf über die Telte führenden Brücke in's Wasser zu versenken. Die Brücke heißt noch heute Kolhasenbrücke.*) Jetzt empfing Meister Hans, der Scharfrichter zu Berlin, den Befehl, den Friedensstörer zu fangen. Meister Hans war ein großer Zauberer. Er brachte es durch seine Kunst dahin, daß Kolhase und sein Geselle Georg Nagelschmidt sich 1540 nach Berlin wagten, wo beide ergriffen wurden. Kolhase fand man im Hause des Thomas Meißner neben der Nicolai-Schule; den Georg Nagelschmidt im Hause eines alten Bürgers, Namens Puttlitz, am Sanct Georgen-Thor. Ueber diesen alten Puttlitz und seine Frau, welche ihren Gastfreund bis zum letzten Augenblicke zu verbergen gesucht, erging wegen Hegung und Pflegung eines Landfriedenbrechers ein schweres Gericht. Sie wurden auf den Neuen Markt geführt, um dort enthauptet zu werden. Als die Exekution beginnen sollte, wurde der alten Frau Begnadigung angeboten. Sie wies diese Gnade ab, umarmte und küßte ihren Mann und beide empfingen den Todesstreich, auf Stühlen sitzend, weil sie vor Altersschwäche nicht zu stehen vermochten. Am folgenden Tage wurde mit Erlaubniß des Churfürsten der peinliche Prozeß wider Kolhase wegen Verletzung des hochverpönten kaiserlichen Landfriedens durch einen sächsischen Anwalt eröffnet. Kolhase vertheidigte sich kräftig; seine Defensionsrede dauerte über drei Stunden, nützte ihm aber doch nichts, denn er wurde zur Strafe des Rades verurtheilt. Man wollte ihn zum Schwert begnadigen. Da aber seine beiden Gesellen, absonderlich Georg Nagelschmidt, gerädert werden sollten, so sagte er: „Gleiche Brüder im

*) Diese That hatte nicht, wie Kolhase gehofft hatte, zur Folge, daß sich Joachim seiner gegen den Churfürsten von Sachsen annahm, sondern der Landesherr ergriff ernste Maßregeln gegen den Rebellen.

Leben, gleiche Kappen im Tode!" Er starb mit jenem trotzigen Rechtsbewußtsein, was ihn nie verlassen sein ganzes bewegtes Leben hindurch. Es heißt, Churfürst Joachim (Hector) habe eine Art von Zuneigung für diesen mannlichen Bürger gehegt und würde ihn gern begnadigt haben, wenn derselbe nicht allzu arg wider Recht und Gesetz verstoßen. Ein Chronist jener Zeit schreibt über diesen merkwürdigen Mann: „Er kam um mehr als hundert Jahre zu spät und verkannte seine Zeit." Ein anderer Chronist dagegen, der hundert Jahre später schrieb und schon an eine bessere Ordnung gewöhnt war, hat für den unglucklichen Mann kein anderes Urtheil, als: „Unbesonnene actiones laufen selten zum guten Ende!"

Berlin und Köln

unter den Churfürsten Johann Georg und Joachim Friedrich, d. i. vom Jahre 1571 bis zum Jahre 1608.

Als Churfürst Johann Georg die Regierung antrat, mußte er vielfache Einschränkungen machen, um die Ausgabe des Hofes in Uebereinstimmung zu bringen mit der Einnahme, und ebenso sahen sich die Bürgermeister und Rathmänner der beiden Städte im Jahre 1580 genöthigt, ihre Bürger von dem übertriebenen Aufwande, der unter ihnen gewöhnlich geworden war, abzumahnen und zu einfachern Vergnügungen zurückzuführen; so wie noch besonders die in Berlin und Köln herrschende Kleiderpracht zu beschränken. In dieser Absicht verglichen sie sich zu einer gemeinschaftlichen Ordnung, welche am 13. Julius 1580 unter den Insiegeln beider Städte erlassen wurde. So einfach die alte Polizeiordnung vom Jahre 1335 war, so mannichfaltig ist zwar diese zweite; aber es herrscht in dieser Verordnung ein rühmliches Bestreben, die Bürger, ohne ihnen erlaubte Vergnügungen zu kümmern, an ein verständiges Maßhalten zu gewöhnen.

Alle diejenigen, welche der Gerichtsbarkeit der beiden Räthe unterworfen waren, also mit Ausschluß aller churfürstlichen Beamten, werden in vier Stände getheilt. Zu dem ersten Stande gehören die Doctores, Probste, Bürgermeister, vornehme Kammergerichts-Advocaten, die Rathspersonen, Stadtschreiber, Richter, Schöppen und die von den alten Geschlechtern. Der zweite Stand umfaßt die vier Gewerke, die Kapellane, wohlhabenden Bürger und Handwerksleute, wohlhabenden Krämer und andere ihres gleichen. In dem dritten Stande sind die gemeinen Bürger und Handwerker und in dem vierten die Hausleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde.

Dem ersten Stande werden bei seinen Hochzeiten und Wirthschaften für die einheimischen geladenen Gäste acht Tische gestattet, an deren jedem zehn Personen sitzen, die geistlichen Personen, welche die Trauung verrichtet haben, einbegriffen; an den Jungferntischen dagegen ist es erlaubt, so viele Personen zu setzen, als man will, und auch wegen der fremden Verwandten ist keine Beschränkung festgesetzt. Es werden zu Mittag höchstens vier bis fünf Gerichte, zu Abend nur drei oder vier Gerichte gestattet, Käse, Butter und Backwerk nicht mit einbegriffen. Nur zweierlei Wein wird erlaubt: rheinischer und Landwein, eben so auch nur zweierlei fremdes Bier. Den Männern wird die Wahl gelassen, zwischen Freiburgischem, Orttrandischem, Zerbstischem, Bernauischem; den Frauen noch außerdem zwischen Ruppinischem, Stettinischem und andern Bieren. Der süße Wein aber ist durchaus verboten. Die drei andern Stände werden natürlich noch mehr beschränkt; dem zweiten Stande werden nur sechs Tische, vier Gerichte des Mittags und drei des Abends, auch nur zwei Tonnen Landwein und eine Last Bernauisches, so wie ein paar Tonnen Ruppinisches oder anderes Bier; dem dritten Stande nur vier Tische und so viele Gerichte, als dem vorhergehenden Stande, aber kein Wein, dem vierten Stande nur zwei Tische und Mittags und Abends nur drei Essen zugestanden. Ebenso wird vieler andrer unnützer Aufwand bei den Hochzeiten verboten; z. B. die Brautsuppe, wozu man sonst oftmals einen halben Ochsen einzuhauen pflegte, soll nur den Cantoren, dem Küster und Calcanten ferner gereicht werden. Das Einladen der Gäste zum Bade wird ganz und gar abgeschafft. „Das Fackeltragen vor der Braut hat keine Bedeutung und ist nicht mehr denn Geldspildung. Derhalben soll es in langen Sommertagen gar abgeschafft sein, und sollen nur allein zu Winterzeiten, wenn die Hochzeiten des Abends angehen, zwo Fackeln der Braut fürgetragen werden, bei straff vor jeder Fackel, so mehr denn wie gemeldet zum Gepränge vor der Braut getragen werden, Einen Gulden." Die Geschenke und Belohnungen an die Schuldiener, des Raths Hausmann, der auch zugleich die Musik besorgte, die Köche, Bratenmeister, Schüsselwäscherinnen werden festgestellt; die Brauthahnen oder Brautgeschenke auf zwei an die Eltern oder nächsten Verwandte der Brautleute beschränkt. Zu den vornehmen Hochzeiten sollen die Gäste durch drei Männer und drei Gesellen als Platzmeister eingeladen und einem jeden Platzmeister ein „ehrlicher Kranz" ohne ein golden

Schnur, aber durchaus keine Federn gegeben werden; zu den Hochzeiten der drei andern Stände sollen die Gäste durch zwei Männer und zwei Gesellen eingeladen werden. Alles Betteln bei den Hochzeiten wird untersagt, obwohl es zu eines jeden Gefallen stehen soll, der Armen mit Aussetzen einer Büchse zu gedenken; es wird angerathen, daß derjenige, welcher bei Gelegenheit einer Hochzeit den Armen etwas geben will, es den andern Tag vor dem Abendessen gar zeitlich thun, oder es in eine Kirche schicken möge, dahin sich denn die Armen versammeln können. Dagegen soll aber „kein Bettler vor den Thüren zu faulenzen geduldet und den Bettelvögten dieselbigen mit Peitschen abzutreiben ernstlich befohlen werden;“ dafür sollen die Bettelvögte fordern aus der Hochzeit zwei Stübichen Bier und vier Brott. „Den Schülern, so in die Cantorei gehen, soll in jedem Gemach, da Mannes Personen sitzen, nach Gelegenheit ein Stück zwei drei oder vier zu singen verlaubt sein, und vermöge der Schulordnung eine eiserne Büchse auf die Tische setzen, und wieder darvon eilen, daß sie um Ein Uhr wieder in der Schule sein und ihres Studierens warten mögen, und nicht wie vorhin geschehen, in den Hochzeiten bleiben, sich voll saufen und auch wohl tanzen, damit von unnöthen (sey) sie mit den Peitschen auszutreiben.“ Besonders wird die Dauer der Hochzeit sehr beschränkt; selbst bei dem ersten Stande soll eine Hochzeit nie länger als bis zum Abend des zweiten Tages dauern. Das Mittagsessen soll um Ein, spätestens halb zwei Uhr anfangen und um vier Uhr beendigt seyn, die Abendmahlzeit im Sommer um neun Uhr, im Winter noch früher, auch in der Absicht, daß des Raths Haus- und Thurmmann wieder zu rechter Zeit auf seinen Thurm kommen und das Abblasen und Nachtwachen bestellen könne. Auch die Feierlichkeiten in der Kirche sollen abgekürzt werden, keine Trauung soll daselbst über Eine Stunden dauern, und nur den beiden ersten Ständen soll es verstattet seyn, zweimal zur Kirche zu gehen, bei den beiden andern soll „die Traue, das Opfer und der Absegen“ zugleich geschehen.

In gleichem Verhältnisse wird auch der Aufwand bei Verlöbnissen, Kindtaufen und den Kirchgängen der Wöchnerinnen beschränkt. Die Mittelkindelbiere werden gänzlich verboten, und nur wird erlaubt, die Gevattern-Frauen, welche die Wöchnerin besuchen, mit einem Ehrentrunke zu begaben und dazu Käse und Butter aufzutragen. „Es soll aber sonderlich auch in den Kindtaufen, Mittelkindbieren und Kirchengängen durchaus die Unordnung

und Uebermaas mit den großen und vielfältigen Käsen, deren man etliche auff einander in einer Schüssel, mehr zum Mißbrauch und Gepränge, denn zur Notturfft zu setzen und vorzutragen, auch um Geld zu leihen pflegt, gänzlichen und bei Strafe eines Thalers abgeschaffet und verboten, und denen im ersten Stande zum meisten zwene große Käse zweierlei Gattung, und den andern nur einer zugelassen seyn."

Eine besondere Erwähnung verdient noch der Umstand, daß man damals die Hochzeiten und Wirthschaften, wegen des engen Raums der Häuser, gewöhnlich auf dem Rathhause, gegen eine gewisse Gebühr an die Kämmerei, feierte, und daß deswegen sogar daselbst das für solche Feste nothwendige Küchengeräth gehalten wurde. Daher bemerkt die Verordnung, indem andere Belohnungen und Geschenke bei den Hochzeiten abgestellt werden, ausdrücklich, daß „hierdurch unsern Dienern ihre Gebühr, das Rathhaus auf- und zuzuschließen und das Küchengeredte zu den Hochzeiten herauszugeben nicht abgeschnitten sein soll."

Die Kleiderordnung, welche den zweiten Abschnitt dieses Gesetzes bildet, wird mit der Klage eröffnet, „daß mancher Bürger über sein Vermögen und Einkommen sich oftmals herfürbreche und mehr auf sich lade und an Kleidern wende, denn seine Nahrung leiden und ertragen könne, daher auch bald nach den Hochzeiten die Kleider hin und wieder auf den Trödelmärkten und in den Häusern spiel und feil getragen würden." Um diese Verschwendung abzustellen, wird dem ersten Stande der Gebrauch des Zobelpelzes bei funfzig Thalern untersagt, ausgenommen zum Gebräm um Mützen vornehmer Mannspersonen. Auch die Anwendung des Damastes und Atlasses zu Kleidern der Männer wird gänzlich verboten und nur zu Wämsern und Herzklappen und Verbrämungen der Kleider erlaubt. Von diesem letztern Verbote sind nur die Doctores ausgenommen, „denen es ihrem Stande nach zugelassen." Ganze sammtne Wämser, Koller und Beinkleider werden ebenfalls verboten, und von seidenen Zeugen nur Camelott (Schamlatt), Tobin, Zindeldort und was darunter ist, zugestanden, auch „ein ehrlich Tuch, die Elle über zwei zum meisten drei Thaler nicht wirdigk, darunter denn ein Mardern, Fuchsen oder Wulffenfutter zu tragen soll verstattet werden." „Sammette Koller und Brustken mit einem Goldborttlein, weil der alte Gebrauch bißhero gewesen, sollen vergönnt, aber ganze sammetne Jacken verboten seyn, doch mögen die Frawen

und Jungfrawen tragen seiden Atlaß, Tamaschen, Tobinen, Zindelborte Jacken und Brustlein mit einem kleinen Strich Sammet verbremt.“ Perlengewinde aber soll niemand anders tragen, als wenn er sie von seinen Eltern ererbt hat, eben so wenig seine Kleider mit Seidenstickerarbeit verzieren lassen, vielmehr sich mit reinlichem Stoppwerk begnügen. Den Frauen und Jungfrauen der beiden erstern Stände wird zwar verstattet, eine goldene Kette bis zum Werthe von funfzig oder höchstens sechszig Rheinischen Gulden ohne Kleinod oder Gehänge zu tragen, dagegen soll man „keine vorgultte Kupfer= oder Messing=Arbeit zum Scheine tragen, bei Peen soviel Geldes als die Arbeit werth ist.“ „Sammette Huete oder Baretter, auch Kartecke unter den Hosen soll allein auch denen im ersten und andern Stande zu tragen zugelassen, aber im dritten Stande den gemeinen Bürgern, Handwerkern und ihren Gesellen zu tragen gar verboten seyn.“

Den Männern des zweiten und dritten Standes wird zu ihren Ehrenkleidern Kamelott, Karteken, Grobgrün „Vorstadt“ und was darunter ist, auch einländisch Tuch doch die Elle nicht über fünf Ortsthaler oder höchstens anderthalb Thaler werth, zugestanden, „mit einem Wulstlein Sammet, darunter denn ein schwarz glatt schmaschen Futter kann gestattet werden.“ Denen vom andern Stande wird auch Zindelbort und dergleichen zu Wämsern und Herzklappen, jedoch ohne Sammet, zugelassen. Von denselben Zeugen sollen sie auch ihren Weibern und Töchtern Ehrenröcke geben können „mit einem Strichlein Sammet oben und unden mit Tamasch, doch daß solches Untergebrem über ein viertel Ellen nicht breit sey.“ Auch „Scheubichen“ von denselben Stoffen werden erlaubt ohne Sammt und Mardern, „doch mit Kelen,“ so wie ihnen auch zugestanden wird, Koller oder Brustlein, Jacken oder Brustlatzen zu tragen von Sammt ohne Goldborten, von Damast, Kartecke, Camelott und was darunter ist, mit einem Wülstlein Sammet. Denen des andern Standes werden auch noch Ketten und Gürtel von unvergoldetem Silber zugestanden, Goldborten aber strenge verboten und Perlenkränze nur denen erlaubt, welche sie bereits besitzen.

Den Dienstmägden wird seidenes Gewand, Perlenbändchen, Unzen=Gold und was sonst dergleichen zu tragen verboten, nur bruckischer Atlas, Vorstadt, Arriß (d. i. Rasch) und was darunter ist zu Jacken, Brüstlein, Brustlatzen und Gebräm, so wie auch lundisches Tuch erlaubt. „Wenn sie aber zu Ehren

ausgesteuert werden, mögen sie den Brautrock mit einem Wülstlein Sammet verbrämen lassen. Zum Hauptschmucke mögen sie gebrauchen, wie vor Alters, Kränze mit Spangen und sammtnen Borden. Ferner sollen sie keinen Marder oder Marderkelen zu Aufschlägen gebrauchen, sondern gefärbten Grauwerk-Kelen oder schwarze glatte Schmäschen; und zuletzt wird noch, um jeden Unterschleif zu entfernen, verordnet, daß selbst wenn eine Frau ihre Magd über vorgemeldete Maaße mit Kleidern oder seidenem Gewande begaben wollte, dieser solches zu tragen nicht verstattet seyn soll.

Ueberhaupt, um die Uebertretungen dieser Kleiderordnung möglichst zu hindern, wird dem ganzen Handwerke der Schneider beider Städte ernstlich und bei ihren Pflichten auch Vermeidung ernster Strafe eingebunden, keinem, er sey wer er wolle, dieser Ordnung zuwider etwas an Kleidungen zu verfertigen, sondern jeden Unterschleif und jede Ungebühr, die sie bemerken, dem Rathe zu berichten.

So hatte also im Anfange der Regierung Johann Georg's es den Anschein, als ob der Hof sowohl als die übrigen Einwohner von Berlin zu der alten Einfachheit der Vorfahren zurückkehren würden; und allerdings hielt auch der Rath strenge über die Befolgung seiner Verordnungen. Der Hof aber wandte sich bald wieder zu der Weise der letzten Regierung; denn die neue einfache Weise war wohl weder mit der allgemeinen Sitte der Höfe damaliger Zeit, besonders der benachbarten Höfe damaliger Zeit, besonders der benachbarten Höfe von Braunschweig, Dresden u. s. w., zu vereinigen, noch dem eignen Sinne des Churfürsten Johann Georg und seines Adels behaglich. Die Hoffeste wurden bald wieder so kostbar und geräuschvoll als zuvor. Selten wurde ein Familienfest in der Stille gefeiert, wie im Jahre 1582 das Beilager des Herzogs Barnim von Pommern mit der Prinzeß Anna Maria, wo es ohne Gepränge und fremde Herren schlecht und recht zuging, und im Jahre 1597 die Vermählung der Prinzeß Anna Catharina, der Tochter des Churprinzen Joachim Friedrich, mit dem Könige Christian IV. von Dänemark, welche ebenfalls ohne Gepränge gehalten wurde. Zum mindesten wurden die fremden Herrschaften, welche zu der Taufe eines Prinzen oder einer Prinzessin erschienen, mit einer Jagd belustiget oder mit irgend einer andern nicht gewöhnlichen Unterhaltung. So wurden im Jahre 1597 der Herzog Johann Friedrich von Pommern mit seiner

Gemahlin und der Landgraf Ludwig von Hessen, welche sich zu der Taufe des Markgrafen Johannes eingefunden hatten, zuerst mit Tänzen unterhalten, dann am 27. Juli Vormittags hinter den kölnischen Weinbergen mit einer Bärenhetze, und Nachmittags um 2 Uhr im Domstifte mit der Taufe eines jungen Türken, „so der jungen Herrschaft geschenkt gewesen," wobei die Herren und viele vom Adel Pathen waren, also daß der Täufling an 200 Thlr. Pathengeld erhalten haben soll. Ueberhaupt jeder Besuch eines fremden Fürsten veranlaßte allerlei zum Theil sehr kostbare Belustigungen; und diese Besuche kamen damals sehr häufig und schnell nach einander, sowohl wegen der vielfältigen Anlässe zu gemeinschaftlichen Berathungen, welche die immer höher steigende Erbitterung zwischen den beiden Religionsparteien im deutschen Reiche und ihre mannichfaltigen Streitigkeiten gaben, als auch wegen der wichtigen Stelle, welche der Churfürst von Brandenburg unter den Fürsten des deutschen Reichs im Allgemeinen und der protestantischen Partei insbesondere einnahm. So kam unter andern im December des Jahres 1594 selbst ein katholischer geistlicher Fürst, Herzog Friedrich von Baiern, Churfürst und Erzbischof von Köln, in einer Sänfte, welche von zwei Maulthieren getragen wurde, und mit vierzig Pferden über Dresden nach Köln an der Spree, um im Auftrage des Kaisers mit dem Churfürsten Johann Georg Unterhandlungen zu pflegen. Er zog aber sogleich weiter nach Grimnitz, wo damals der Churfürst sich aufhielt.

So diente auch zur Belustigung fremder Herrschaften, welche zum Besuche kamen, ein Wintervergnügen des Hofes, welches erst in der Regierung Johann Georg's zu Berlin aufgekommen zu sein scheint, nehmlich die vermummten Schlittenfahrten. Zu der ersten, deren Erwähnung geschieht, gab im Jahre 1594 die Anwesenheit des Administrators der Chur Sachsen, Wilhelm Friedrich, in Köln die Veranlassung. Am dritten Tage nach der Ankunft des Administrators, Abends um 7 Uhr, stellten die beiden jungen Markgrafen Christian und Joachim Ernst und der anwesende Herzog von Holstein nebst vielen vom Adel eine vermummte Schlittenfahrt an, indem sie mit Musik und vielen Windlichtern von der Wohnung des Hofmarschalls Bernhard von Arnim abfuhren und nach dem Schlosse zogen. Am Vormittage des folgenden Tages wurde hierauf von denselben Herrschaften in herrlicher und prächtiger Kleidung mit wohl geputzten Rossen eine sehr

glänzende, unvermummte Schlittenfahrt mit vierzehn Schlitten gehalten, „darauf eitel große Thiere und Vögel, so im Churfürstlich Brandenburgischen Wappen geführt werden, gar künstlich mit Gold, Silber und andern Farben ausgestrichen gewesen."

Auch gewann an dem Hofe des Churfürsten Johann Georg eine Unterhaltung Beifall, welche in dieser frommen Zeit noch mehr als eine Erbauung denn eine Belustigung betrachtet wurde, nämlich das Schauspiel. Wie überhaupt die neuere Schauspielkunst in ihrem ersten Ursprunge bald zur Vergegenwärtigung der wichtigsten Begebenheiten aus dem Alten und Neuen Testament und sinnlichen Darstellung der daraus fließenden Glaubenslehren, bald zur Empfehlung moralischer Wahrheiten, oftmals unter der Hülle des muthwilligsten und ausgelassensten Scherzes diente: also waren auch die ersten dramatischen Vorstellungen in Berlin nur religiösen Inhalts. Es hat sich eine Ueberlieferung erhalten, daß schon im vierzehnten Jahrhundert, wie damals in vielen andern Klöstern, so auch in dem hiesigen grauen Kloster die Mönche durch die Schüler ihrer Lehranstalt lateinische Comödien aufführen ließen, deren Verfasser Ambrosius Hellmich war, nachmaliger Vorgesetzter des Klosters. Obwohl aber diese Schauspiele biblische Ereignisse darstellten, eben so wie die dramatischen Vorstellungen, welche die Geistlichen in diesem und dem vorhergehenden Jahrhunderte selbst zur Bekehrung der Heiden benutzten: so fand gleichwohl der damalige churfürstliche Hof es für gut, wir wissen nicht aus welchen Gründen, diese Klosterspiele einstellen zu lassen. Seit dieser Zeit findet sich aber durchaus keine Spur wieder irgend einer dramatischen Vorstellung zu Berlin bis zu der Zeit des Churfürsten Johann Georg, obwohl Paul Rebhuhn, Schulmeister zu Plauen, und zuletzt Pfarrer und Superintendent zu Oelsnitz in Sachsen, welcher in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verschiedene geistliche Spiele drucken ließ, ein geborner Berliner war. Man hat das erste Denkmal der dramatischen Kunst in Berlin in einer Handschrift der hiesigen königlichen Bibliothek entdeckt. Es trägt die Jahreszahl 1589 und ist überschrieben: „Eine kurze Comedie von der Geburt des Herrn Christi." Unter diesem Titel steht der Spruch Gal. 4, 4. „Da die Zeit erfüllt ward rc." Es ist zwar nur ein Kinderspiel, woran sich der Hof am Neujahrsfeste des genannten Jahres erbaute, aber voll frommer Gedanken und keinesweges die schlechteste der dra-

matischen Productionen dieser Zeit. Daher wird eine Nachricht von der Weise und dem Inhalte desselben hier nicht am unrechten Orte sein.

Daß es wirklich aufgeführt wurde, sieht man aus dem vorgesetzten Verzeichnisse der Kinder, denen die Rollen zugedacht waren. Denn dies sind zum Theil Prinzen und Prinzessinnen des churfürstlichen Hauses, zum Theil Kinder aus angesehenen adelichen Geschlechtern. Den Prologus, Argumentator und Epilogus stellte Wilhelm von Lewen dar, der Markgraf Friedrich (geb. 1588) war das Christenkindelein. Die Jungfrau Maria wurde vorgestellt durch Elisabeth, gebornes Fräulein zu Mansfelt; zwei Töchter des Churfürsten, Magdalene (geb. 1582) und Agnes (geb. 1584) nebst Maria Werthers, waren die drei Engel, welche die Geburt des Heilandes verkündigten. Die Rolle des Joseph übernahm Caspar von Bürkersrodt; Heinrich von Holste trug als Engel den heiligen drei Königen den Stern vor, und Ernst von Zabeltitz, Adam Zwolinsky und Hans von Plötzow waren die Diener, welche vor den heiligen drei Königen mit den Himmelskugeln einherzogen. Die jungen Markgrafen Christian (geb. 1581) und Joachim Ernst (geb. 1583) nebst dem Grafen Hans Georg von Hohenzollern traten als die heiligen drei Könige auf, und die Geschenke wurden ihnen nachgetragen von drei Dienern, Andreas Otto von der Lohe, Samuel von Schlichtig und Georg von Nostitz. Wolf Dieterich Drosler und Conrad Pemmelberg waren die Hohenpriester, bei welchen die drei Könige nach der Geburt des Heilandes sich befragten. Als vier Hirten erschienen Bernhard von Rötsch, Christoph von Horn, Heinrich von Lewen und Dietrich von Dahlen. Außerdem traten noch zehn als Engel verkleidete Musikanten, vier vor den heiligen drei Königen einherziehende Trompeter mit einer Heertrommel, ein Bote der Hohenpriester und Musikanten der Hirten auf. Denn der Dialog und die Handlung wurde häufig durch Musik, ja selbst durch Gesang unterbrochen. So sangen die Engel im ersten Acte, von Instrumenten begleitet, einen Choral, dessen Gesangweise selbst in der Handschrift mitgetheilt ist.

Wir dürfen übrigens wohl mit Sicherheit annehmen, daß diese dramatische Vorstellung, welche zufälliger Weise sich erhalten hat, nicht die einzige gewesen ist, welche an dem Hofe des Churfürsten Johann Georg Statt gefunden hat, und es liegt auch die Vermuthung sehr nahe, daß jenes Kin-

derspiel eine Nachbildung dessen war, was von den Erwachsenen öfters geschah. Man gewann überhaupt immer mehr Geschmack an Unterhaltungen, welche einen gebildeten Geist voraussetzten.

Die steigende Bildung zerstörte freilich nicht den Aberglauben, der fast nirgends in dem damaligen Zeitalter so gewaltig seine finstere Herrschaft gegründet hatte, als bei uns. Selbst der Churfürst gab den alchymistischen Faseleien des sonst geistvollen Leonhard Thurneiser geneigtes Gehör, und die verständigsten Männer dieser Zeit zu Berlin hegten den Glauben an die abgeschmacktesten Hexengeschichten. So erzählt der Geschichtschreiber Peter Haftitz, der unter dieser und der folgenden Regierung Rector beider Schulen von Berlin und Köln war, außer vielen andern abenteuerlichen Hexengeschichten, ganz treuherzig, daß im Jahre 1562 bei der Beerdigung des frommen Predigers Wenzel Kielmann zu Cüstrin ein überaus ungestümes Donnerwetter sei erregt worden von einer Hexe, gegen welche der fromme Mann gepredigt und welche auch hernach bekannt habe, daß das Ungewitter von ihr deshalb sei hervorgebracht worden, damit die Leute meinen möchten, daß der Teufel des Pfarrherrn Seele im Ungewitter hinweggeführt habe.

Bei der Prachtliebe, wodurch diese Regierung sich auszeichnete, konnte es nicht fehlen, daß auch die Residenz manche Verschönerung erhielt. So wurde schon im Jahre 1573 durch Desiderius Corbianus, ehemaligen Gärtner des Herrn Georg von Schönburg, welchen Johann Georg hierher berief, der Lustgarten, damals zwar noch meistens ein Küchen- und Obstgarten, auf einem bis dahin meistens sumpfigen Platze angelegt, und im Jahre 1593 wurde die vordere Seite des prächtigen churfürstlichen Schlosses vollendet, und das Schloß überhaupt dergestalt aufgebauet, daß damals seines gleichen wenig in deutschen Landen gefunden wurde.

Wir erwähnen noch einer Erscheinung, welche, wenn auch noch nicht damals, doch in der Folge einen sehr großen Einfluß, wie überall, so auch in Berlin auf die Gewerbe, Sitten und überhaupt das ganze Leben hatte. Gegen das Ende der Regierung des Churfürsten Johann Georg war nämlich das Branntweinbrennen in Berlin bereits so bedeutend geworden, daß seit dem Jahre 1595 der Blasenzins unter den Einkünften des Stadtmagistrats vorkommt. Eine der nächsten Folgen davon für die Mark war, daß der Weinbau bedeutend in diesen Gegenden abnahm, zumal da in Polen, Rußland

und Schweden, wohin bis dahin viel Wein aus der Mark war verkauft worden, das neue geistige Getränk besonders großen Beifall fand und den Genuß des Weines bald sehr beschränkte.

In der kurzen Regierung des Churfürsten Joachim Friedrich veränderte sich die Gestalt von Berlin nicht bedeutend, und auch der Hof behielt im Ganzen dieselbe Einrichtung; nur fehlten die großen Feste, Turniere, Ringelrennen und kostbaren Feuerwerke; weil theils nicht so häufige Familienereignisse, wie unter der vorhergehenden Regierung, dazu Gelegenheit gaben, theils auch die Verhältnisse in Deutschland, zumal nach dem Ausbruche des jülichschen Erbfolgestreits, immer ernsthafter und bedenklicher wurden. Dazu kam noch, daß der kränkliche Churfürst Joachim Friedrich, der sich gern mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigte, die geräuschvollen Vergnügungen nicht liebte. Wir finden daher aus seiner Zeit nur Nachrichten von manchen stillern und einfachern Feierlichkeiten und Belustigungen des Hofes und der Stadt, besonders Schlittenfahrten und Mummereien. So zogen die churfürstlichen Prinzen nebst etlichen von Adel im Jahre 1600 zu Fastnacht Abends auf dreißig Pferden und mit Windlichtern in den beiden Städten vermummt umher und brachten dem Kanzler und den vornehmsten Hofjunkern die Fastnacht. Kurz zuvor im Januar hatte der Churfürst mit seiner Familie und etlichen von Adel eine prachtvolle Schlittenfahrt mit vierzehn Schlitten durch alle Straßen gehalten. Selbst die Besuche fremder Fürsten gaben nicht einmal Gelegenheit zu solchen Festen, wie unter den vorigen Regierungen. Als noch im Jahre 1598, dem Todesjahre Johann Georg's, der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach mit vierhundert Pferden nach Köln kam, so wurden zwar zu seinem Empfange von dem kölnischen Rathhause bis zum Schlosse 150 in schwarz und weiß gekleidete Soldaten mit Musketen aufgestellt, und der Churfürst zog ihm in eigner Person entgegen; aber es fanden sonst keine Feierlichkeiten Statt. Als zwei Jahre hernach im Jahre 1600 der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz nebst seiner Gemahlin, zehn Grafen und stattlichem Adel mit dreihundert Pferden nach Köln kam, so wurde er zwar in Abwesenheit des Churfürsten von dem Markgrafen Wilhelm, erwähltem Erzbischof von Magdeburg, mit großen Ehren eingeholt, und von dem Churfürsten, der bald darauf aus der Neumark zurückkam, stattlich bewirthet; aber wegen der Trauer über das kurz zuvor erfolgte

Absterben des Herzogs Johann Friedrich zu Stettin, fanden keine andre öffentliche Unterhaltungen Statt, als Jagen und Hetzen.

Nur ein einziges geräuschvolles Schauspiel sahen die Einwohner der Residenzstädte während dieser Regierung; nehmlich den Schiffsstreit, noch im ersten Regierungsjahre des neuen Churfürsten, bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Hessen mit der Markgräfin Magdalena, wovon ein Geschichtschreiber also berichtet: „Am Sonntage Trinitatis 1598 auf den Abend ist der Schiffstreit auf der Spree gehalten, daß die großen Schiffe, so auf der Spree stehen, voll Schützen mit großen Stücken und anderm Feuerwerk von Spandau heraufgefahren gekommen, denen die Schützen, so der Churfürst neuerlich annehmen lassen, auf der langen Brücke stehend, entgegen geschossen und gleich also mit einander gekämpft haben, welches fast bei zwei Stunden gewährt."

Von den Sitten dieser Zeit gab übrigens der Churfürst Joachim Friedrich selbst kein günstiges Zeugniß. Denn als ihm noch in den letzten Stunden seines Lebens die Klage wegen eines zu Fürstenwalde verübten Mordes überbracht wurde, rief er mit zum Himmel emporgehobenen Händen aus: „Ach, lieber Gott, wie wird das Todtschlagen und die Wollust so allgemein, Gott muß das Land strafen." Diese Klage des sterbenden Churfürsten wird wenigstens zum Theil in Hinsicht Berlin's durch ein Ereigniß gerechtfertigt, welches der Chronikschreiber Haftitz berichtet. Am 21. Mai 1600 wurde Nachmittags um 2 Uhr in der heiligen Geiststraße in einem Zweikampfe Malthe Wispert, ein teutscher Edelmann, von Andreas Retzdorf, den er gefordert hatte, erstochen.

Berlin und Köln

unter dem Churfürsten Johann Sigismund, vom Jahre 1608 bis zum Jahre 1619.

Die theologischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten.

Ein Jahr schon nach dem Regierungsantritt Johann Sigismund's starb Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, und in den Händeln um seine Erbschaft, in die Brandenburg tief verwickelt war, wie in der Ahnung einer noch schlimmeren Zukunft, verlor die Hauptstadt immer mehr die Heiterkeit und den Glanz, wodurch sie unter den letzten Regierungen sich ausgezeichnet hatte. Die Bußtage, welche der Churfürst seit dem Jahre 1614, in welchem der Krieg wegen Jülich zwischen ihm und dem Pfalzgrafen von Neuburg und ihren beiderseitigen Bundesgenossen ausbrach, angeordnet hatte, „um den lieben Gott um Abwendung der gefährlichen Läufe anzurufen", forderten zu ernsthaften Betrachtungen auf. Von Hoffeierlichkeiten und glänzenden Festen bei den Kindtaufen oder Vermählungen, welche in dem churfürstlichen Hause vorfielen, war gar nicht die Rede; und der Churprinz Georg Wilhelm, der als Statthalter von Cleve abwesend war, beging im Jahre 1616 seine Vermählung mit Elisabeth Charlotte, der Tochter des Churfürsten Friedrich IV. von der Pfalz, zu Heidelberg, und kehrte von dort mit großer Eile in seine Statthalterschaft zurück, weil während seiner Abwesenheit in dieselbe neun Tausend Spanier unter dem Grafen

Heinrich von Berg eingedrungen waren. Ohnehin war der Churfürst selten eine lange zusammenhängende Zeit in seiner Residenz zu Köln anwesend, indem bald die Angelegenheiten des Herzogthums Preußen, welches im vorletzten Jahre seiner Regierung (1618) nach dem Tode des Herzogs Albrecht des Blöden dem churfürstlichen Hause zufiel, ihn nach Königsberg und selbst nach Warschau riefen; bald die jülich-clevischen Händel Reisen an den Rhein nothwendig machten, und endlich auch die Verhandlungen der protestantischen Union einige Mal seine Anwesenheit in Oberdeutschland forderten. Denn diese Verhandlungen wurden in eben dem Maße häufiger und bedeutender, als die katholische Ligue immer mehr eine drohende Stellung annahm. Die Marken wurden daher sehr oft von Statthaltern regiert. So sandte Johann Sigismund im Jahre 1608 aus Preußen, als er die Nachricht von dem Absterben seines Vaters erhielt, Adam Gans, Herrn zu Puttlitz, als seinen Statthalter in die Mark. Späterhin aber übertrug er diese Gewalt gewöhnlich an seinen Bruder, den Markgrafen Johann Georg, den Heermeister zu Sonnenburg. Die einzigen Feierlichkeiten, durch welche die Hauptstadt in diesen düstern Zeiten erheitert wurde, veranlaßte noch die Gewohnheit, den Churfürsten, wenn er von seinen Reisen zurückkehrte, feierlich zu empfangen und einzuholen, wozu sich die Ritterschaft und Deputirte von den Städten der Mark zu Berlin versammelten.

Obwohl der Krieg wegen Jülich sich auf die Rheingegenden und Westphalen beschränkte, so erfuhren gleichwohl die Marken und insbesondere auch die beiden Residenzstädte das Ungemach kriegerischer Zeiten. Die Bauern wurden von den Gardenbrüdern, oder den dienstlosen Söldnern, welche, kraft kaiserlicher Privilegien, auf dem flachen Lande umherzogen, gequält, und in den Städten wüthete Pestilenz, wodurch im Jahre 1613 der Churfürst bewogen wurde, mit seinem Hofstaate und den vornehmsten Beamten von Köln nach Freienwalde sich zu begeben.

Alles dieses Ungemach wurde um desto schmerzlicher empfunden, da um dieselbe Zeit, wo der am Rheine ausgebrochene Krieg mancherlei Opfer von den Märkern forderte, der Uebertritt des Churfürsten Johann Sigismund und seines Hauses zur reformirten Kirche bei einem großen Theile seiner alten Unterthanen Unzufriedenheit und Mißmuth hervorbrachte.

Ohne allen Zweifel war es eine durch Leidenschaft erzeugte Verun-

glimpfung, wenn Johann Sigismund beschuldigt wurde, nicht aus Ueberzeugung den lutherischen Gottesdienst und das lutherische Glaubensbekenntniß verlassen zu haben, sondern um theils sich die Zuneigung seiner neuen meist reformirten Unterthanen zu Cleve zu erwerben und theils um die Holländer sich geneigter zu machen, ohne deren Hülfe er nicht glaubte, sich gegen den Pfalzgrafen von Neuburg behaupten zu können, indem dieser von den Spaniern nachdrücklich unterstützt wurde, seitdem er zur katholischen Kirche sich gewandt hatte. Daß der Churfürst schon früherhin dem einfachern Gottesdienste der reformirten Kirche und ihrer Lehre vom heil. Abendmahle geneigt war, beweist ganz augenscheinlich die schriftliche Verschreibung, welche schon im Jahre 1593 sein Vater Joachim Friedrich von ihm zu fordern für nöthig fand; und auch der frühere Uebertritt seines Bruders, des Markgrafen Ernst, Statthalters der jülich-clevischen Länder, zur reformirten Kirche, den Johann Sigismund auf keine Weise mißbilligte, läßt sich als Vermuthungsgrund von der schon früher geänderten Ueberzeugung des Churfürsten anführen. Auch konnte ihm die Stimmung des größern Theils seiner alten Unterthanen gegen die reformirte Kirche wohl nicht unbekannt, und bloße Rücksichten der Staatsklugheit um so weniger für ihn entscheidend sein, als er in der Zeit, wo er auch der Zuneigung sowohl seiner alten Unterthanen in der Mark, als der keinesweges kalvinisch gesinnten ebenfalls neuen Unterthanen in Preußen gar sehr bedurfte, auf einen harten Kampf mit diesen gefaßt sein mußte. Ueberdies darf man wohl voraussetzen, daß Johann Sigismund und seine Räthe die Grundsätze der holländischen Staatsklugheit hinreichend kannten, um nicht leere und trügerische Hoffnungen auf einer Religionsveränderung zu bauen.

In verschiedenen Städten der Mark erregte die Religionsveränderung des Hofes heftige Bewegungen, vornehmlich aber zu Berlin, wo mehrere der grimmigsten Eiferer schon seit längerer Zeit durch ihr Geschrei den heftigsten Haß des gemeinen Volkes gegen die reformirten Christen entzündet hatten und unterhielten. Alle Beschuldigungen, welche besonders in Sachsen mit der unsinnigsten Erbitterung durch Schrift und Lehre verbreitet wurden, fanden auch hier Glauben; und der Handwerker zu Berlin und Köln zweifelte nicht daran, daß die Calvinisten schlimmere Lehren hegten, als Arianer, Juden und Türken, der Coran in Vergleich mit den Schriften der reformirten

Theologen für ein gottseliges Buch zu achten wäre, und die Calvinisten — was einige der frechsten Eiferer zu behaupten sich nicht entblödeten — den Teufel für Gott hielten, ja daß überhaupt Calvinisterei der Inbegriff aller Gottlosigkeit, Bosheit und Teufelei sei. Schwerlich durfte es ein Reformirter wagen, sich mit lutherischen Berlinern in einer Schenke zusammen zu finden, wenn er nicht das allgemeine Sprichwort: „Lieber päpstisch als calvinisch" sich vorrücken lassen, als ein Calvinist verhöhnt und verspottet werden, und vielleicht noch andere empfindlichere Kränkungen erfahren wollte. Selbst die Prediger konnten gegen die ärgsten Mißhandlungen nur mit den Waffen geschützt werden, wenn bei dem Volke der Verdacht entstanden war, als ob sie zu den calvinischen Meinungen sich hinneigten, und nicht mehr die reine lutherische Lehre predigten. Schon am 13. Oktober 1613 erhob sich in der Domkirche gegen den churfürstlichen Hofprediger Salomon Fink, welcher schon damals für calvinisch gesinnt gehalten wurde, unmittelbar nach der Predigt, als er eben das Vater Unser ausgebetet hatte, ein ärgerlicher Auflauf; indem einige Handwerksburschen, welche sich zusammengerottet und Steine gesammelt hatten, in die Kirche eindrangen, mit den Steinen zusammenklatschten, drohend, „sie wollten den Pfaffen steinigen, wenn er von der Kanzel herabkäme," und auch selbst überlaut schrieen: „Komm heraus, du calvinischer Pfaffe." Der Hofprediger hatte es nur der Hülfe, welche ihm zu rechter Zeit von den Schloßtrabanten geleistet wurde, zu danken, daß diese Drohungen nicht vollzogen wurden.

Je weniger das geringe Volk im Stande war, sich von den Gegenständen, welche zwischen den Theologen der beiden evangelischen Kirchen streitig waren, einen deutlichen und vollständigen Begriff zu machen, um desto abenteuerlicher und verwirrter wurden die Träume und dunkeln Vorstellungen, welche man mit dem Worte calvinisch in Verbindung setzte, indem jeder alles, was er in Hinsicht auf Glauben, Lehre und Sitte als widerwärtig, verächtlich oder verabscheuungswürdig erträumt oder gehört hatte, als calvinisch ansah und verschrie. Alle dunkeln und verwirrten Vorstellungen von den Eigenthümlichkeiten der reformirten Kirche gewannen zu Berlin um desto leichter Raum und Bestand, da anfangs selbst die Zahl der hiesigen Reformirten sehr gering war, indem bei ihrer ersten öffentlichen Communion, welche am ersten Weihnachtstage 1613 die Hofprediger Füssel und Fink in der

Domkirche austheilten, nicht mehr als 55, und selbst bei der zweiten am ersten Osterfeiertage des folgenden Jahres 1614 nicht mehr als 74 Communicanten gezählt wurden.

Als ein zuverlässiges Denkmal der Stimmung, welche damals in Berlin herrschend war, und des Tons, in welchem die verschiedenen Parteien gegen einander über die kirchlichen Angelegenheiten sich auszudrücken pflegten, läßt sich eine Volksschrift betrachten, durch welche der von Johann Sigismund zur Berathung über die Kirchensachen auf einige Zeit nach Berlin berufene churpfälzische Hofprediger und Professor zu Heidelberg, Dr. Abraham Scultetus, die irrigen Vorstellungen des Volks von den Lehren und kirchlichen Gebräuchen der Reformirten zu berichtigen und besonders die Uebereinstimmung derselben mit den Meinungen des Doctor Martin Luther darzuthun sich bemühte. Diese merkwürdige Volksschrift, welche schon im Anfange des Jahres 1614 (angeblich) zu Fürth (Pfirt) bei Franz Knobloch (in Quarto) gedruckt wurde, führt den Titel: „Newe Zeitung von Berlin in zweyen Christlichen gesprechen zweyer Wandersleute, Hans Knorren und Benedict Haberecht, von dem jetzigen Zustand zu Berlin. Allen und jeden Warhafftigen Lutheranern in der Margk Brandenburg zum vnterricht Gestellt durch einen vertriebenen Pfarnern Paulum Kihnstock."

Der milde und sanfte Sinn Churfürst Johann Sigismund's vermochte nichts.

Die Entfernung der beiden heftigsten Zeloten unter den lutherischen Predigern zu Berlin, des Dompropstes Simon Gedicke und des Archidiaconus Willich an der Peterskirche, welche in Schriften und auf der Kanzel den Churfürsten und seine Räthe mit frechen Schimpfreden zu verlästern sich erkühnten, und keinen Ermahnungen zum Frieden Raum gaben, war eine sehr nothwendige Maßregel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Gleichwohl wurden anfangs auch dadurch die Gemüther auf das heftigste aufgeregt; indem der gemeine Mann zu dem Wahne sich verleiten ließ, als ob diese unverbesserlichen Friedenstörer Märtyrer wären für die wahre lutherische Lehre.

Die gereizte Stimmung der Bürger von Berlin zeigte sich bald in der lebhaften Theilnahme an den Verhandlungen über das Colloquium, welches der Churfürst im Herbste des Jahres 1614 zwischen den lutherischen Geistlichen der Nicolai-, Marien- und St. Peterskirche zu Berlin und Köln und

andern lutherischen Predigern der Marken und seiner reformirten Hofgeistlichkeit anstellen wollte. Eine große Zahl von Bürgern begleitete selbst die Geistlichen, als diese (am 3. Oktober) in feierlichem Zuge sich in das Schloß begaben, um dem Churfürsten die Bittschrift zu übergeben, worin sie um Befreiung von dem Colloquium, als ihrer Sache unnütz und schädlich, nachsuchten. Zwar erhielten die Bürger dadurch nur Gelegenheit, von den friedfertigen und duldsamen Gesinnungen ihres Landesherrn sich zu überzeugen; aber diese Ueberzeugung blieb ohne Wirkung. Dem Churfürsten war es selbst sehr erwünscht, daß die Bürger Zeugen dieser Verhandlungen zu sein begehrten. Daher, als die Trabanten am Eingange des Schlosses die Bürger zurückwiesen: so trat der Markgraf Johann Georg, des Churfürsten Bruder, hervor, winkte und rief, daß jeder, wer nur immer wollte, hereingelassen werden sollte; und es füllte sich der große Saal im Schlosse über die Hälfte. Der Churfürst saß an einer langen Tafel; zur Rechten neben ihm der Markgraf Johann Georg; zur Linken standen der Kanzler Prückmann und die übrigen churfürstlichen Räthe. Die Anwesenden vernahmen gegen ihre Erwartung keine harte Rede, sondern eine freundliche Ermahnung, durch welche der Kanzler Prückmann den Geistlichen Frieden und Einigkeit empfahl und die Unterredung als das beste Mittel darstellte, die Irrthümer, falls in solche der Churfürst gefallen sein sollte, aus der heiligen Schrift darzuthun und deren Abstellung zu bewirken. Die Geistlichen beharrten aber bei ihrer Verwerfung des Colloquiums, und die Bürger, welchen die Sache bald langweilig wurde, als sie nichts als Worte des Friedens hörten, verließen den Saal, noch ehe die Unterhandlung beendigt war.

Der Aufruhr zu Berlin, in Folge des Uebertritts des Churfürsten zur reformirten Kirche.

In der Charwoche des folgenden Jahres 1615 aber ereignete sich ein schlimmerer Vorfall. Als während der Abwesenheit des Churfürsten der Markgraf Johann Georg sich entschloß, am 30. März 1615 aus der Domkirche alle Zierrathen und allen Schmuck, welcher nur irgend an die päpstliche Zeit erinnern konnte, wegräumen zu lassen, also alle Bilder und Crucifixe, die beiden Altäre innerhalb und außerhalb des Chors und den Taufstein, wofür ein einfacher Tisch in den Chor gestellt wurde: so vermaß sich Peter Stuler, Kaplan zu St. Peter, am nächsten Sonntage öffentlich dagegen zu predigen und sparte selbst Schimpfreden nicht gegen den Churfürsten und seinen Bruder, den Statthalter. Der Muth verließ ihn aber bald, und Besorgnisse wegen der verdienten Strafe traten an die Stelle der vermessenen Keckheit. Vergeblich bemühten sich seine Collegen, der Propst und der Diaconus Koch, ihn zu beruhigen, zumal da die Zurückweisung der Bittschrift, wodurch er die Churfürstin um ihren Schutz anflehte, bange Ahnungen erweckte, und sogar der kölnische Bürgermeister, Georg Jahn, ihm die Bürgerwache verweigerte, um welche er zu seiner Beschützung nachsuchte. Er entschloß sich endlich, am Abende des folgenden Montags die Stadt zu verlassen und nach Schönberg sich zu begeben, klagte aber im Weggehen bei allen denen, welchen er in der Stadt und vor dem Thore begegnete, über die tyrannische Gewalt, welche ihn zur Flucht nöthigte, und behauptete sogar, daß die Churfürstin selbst ihm dazu als dem einzigen Mittel seiner Rettung gerathen habe. Besonders aber bemühte sich seine Frau, überall auszusprengen, daß ihr Mann nur durch seine schnelle Entweichung den Plan des Statthalters, ihn bei Nacht aufheben und gefangen nach Hofe führen zu lassen, vereitelt habe.

Noch am Abende dieses Tages, zwischen neun und zehn Uhr, erhob sich in Köln ein gewaltiger Aufruhr, indem zuerst etwa sechs bis acht Mann mit Musketen vor des Kaplans Thüre sich stellten, um das Haus zu schützen, und trotz der Warnung und Ermahnung des andern Kaplans mit Blöcken sich verschanzten, bald aber eine große Zahl von Bürgern und eine noch größere Zahl von ledigen Burschen, über fünfhundert Mann, sich in der Brüderstraße zusammenrottete. Viele waren mit Obergewehr und Untergewehr bewaffnet, oder mit Musketen, Hellebarden, Korbel- und Federspießen; andere rissen das Straßenpflaster auf und bewaffneten sich mit Steinen. Indem die mit Waffen gerüsteten sich voranstellten, die andern sich hinten hielten, nahm der tobende Haufen mit Feldzeichen und unter heftigem Getöse den Weg nach der Wohnung des entflohenen Kaplans. Nachdem sie aber von dessen Frau, welche einen bernauer Bierschank hatte, mit reichlichem Trunke bewirthet worden, zogen sie gliederweise zweimal die Brüderstraße herunter und warfen nach der Wohnung des Hofpredigers Füssel einige Steine, und drohten dem Hofprediger und seinem Weibe die Hälse zu brechen; worauf sie sich nach der Wohnung des Hofpredigers Salomo Fincke an der langen Brücke begaben und dort denselben Unfug übten. Dasselbe soll auch gegen das Haus des Hofmedicus Doctor Saffe, dem kölnischen Rathhause gegenüber, geschehen sein.

Als der Statthalter, Markgraf Johann Georg, der eben, nachdem er den Abend mit Lesen in den Passionspredigten von Scultetus zugebracht hatte, im Begriffe war, sich zur Ruhe zu begeben, solchen Lärm in der Nähe der churfürstlichen Burg vernahm, so bestieg er eiligst sein Pferd, und ritt, ohne eine Pistole in dem Sattel mitzunehmen, und nur mit einem Rapier bewaffnet, in Begleitung von acht Mann zu Pferde und einigen zu Fuß, meist Trabanten und Laquaien, auf den Petrikirchhof, in der Hoffnung, das tobende Volk durch seine Gegenwart zu schrecken und zu verjagen.

Das Volk aber wurde durch die Ankunft des Markgrafen nur in der Meinung bestärkt, daß die Gefangennehmung des Diaconus Stuler wirklich vor sich gehen solle, und bereitete sich zum Widerstande, und mehrere von denen, welche mit Büchsen bewaffnet waren, legten sich sogar auf dem Kirchhofe hinter der nach der Grünstraße gehenden Mauer in Hinterhalt. Vergeblich vermahnte der Statthalter den Haufen, vergeblich bat er die Ruhestörer mit freundlichen Worten, sich nach Hause zu begeben, vergeblich

versicherte er auf das heiligste, daß niemanden Leides geschehen sollte; nach einer alten Nachricht soll er sogar sich erboten haben, sich in ihre Hände zu stellen, damit sie gewiß wären, daß er nicht gekommen, jemanden gefangen zu nehmen. Als bald darauf an der Seite des Markgrafen ein Pistolenschuß fiel, so stieg der Ungestüm des Volks auf's höchste, und etliche liefen zum Glockenthurm von St. Peter, und zogen die Sturmglocke an; worauf auch von Berlin her eine große Volksmenge herbeirannte.

Unter solchen Umständen war mit Mitteln der Milde nichts mehr auszurichten, und jede nicht strenge Maßregel verschlimmerte nur das Uebel. Als nun der Statthalter mit seiner Begleitung sich zu dem in der Brüderstraße wohnenden damals regierenden Bürgermeister Georg Jahn begab, um denselben zur Rechenschaft zu fordern: so wurde der Ungestüm des Volks noch gewaltiger, indem sich die Meinung verbreitete, daß auch der Bürgermeister in den grünen Hut *) geführt werden sollte; und diese Meinung fand noch mehr Glauben, als man bald hernach den Bürgermeister in seinem Schlafpelze mitten unter den bewaffneten Begleitern des Markgrafen erblickte. Denn der Markgraf Johann Georg, nachdem er davon überzeugt worden, daß der Bürgermeister ohne alle Schuld an diesem nächtlichen Unfuge war, hatte ihn aufgefordert, sich der Begleitung ohne Verzug, unangekleidet, wie er war, anzuschließen, in der Hoffnung, daß seine Gegenwart zur Beruhigung des Volks dienlich sein könnte; sie wirkte aber das Gegentheil. Denn der Volkshaufe drang noch heftiger an gegen den Markgrafen, der mit seiner Begleitung vor der Wohnung des Hofpredigers Füssel hielt, und auch das Zureden des Bürgermeisters, der sich mehrere Male unter die Menge begab, brachte keine friedfertige Stimmung hervor, sondern nur Unwillen auch gegen ihn, als einen solchen, welcher die Bürger verlasse und nach der Gunst des Hofes trachte. Die Verwegenheit ging jetzt so weit, daß von Plünderung des churfürstlichen Schlosses die Rede war, und ein Höker forderte dazu sogar mit lauter Stimme auf. Als hierauf der Markgraf, um dem tobenden Haufen auszuweichen, sich umwandte und mit seiner Begleitung sich auf den Weg nach dem Schlosse begab: so wurde sogar ein schallendes Hohngelächter

*) So hieß der noch jetzt vorhandene runde Thurm an der Spree zwischen der alten Kapelle und dem Gebäude mit den eckigen Erkern, welcher damals zum Gefängnisse diente, wegen seines kupfernen Daches.

und höhnisches Geschrei erhoben, was den Statthalter bewog, zurückzukehren; und obwohl er sehr entrüstet war, so begab er sich gleichwohl unter die lärmende und schreiende Menge, und versuchte es noch einmal, durch freundliche Worte Ruhe und Gehorsam zu bewirken, indem er wiederholt versicherte, daß niemanden Leides geschehen und auch niemand der Religion wegen geirrt werden sollte. Aber auch diese Ermahnung wurde durch beleidigende Worte und Hohngelächter beantwortet, und einer aus der Bürgerschaft zuckte sogar sein Gewehr gegen den Bürgermeister Jahn, der neben dem Statthalter stand. Worauf der Bürgermeister nicht säumte, sich zurückzuziehen, und den churfürstlichen Secretair Fehrer, der in der Gegend, wo dieser Unfug vorging, wohnte, und aus seinem Fenster demselben zusah, um Aufnahme in sein Haus zu bitten; was ihm gewährt wurde. Der Statthalter aber blieb noch fast eine Stunde lang unter dem Haufen, in der Hoffnung, daß das Volk endlich von seinem Ungestüme ablassen und nach Hause gehen würde. Als dieses aber nicht geschah, so kam es zu Thätlichkeiten; und von beiden Seiten fielen Schüsse, doch ohne daß einer gefährlich verwundet wurde, während etliche aus der tobenden Menge die Thüre der Domkirche erbrachen, und auch dort die Sturmglocke anzogen, und andre die Trommeln vom Rathhause holten. Dem Statthalter selbst rauschte nicht nur eine Kugel vor den Ohren vorbei, sondern er wurde auch am Schenkel von einem Steine so heftig getroffen, daß er am andern Tage, als der Rath vor ihm erschien, sich zu rechtfertigen, nicht auf dem getroffenen Beine zu stehen vermochte; er war endlich, nachdem von seinen Leuten mehrere verwundet worden, genöthigt, sich in ein churfürstliches Haus in der Brüderstraße zurückzuziehen.

Der ärgste Greuel aber wurde erst verübt, als der Markgraf Johann Georg nach dem Schlosse zurückgekehrt war, und der Volkshaufe sich aufgelöst hatte. Denn alsdann drangen einige freche Buben in die Häuser der Hofprediger Füssel und Sachse, zertrümmerten alles, was sich zertrümmern ließ und raubten diebisch Bücher, Silber und andern Vorrath. Ein einziger rechtschaffener Bürger, wie Füssel selbst in einem Briefe anerkannte, rettete die Bibliothek dieses gelehrten Mannes von gänzlicher Zerstörung, indem er die Plünderer heftig anfuhr und ihnen die Bücher aus den Händen riß. Es waren aber, wie Füssel selbst berichtet, unter dem Haufen sechs Meuchelmörder, welche nichts anrührten, aber in allen Winkeln des Hauses nach ihm

forschten, um ihn zu ermorden. Füssel hatte schon im Anfange des Tumultes mit seiner Frau und seinen Kindern von hinten über das Dach in ein benachbartes Haus sich geflüchtet. Sein Haus ward so sehr ausgeplündert, und selbst seine Kleidung so völlig geraubt, daß er gezwungen war, noch am Charfreitage in einem Unterkleide und einem grünen Kamisol, wozu er sich einen Mantel geliehen, die Kanzel zu betreten. Erst um vier Uhr Morgens wurde die Stadt wieder ruhig.

Den Ausbruch neuer Unruhen hinderte die Sanftmuth, womit der Churfürst, welcher schon am folgenden Tage von seiner Reise zurückkam, die von wilden Schwärmern verführten Unruhestifter behandelte, obwohl der Kaplan Stuler, welcher wieder in die Stadt gekommen war, am grünen Donnerstage und Osterfeste mit der heftigsten Wuth von der Kanzel auf die Reformirten schmähte. Wir wissen nicht einmal von einer Strafe, welche über die Anstifter des nächtlichen Tumultes verhängt worden, obwohl scharfe Untersuchungen angestellt und mehrere Bürger von Berlin und Köln verhaftet wurden. Nur dem Rathe verwies Johann Sigismund mit mildem Ernste, daß nach jenem Tumulte und der Plünderung mehrerer Häuser, die Thore der Städte nicht verschlossen worden, was schon nach einem gewöhnlichen Diebstahle zu geschehen pflege, und daß sogar zwölf Handwerksburschen, welche ihre Bündel nicht, wie sonst gebräuchlich, offen, sondern verborgen unter Mänteln getragen hätten, aus der Stadt ohne alles Befragen zusammen auf einmal gelassen worden. Auch verlangte er, daß dem Kaplan Stuler es untersagt werden sollte, Bier zu schenken und Gäste zu setzen, was ohnehin einem Prediger nicht gezieme.

Dabei unterblieben aber auch nachdrücklichere Maßregeln nicht, um die Erfüllung der Drohungen zu verhindern, welche gegen den Kanzler Prückmann und andere angesehene Mitglieder der neuen reformirten Gemeinde ziemlich laut ausgesprochen wurden. Nicht nur wurde eine Bürgerwache angeordnet, sondern es wurden auch stets einige Reuter bei Hofe bereit gehalten, um der Bürgerwache im Nothfalle zu Hülfe zu kommen. Aber auch diese nothwendigen Anordnungen wurden von leidenschaftlichen Verleumdern benutzt, um die Gemüther von Neuem aufzuregen; indem das Gerücht ausgesprengt wurde, daß der Churfürst den Plan einer furchtbaren Rache wegen des Tumultes in der Charwoche entworfen habe, und die Reuter in der schrecklichen

Absicht bereit halte, die Stadt in nächtlicher Zeit zu überfallen und ein furchtbares Blutbad anzurichten. Daher, als am Osterfeste der unruhige Stuler wiederum sich erfrechte, eine Aufruhrspredigt in der Peterskirche zu halten: so erließ Johann Sigismund an den kölnischen Rath ein Schreiben, worin er bezeugte, daß weder ihm noch seinem Bruder und sämmtlichen Räthen und Dienern jemals so blutdürstige Absichten in den Sinn gekommen und ihn nicht weniger davon das Exempel des Kaisers Theodosius abhalte, der durch die Erwürgung der Einwohner von Thessalonich das Andenken seines Namens geschändet, als das tugendreiche Muster seiner Vorfahren, welche niemals mit Tyrannei sich besudelt. Auch forderte der Churfürst den Rath auf, die Bürger von allen Zusammenrottirungen und Thätlichkeiten abzumahnen, und rechtfertigte mit triftigen Gründen die zur Erhaltung der Ruhe getroffenen Vorkehrungen.

Peter Stuler aber, als er sah, wie die Ruhe sich befestigte, hielt es nicht für räthlich, länger in Köln zu bleiben; und die Vorstellung der bald nach dem Osterfeste nach Berlin zusammengerufenen Ritterschaft und Städte, worin sie den Churfürsten dringend aufforderten, die Anstifter des wider den Statthalter geübten Frevels nach der Strenge der Gesetze zu strafen, ließ ihn schlimme Folgen für sich besorgen. Er entwich daher nach Wittenberg, wohin ihm auch seine Frau bald nachfolgte, und der Schöppenstuhl zu Leipzig, dem die Akten der wider den Kaplan in dessen Abwesenheit gepflogenen Untersuchung vorgelegt wurden, erkannte wider ihn die Strafe der Landesverweisung.

Abdankung und Tod des Churfürsten.

Durch die weisen Vorkehrungen des Churfürsten war zwar die äußere Ruhe wieder hergestellt; aber der innere Friede der Gemüther fehlte, und nur die große Mäßigung, welcher Johann Sigismund auch nicht in einer einzigen Handlung in kirchlichen Angelegenheiten untreu wurde, hielt neue Ausbrüche zurück. Denn selbst Widersetzlichkeiten lutherischer Prediger, welche wohl als persönliche Beleidigungen des Churfürsten betrachtet werden konnten,

verleiteten ihn zu keiner leidenschaftlichen Handlung, sondern er blieb seiner Verheißung treu, das Gewissen keines seiner Unterthanen zu bestricken, und ihre Glaubensfreiheit auf keine Weise zu beschränken. Als auch in Berlin der Streit über die Teufelsbeschwörung bei der Taufe der Kinder ausgebrochen war, an welchem besonders in Sachsen das Volk sehr lebhaften Antheil nahm: so ließ der Churfürst den Diaconus Johann Rave ersuchen, bei einer Taufe, welcher er selbst mit der damals in Berlin anwesenden Churfürstin von der Pfalz beiwohnen wollte, jene von den Reformirten abgeschaffte Formel wegzulassen. Der Diaconus wich durch eine unbestimmte Erklärung aus, und taufte dem Churfürsten zum Trotz mit der Beschwörungsformel. Johann Sigismund ahndete diese Widerspenstigkeit so wenig, als den offenen Widerstand, welchen er in ganz ähnlicher Gelegenheit von dem Diaconus Nicolaus Elerd erfuhr. Denn auch dieser wollte sich nicht bequemen, bei einer Taufe, bei welcher der Churfürst Gevatter sein wollte, die Beschwörung wegzulassen. Johann Sigismund ließ es aber gern zu, daß der unbiegsame Diaconus die Taufe einem nachgiebigern Amtsbruder übertrug, welcher keine andere Bedingung forderte, als nur den Befehl vom Hofe, die Taufe ohne Beschwörung zu verrichten.

So verbitterten innere Spannungen der Einwohner seiner Residenz und stets wiederkehrende Zeichen des Argwohns und Mißtrauens dem Churfürsten Johann Sigismund die Regierung, welche durch auswärtige Händel schon so sehr sorgenvoll war; und Hader und Zwietracht entfremdeten unter einander die Gemüther zu einer Zeit, wo vervielfältigte Anzeigen einer nahen gemeinsamen Gefahr so sehr zur Eintracht aufforderten.

Die von seinen Vorfahren für die Musik in der Kirche und bei der herrschaftlichen Tafel gestiftete Kapelle wurde von Johann Sigismund mit Sorgfalt unterhalten, indem der Churfürst für seine eigne Person ein großer Liebhaber der Musik war. Zu seiner Zeit bestand die Kapelle außer zwölf Kapellknaben aus zwei und zwanzig Personen und kostete jährlich 5716 Gulden, wovon der Kapellmeister Nicolaus Zangius allein tausend Gulden empfing. Es wurden sogar im Jahre 1616 zwei italienische Sänger für die churfürstliche Kapelle verschrieben, Bernhard Pasquin Grassi aus Mantua und Johann Albrecht Maglio aus Florenz, wovon jeder ein Jahrgehalt von 360 Thalern empfing.

Indem Johann Sigismund ungeachtet aller Sorgen, wodurch seine Regierung getrübt ward, auf mannichfache Unterhaltung bedacht war, so versäumte er auch nicht, den nahen Ausbruch eines noch heftigeren Krieges und die Nothwendigkeit großer Vertheidigungsanstalten ahnend, die Bürger seiner Residenzen wieder an die Waffen zu gewöhnen; und noch im Jahre 1617 befahl er aus Preußen dem Rathe zu Berlin, vor dem Rathhause, der Bürgerschaft zum Besten, eine Vogelstange für die Büchsen- und Bogenschützen zu errichten, wozu er selbst einen Theil der Kosten hergab. Auch machte er dem Rathe es zur Pflicht, diesen Befehl vor seiner Rückkehr aus Preußen zu vollziehen.

Von dieser Reise aber kam der Churfürst, dessen Gesundheit durch eine sorgenvolle Regierung untergraben worden, mit siechem und durch einen Schlagfluß gelähmten Körper zurück, und übertrug daher schon am 22. November 1619 die Regierung an seinen Sohn Georg Wilhelm; worauf er sogar das churfürstliche Schloß verließ und sich in das Haus seines Kammerdieners Antonius Freytag in der Poststraße begab, wo er am 23. December desselben Jahres in Gegenwart seiner Gemahlin und seines Sohnes, des Churfürsten, im 47sten Jahre seines Lebens den Geist aufgab. Eine messingene Tafel mit einer einfachen lateinischen Inschrift wurde als Denkmal in dem Zimmer aufgehängt, in welchem er von den Mühseligkeiten des Lebens war erlöst worden.

Berlin und Köln

im

dreißigjährigen Kriege

unter

der Regierung Churfürst George Wilhelm's, d. i. vom Jahre 1619 bis zum Jahre 1640.

Der Statthalter, Graf von Schwarzenberg.

Als Churfürst Georg Wilhelm zur Regierung gelangte, war der verheerende Krieg, den man nachher den dreißigjährigen genannt, schon ausgebrochen und die brandenburgischen Lande, obwohl sie der Churfürst, so lange es ging, durch eine Art von Neutralitätssystem zu schützen suchte, mußten doch bald das Elend der Zeit in fast noch höherem Grade, als das übrige Deutschland empfinden.

Berlin selbst fühlte zwar in den ersten Jahren des furchtbaren Krieges nicht unmittelbar das schreckliche Ungemach, welches auf mehreren Theilen der Churlande, besonders auf der Priegnitz, der alten und neuen Mark gleich seit dem Anfange des Krieges mit so schwerem Drucke lastete; aber die allgemeine Noth des Landes blieb nicht ohne sehr empfindliche Wirkung auf die Residenz, und von den allgemeinen Auflagen und den Lieferungen

an die sich einquartierenden Truppen mußte ein ansehnlicher Theil getragen werden.

So lästig nun auch die Söldner dem Lande waren, so ließen sich damals die Bürger gleichwohl ihre Plackereien lieber gefallen, als daß sie selbst zu den Waffen griffen. So sehr war ihnen durch Entwöhnung der Waffendienst lästig geworden. Als im Jahre 1627 der Churfürst verordnete, daß das Schloß und die Thore von den Bürgern von Berlin und Köln bewacht und die Bürger deshalb in gewisse Quartiere und Rotten unter Quartiermeistern und Rottmeistern eingetheilt werden sollten; so wußten sich diesem Dienste so viele zu entziehen, daß das Spandauer und Stralauer Thor aus Mangel an Bewachung gesperrt, und das Wachtgeben auch auf das Hofgesinde, die Advocaten und Kanzellisten durch eine churfürstliche Verordnung ausgedehnt werden mußte. Noch schwieriger aber waren die Bürger von Berlin, wenn Kriegsdienst außerhalb ihrer Mauern von ihnen gefordert wurde. Als in demselben Jahre (31. März) 150 berlinische Bürger nach Brandenburg zur Besatzung dieser Stadt, wegen der herannahenden Heere geführt werden sollten: so rottete sich eine große Zahl der übrigen Bürger von Berlin zusammen, steinigte die churfürstliche Garnison und die Stadtdiener, und trieb sie in das churfürstliche Schloß.

In die Nähe der beiden Residenzstädte Berlin und Köln kam das Ungemach des Krieges besonders seit dem Jahre 1627, als Wallenstein, welcher nach dem Siege des Generals Tilly über den König Christian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge (27. August 1626) und der Auflösung der protestantischen Union bis nach Jütland vorgedrungen war, im Herbste des gedachten Jahres zurückkehrte, und sein 40000 Mann starkes Heer größtentheils in die Mark Brandenburg einquartierte. Vergeblich versah man sich einer mildern Behandlung, da der Churfürst, welcher kurz zuvor wieder nach Preußen gezogen war, sein Land dem Schutze des Kaisers anbefohlen hatte, und über die Einquartierung Unterhandlungen gepflogen waren, indem Wallenstein, als er aus dem Meklenburgischen heranzog, den Herzog Julius Heinrich von Sachsen nach Berlin geschickt und durch ihn seinen Anzug gemeldet und darauf der Markgraf Sigismund nach Kloster Zinna in Wallenstein's Lager sich begeben hatte. Auch als Wallenstein aus seinem nachherigen Hauptquartier zu Bernau (15. Novbr. 1627)

selbst nach Berlin kam, erlangte der Markgraf Sigismund so wenig leidlichere Bedingungen, als es dem brandenburgischen Obersten Bertram von Pfuhl damit gelang, welcher dem Wallensteiner, als er nach Böhmen gereist war, nachgeschickt wurde, um fernere Unterhandlungen zum Besten der Mark zu pflegen. In der Neumark übte der kaiserliche Oberst Graf Montecuculi die gewaltsamsten Erpressungen, und forderte für seine Tafel täglich dreißig bis sechszig Essen, ließ sich aber gleichwohl beim Abzuge von der dortigen Regierung ein Zeugniß darüber ausstellen, daß er gute Mannszucht gehalten. In Gardeleben trieb es der Graf Pappenheim nicht viel besser und im Havellande und zu Brandenburg haus'te mit zwölf Compagnien zu Pferde der kaiserliche Oberst Hebron, welcher sich nicht entblödete, für sich den umliegenden Städten eine monatliche Contribution von 7700 Thalern aufzulegen, wovon Spandau 1200, Potsdam 400 und Nauen 300 Thaler bezahlen mußten. Den Bewohnern der Uckermark war es besonders empfindlich, daß selbst ein in kaiserlichem Dienste stehender Edelmann ihres Landes, welcher zu Prenzlow sein Quartier genommen hatte, der General-Feldmarschall Johann Georg von Arnheim oder Arnim, seines Vaterlandes nicht im mindesten schonte. Eine besonders arge Verwüstung erfuhren überall die churfürstlichen Wildbahnen, indem die Hirsche und anderes Wild von den kaiserlichen Befehlshabern niedergeschossen wurden, ohne des Einspruchs der churfürstlichen Forstbedienten zu achten; bis endlich der indeß zum Herzog von Friedland erhobene Wallensteiner auf die nachdrückliche Beschwerde des Churfürsten wenigstens diesem Frevel abhalf. Auch die Residenzstädte Berlin und Köln blieben dieses Mal nicht von der Einquartierung frei; sondern sie mußten das Torquato-Contische Regiment aufnehmen, welches eben so wenig als die übrigen kaiserlichen Regimenter Schonung kannte; und außerdem berechnete die churfürstliche Botschaft auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1630, daß während der Einquartierung des Wallenstein'schen Heeres in den Marken die beiden Residenzstädte dem St. Julianischen Regimente in sechszehn Monaten 300000 Thaler bezahlt hatten. Die Marken wurden erst im folgenden Jahre befreiet, als Wallenstein gegen Stralsund zog, und die übrigen kaiserlichen Truppen ihren Weg nach Holstein nahmen. Aber schon im ersten Monate des Jahres 1631 kam der General Tilly wieder mit seinem Heere, um den schwedischen König Gustav Adolf,

welcher im Junius des vorigen Jahres in Pommern gelandet war, abzuwehren, in die Mark auf dem Wege nach Frankfurt an der Oder; und das zu seinem Heere gehörige Regiment des Markgrafen von Baden durchzog den Teltowischen Kreis nicht ohne große Beschädigung des Landes.

Von dieser Zeit an begann für die Mark Brandenburg die leidenvollste Zeit des dreißigjährigen Krieges. Unmöglich war es für Georg Wilhelm, länger die bisherige Neutralität zu behaupten, und dabei ward es ihm unendlich schwer, sich für die eine oder andere Partei zu entscheiden. Von der einen Seite drang in ihn der König Gustav Adolph, der Gemahl seiner Schwester, der Markgräfin Maria Eleonora, an der Spitze eines Heeres, welches nahe an den Grenzen der Mark stand, seine Glaubensgenossen nicht zu verlassen, und zu dieser Seite neigten sich, wenn einmal eine Partei gewählt werden mußte, die Gemüther der Unterthanen, vornehmlich des märkischen Adels; von der andern Seite schien es gerade in dieser Zeit, in welcher der Churfürst wegen der Hoffnung der nahen Erfüllung seiner Anwartschaft auf Pommern der kaiserlichen Gunst sehr zu bedürfen glaubte, bedenklich, die Waffen gegen das Oberhaupt des Reiches zu ergreifen.

Georg Wilhelm hätte, wenn es ohne die größte Gefahr für sein Land hätte geschehen können, um so lieber für die kaiserliche Partei sich erklärt, als auch sein vertrauter Rath, der Graf Adam von Schwarzenberg, derselben mit ganzer Seele ergeben war.

Jeder, auch der leiseste Widerspruch gegen die Maßregeln und Rathschläge des Ministers wurde ungern am Hofe vernommen, und diejenigen, welche sich nicht unbedingt in die Ansichten des Grafen fügten, wurden aus dem churfürstlichen Rathe entfernt. Gleichwohl ließ man zu Berlin nicht leicht eine Gelegenheit, dem mächtigen Minister den Unwillen, den man gegen ihn trug, kund zu thun, ungenützt. So verweigerte (zwischen den Jahren 1637 und 1640) das geistliche Ministerium von Berlin dem gestorbenen katholischen Beichtvater des Grafen das Begräbniß auf dem Klosterkirchhof, und als der Graf deshalb dem durch seine lustigen Schwänke bekannten Rathsherrn Johann Schönbrunn Vorwürfe machte, so suchte dieser zwar den Rath wegen der Ungefälligkeit der Geistlichen zu entschuldigen, hatte aber doch die Keckheit, hinzuzusetzen: „daß man zu Rathhause gern sehen würde, wenn alle katholischen Priester auf ihren Kirchhöfen ruhen und schlafen

möchten.“ Der kölnische Propst Johann Koch war indeß nachgiebiger und verstattete dem Leichname des papistischen Priesters einen Platz auf dem Kirchhofe von St. Peter.

Der Unwille der Märker wegen des Verraths, dessen man den Grafen von Schwarzenberg beschuldigte, beschränkte sich aber nicht auf den Minister, sondern wandte sich auch gegen den Churfürsten. Schon im Jahre 1627 übergab der Rath von Berlin und Köln eine sehr kühne Vorstellung, worin bitter über die Weise geklagt wurde, wie das Land preis gegeben würde, und von zwei Edelleuten aus der Grafschaft Ruppin, David von Lüderitz und Jacob von Wuthenau, erhielt Georg Wilhelm schon im Jahre 1626 eine noch härtere Schrift, worin über seine häufige Abwesenheit aus den Churlanden Beschwerde geführt und ihm vorgeworfen wurde, „daß er seine Unterthanen unter des Feindes Gefahr gehen lasse, gleichwie Schaafe ohne Hirten.“ Worauf ihnen der Churfürst erwiderte: „wie er wohl wüßte, daß es deren etliche im Lande Ruppin gäbe, die alles zu meistern sich unterfingen, auch alles was bey Hofe geschähe, zu tadeln sich anmaßten; aber wenn es besser machens gälte, so wäre ganzer niemand zu Hause.“ Gleichwohl rechtfertigte sich Georg Wilhelm in dem Fortgange seiner Antwort weitläuftig gegen den ihm gemachten Vorwurf, seine Unterthanen zu vernachlässigen.

Alle gegen den Minister von vielen Seiten erhobenen Anklagen schienen ihre völligste Bestätigung zu erhalten, als bei der Annäherung des Königs von Schweden und während der Abwesenheit des Churfürsten der Graf von Schwarzenberg die Festung Küstrin und damit einen der wichtigsten Päſſe über die Oder in die Hände des Herzogs von Wallenstein zu bringen suchte. „Aber, sagt ein Chronist, Gottes Barmherzigkeit, der frommen Churfürstin Thränen, und des Commandanten Beständigkeit, haben dieses große Unglück verhütet.“

Die Schweden in der Mark.

Endlich im Frühling 1631 erschien, was man lange gefürchtet hatte, die schwedische Armee in der Mark, und am 1. Mai lagerte sich Gustav Adolf mit zehn Regimentern zu Fuß in Köpenick, und ließ den Churfürsten, welcher indeß auf das dringende Bitten seiner bedrängten brandenburgischen Unterthanen aus Preußen zurückgekommen war, durch den Grafen von Ortenburg, den er nach Berlin sandte, auffordern, ihm die Festungen Küstrin und Spandau abzutreten, mit dem Versprechen, sie unverzüglich zurückzugeben, sobald er die damals von Tilly belagerte Stadt Magdeburg entsetzt haben würde. Der Graf Schwarzenberg aber hatte den Churfürsten so sehr in seiner Gewalt, daß weder der Graf von Ortenburg, noch der General Gustav Horn, welcher am folgenden Tage die Forderung des Königs wiederholte, Gehör fand. Sogar der König selbst, der am dritten Tage mit fünf Compagnien Reuter und tausend Musketieren bis in die Nähe einer Viertelstunde von Berlin kam, und in dem Walde mit dem Churfürsten sich unterredete, verfehlte der Gewährung seines Ansinnens. Schon war Gustav Adolf im Begriffe, die Unterhandlung abzubrechen und in sein Lager zurückzugehen, um Maßregeln der Gewalt anzuordnen, als es der Churfürstin gelang, den Verhandlungen eine andere Richtung zu geben. Worauf Gustav Adolf mit seiner Begleitung nach Berlin ritt, mit zweihundert Mann in die Stadt einzog, und seine Herberge auf dem Schlosse nahm, die übrigen aber vor den Thoren sich lagern ließ. Am vierten Tage, nachdem die ganze schwedische Armee sich indeß um die Stadt gelagert, Kanonen aufgepflanzt, ja selbst auch schon einige Schüsse gegen die Stadt gethan, und alles zum Sturm gegen die erst im Jahre 1630 durch einen von dem sächsischen Feldmarschall Arnim gesandten Ingenieur wiederhergestellten Festungswerke der Residenz angeordnet hatte, konnte der Graf Schwarzenberg den Abschluß eines Vertrages nicht hindern, vermöge dessen die Festung Spandau bis zum Entsatze der Stadt Magdeburg dergestalt abgetreten wurde, daß die Besatzung

sowohl dem Churfürsten, als dem Könige von Schweden den Eid der Treue schwor. Nachdem vermöge dieses Vertrags Spandau am 5. Mai eine schwedische Besatzung erhalten hatte, zog Gustav Adolf am 6. Mai mit seinem Heere über Potsdam nach der Elbe.

Kaum war aber die Nachricht gebracht worden, daß der König von Schweden zu spät zum Entsatze von Magdeburg gekommen und die Stadt am 10. Mai in die Hände des grausamen Tilly gefallen war und alle Gräuel der Plünderung und Verwüstung erfahren hatte: so drang Georg Wilhelm nach dem Rathe seines Ministers mit großem Ungestüm auf die Räumung von Spandau, indem er behauptete, daß der abgeschlossene Vergleich sein Ende erreicht hätte. Gustav Adolf, obwohl er diese Forderung sehr übel aufnahm, räumte zwar die Festung, führte aber am 8. Junius auf's Neue sein Heer vor Berlin und schien entschlossen, eine schwere Rache zu nehmen. Schon hatte auch der König angefangen, sein ganzes Geschütz gegen die Stadt spielen zu lassen, als der sächsische Feldmarschall von Arnim sich in's Mittel schlug. Aber es gelang ihm in dreitägigen Unterhandlungen eben so wenig, mildere Bedingungen für den Churfürsten von dem Könige zu erhaltrn, als der Thurfürstin, welche sich in das schwedische Lager begab. Endlich am 11. Junius, als der Churfürst selbst in das Lager des Königs kam, bewilligte Gustav Adolf ihm Frieden, unter der Bedingung, daß die Festung Spandau auf's Neue seinen Truppen eingeräumt, ihm ein freier Paß über die Oder bei Küstrin zugestanden und von dem Churfürsten eine monatliche Kriegscontribution von 30000 Thalern übernommen würde. Hierauf führte Gustav Adolf sein Heer durch Berlin auf das andere Ufer der Spree und nahm, höchst ungehalten über den Churfürsten, seinen Schwager und dessen Minister, seinen Weg nach Sachsen.

Die traurige Lage seines Landes entschied endlich den Churfürsten, nicht lange nachdem Gustav Adolf bei Lützen gefallen war, den Anträgen des französischen Hofes Gehör zu geben, und sich an die schwedische Partei anzuschließen. Es wurde also im Januar 1633 mit dem schwedischen Kanzler Oxenstierna ein Bündniß zu gemeinschaftlicher Vertheidigung verabredet, worauf im folgenden Monate auch ein französischer Gesandter, Herr la Grange, zu Berlin erschien. Der brandenburgische Oberst Kötteritz stieß hierauf vermöge dieses Bündnisses mit eilf Compagnien zu Pferde, vier

Compagnien Dragoner und vier Regimentern zu Fuß, wovon die Regimenter der Brüder Borgstorf, Conrad und Ehrenreich, oder das alte und neue Borgstorf'sche Regiment erst neu geworben waren, zu dem schwedischen General Dubald, und wohnte dem unglücklichen Tage an der Steinauer Schanze in der Lausitz (im Oktober 1633) bei, an welchem ein schwedischer Heerhaufe unter dem Grafen von Thurn, nachdem ihn der sächsische Feldmarschall von Arnim treulos verlassen hatte, von Wallenstein gefangen genommen wurde.

Die Kaiserlichen ließen diese ihren Feinden geleistete Hülfe nicht lange ungeahndet, und man fürchtete in der Mark den Einbruch selbst des Wallenstein'schen Heeres. Zwar kam Wallenstein nicht, indem er schon damals die Verbindung mit den Schweden angeknüpft hatte, welche im Februar 1634 ihm seine Aemter und sein Leben kostete; aber es erschienen einzelne kaiserliche Schaaren, welche schlimme Verwüstungen stifteten, und die übertriebensten Forderungen machten. So kam vor Berlin der kaiserliche Oberst Winsen; und da der brandenburgische Oberst Volkmann, welcher mit seinem Regimente in Berlin lag, die Trommeln in den Sack steckte, wie Lockel in seiner brandenburgischen Chronik sich ausdrückt, und sich nach Spandau zog: so mußten die Thore geöffnet werden, nachdem der kaiserliche Oberst verheißen hatte, für eine ansehnliche Contribution die Residenzstädte mit der Plünderung zu verschonen. Diese Contribution, welche in 50000 Thalern bestehen sollte, wurde indeß den Berlinern erspart, weil der Oberst Winsen vor Erhebung derselben durch den Anzug des sächsischen Generals Arnim, dem sich auch die aus dem Gefechte bei Steinau zurückgekehrten brandenburgischen Truppen angeschlossen hatten, bewogen wurde, über die Oder nach der Neumark zu ziehen. Seit dieser Zeit war die Mark diesseits der Oder für längere Zeit wenigstens frei von kaiserlichen Truppen; denn auch die Stadt Frankfurt, der einzige Ort, welchen noch ein kaiserlicher Oberst mit einigen Truppen besetzt hielt, wurde am 23. Mai 1634 von dem schwedisch-brandenburgischen Heere erobert. Nicht lange hernach wurde von dem General Banner die Festung Spandau an die churfürstlichen Truppen zurückgegeben.

Das Anschließen an die schwedische Partei hatte für die Mark wenigstens den Vortheil gehabt, daß die drückende schwedische Contribution aufhörte,

und daß die bedeutende bewaffnete Macht, welche der Churfürst aufgestellt hatte, den einzelnen fremden Söldnerbanden es nicht mehr verstattete, das brandenburgische Land nach Willkür zu durchstreifen und zu brandschatzen.

Bald aber kehrte die vorige Noth wieder, als der Graf Schwarzenberg nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen seinen Herrn wieder für die kaiserliche Partei gewann, und ihn bewog, dem im Jahre 1635 von Chursachsen mit dem Kaiser zu Prag errichteten Frieden sich anzuschließen; worauf bald ein Bündniß mit dem kaiserlichen Hofe folgte. Dieser Schritt war äußerst gewagt gerade zu jener Zeit; denn das ganze brandenburgische Land war von den Schweden angefüllt, und die schwedischen Truppen waren mit Ausnahme der Festungen im Besitze fast aller wichtigen Städte. Die rasche Veränderung des politischen Systems war um so nachtheiliger, als der Plan, welchen Schwarzenberg entworfen hatte, nicht in seiner Vollständigkeit angenommen wurde; sondern der wichtigste Theil desselben, die Vermehrung des Heeres bis zu 25000 Mann, unterblieb, indem man mit der Werbung von 12000 Mann sich begnügte.

Darum war das Land, seitdem der Churfürst sich wieder zu dem Kaiser gewandt hatte, den Verwüstungen der Schweden von Neuem preis gegeben, welche ihre Brandschatzungen zu erneuern anfingen, sobald der Oberst Curd von Borgstorf als brandenburgischer Abgeordneter in den Friedensverhandlungen zu Prag auftrat. Georg Wilhelm suchte zuerst in der Festung Peitz Sicherheit, begab sich aber, als die Gefahr noch dringender wurde, nach Preußen, und auch der Graf Schwarzenberg suchte in jener Festung einen sichern Aufenthalt.

Der Ruin des Landes.

Nicht lange nach dem Prager Frieden kam zwar die vereinigte sächsisch-kaiserliche Armee unter dem Churfürsten von Sachsen und dem Grafen von Hatzfeld in die Mark, lagerte sich zwischen Berlin und Bernau, und nöthigte die Schweden unter dem General Banner zum Rückzuge an die Grenze von

Pommern. Der Sieg bei Wittstock (24. September 1636) aber machte die Schweden wieder zu Herren der Mark.

Die Residenzstädte erfuhren davon bald die schmerzlichsten Folgen, wie das ganze übrige Land. Denn der General Hermann Wrangel, welcher mit einem Theile des schwedischen Heeres in der Mark blieb, während Banner seinen Vortheil verfolgte, ließ zuerst durch den Obersten Jenß von Haderslef von den Residenzstädten eine Contribution von 30000 Thalern fordern, wovon die benachbarte Ritterschaft 9000 Thaler zu übernehmen hatte, und erschien bald darauf (31. Oktober 1636) selbst in Berlin mit 44 Kanonen und 12000 Mann, welche theils an den Thoren sich lagerten, theils auf dem Markte bei den Stücken. Der Churfürst, welcher noch zu Peitz sich aufhielt, kam wieder ganz in dieselbe Verlegenheit, als zu der Zeit, da Gustav Adolf an der Spitze seiner Armee mit ihm unterhandelte; und Wrangel machte auch fast dieselben Forderungen. Auch er begehrte die Einräumung der Festung Spandau und einen freien Paß bei Küstrin, und außerdem noch von den Städten Berlin und Köln eine Brandschatzung von 60000 Thalern. Die erste Forderung wies aber Georg Wilhelm durch die standhafte Erklärung ab, daß die beiden Festungen Küstrin und Spandau nicht dem Churfürsten, sondern dem römischen Reiche zuständen, und deswegen nicht weggegeben werden könnten, den Schweden es aber überlassen bliebe, mit den Churlanden zu thun, was ihnen beliebte. Wegen der geforderten Contribution aber kam man dahin überein, daß die dem Obersten Jenß auf seine Forderung bezahlte Summe von 13000 Thalern davon in Abrechnung gebracht *), und für das Uebrige 3000 Paar Schuhe, eben so viele Strümpfe, 15000 Ellen gemeines Tuch und 1000 Thaler baares Geld in einer gewissen Frist nach Frankfurt an der Oder geliefert werden sollten.

So war der General Wrangel zwar abgefunden; aber neue Schaaren, welche nachkamen, machten immer neue Forderungen; und noch schlimmer, als ihre unmittelbaren Forderungen, waren die Plünderungen und Räubereien,

*) Die Ritterschaft hatte nehmlich 8000 Thaler und die beiden Städte 5000 Thaler baar an den Obersten bezahlt; außerdem hatte die Ritterschaft ihm Verschreibungen ausgestellt auf 4000 Thaler, und die beiden Städte auf 16000 Thaler, unter der Bedingung, daß wenn bis zum 9. November die Zahlung nicht erfolgt sein würde, der Oberst sich an sämmtlichen berlinischen Bürgern und ihren Gütern, wo er sie fände, schadlos halten könnte.

welche jeder durchziehende Haufe verübte. Dadurch sah sich der Statthalter, Graf Schwarzenberg, bewogen, im Jahre 1638 die beiden Residenzstädte zu ihrer Sicherung gegen solche Räuberschaaren mit Schanzen und andern Werken umgeben zu lassen.

Zu allem diesem bisher geschilderten Ungemach durch stets wiederholte kriegerische Ueberzüge, kamen, um den beklagenswerthen Zustand des Landes bis zur höchsten Stufe zu verschlimmern, noch die Verheerungen schrecklicher Seuchen, die nothwendigen Folgen des Mangels in dem von Feinden und Freunden ausgezehrten Lande, nicht nur in den Dörfern, sondern selbst in den Städten. Auch Berlin und Köln wurden mehrere Male von Seuchen heimgesucht, vornehmlich in den Jahren 1630 und 1637 bis 1639. Schon im Jahre 1637 waren 168 Häuser in Berlin ganz verlassen, von denen 40 von der Pest angesteckt waren, und 30 Häuser wurden von armen Wittwen bewohnt, welche zu den öffentlichen Lasten nichts beizutragen vermochten.

In dem Jahre 1639, welches schon durch die Verheerungen der Pest eines der traurigsten Jahre für Berlin war, wurde die Stadt auch noch mehrere Male durch feindliche Ueberzüge geschreckt und mit Brandschatzung gequält. Am 19. August erschien der schwedische Oberst Dewitz mit vier Regimentern zu Pferde und zwei Regimentern zu Fuß; und da die brandenburgische Garnison nach dem Befehl des Statthalters Grafen Schwarzenberg auf das Gerücht von dem Anzuge der Schweden nach Spandau ausgezogen war, so wurden die Thore ohne Widerstand geöffnet; obgleich die Schweden so schwach an der Zahl waren, daß der mindeste Widerstand der 400 Mann starken brandenburgischen Besatzung sie zum Rückzuge bewogen haben würde. Der schwedische Oberst forderte nicht weniger als eine Contribution von 16000 Thalern von den Residenzstädten und 3000 von der Landschaft, ließ sich aber mit einer ansehnlichen Lieferung von Pferden, Pistolen, Kleidung und andern Sachen zufrieden stellen, und zog am 26. August wieder ab. Nicht lange hernach machte der schwedische General Axel Lilien einen Anschlag, auf gleiche Weise die beiden Residenzstädte zu überrumpeln und zu brandschatzen. Er zog also alles schwedische Volk aus Ruppin, Havelberg und der übrigen Priegnitz zusammen, besetzte Neu-Brandenburg, und machte Miene, als ob er nach Pommern marschiren wollte, wandte sich dann aber plötzlich nach Zehdenick. Der brandenburgische Oberst Kracht in

Spandau aber, dem dieser Marsch verdächt'g schien, warf sich eiligst mit seinem Regiment und 300 Pferden in Berlin, und rief auch die Bürgerschaft zu den Waffen. Als daher Axel Lilien am andern Tage in Begleitung der Obersten Oxenstierna und Kehrbergen mit 3000 Mann und zwei Feldstücken ankam, so fand er einen stärkern Widerstand, als er erwartet hatte, und nahm daher am andern Tage, nachdem er die Nacht in den Vorstädten zugebracht hatte, den Weg nach Fürstenwalde und Wrietzen.

Wir dürfen nach diesen Ereignissen wohl annehmen, daß die Beschreibung, welche der Magistrat von Berlin im Jahre 1640 in einer Vorstellung an den Churprinzen Friedrich Wilhelm von dem Zustande der beiden Residenzstädte entwarf, keine Uebertreibungen enthielt, daß die Rathsdörfer wirklich, wie in dieser Vorstellung behauptet wird, in Asche lagen, die rathhäuslichen Bedienten, so wie die Kirchen- und Schullehrer, nicht mehr besoldet werden konnten, mancher Bürger seiner Armuth und seines Elendes kein anderes Ende zu finden gewußt hatte, als den freiwilligen Tod, und viele im Begriffe standen, mit Weib und Kind ihre Wohnung zu verlassen und ins Elend zu wandern. Der Rath beschwerte sich besonders über die churfürstlichen Reuter, deren Zügellosigkeit und Raubgier so weit ginge, daß kein Pferd, kein Ochse, keine Kuh, ja selbst kein Mensch vor ihnen sicher wäre; daher der Ackerbau überall darnieder läge und noch größerer Mangel, als bis dahin das Volk empfunden, zu befürchten stände. Ganz besonders ward noch über die Habsucht und Betrügereien der Obersten geklagt, welche in Herrlichkeit und Freude von dem Solde der Mannschaft, welche von ihnen nicht gestellt worden, lebten und die armen Unterofficiere und Soldaten durch die Kärglichkeit des Soldes, welcher ihnen gereicht würde, dahin brächten, entweder fortzulaufen, oder zu verhungern. Eine ganz ähnliche Vorstellung über den Zustand der Mark wurde noch in demselben Jahre dem Churfürsten selbst von dem Grafen von Schwarzenberg überreicht.

In einem so traurigen Zustande hinterließ der unglückliche Churfürst Georg Wilhelm, welcher wegen seines redlichen Sinnes und seiner aufrichtigen Frömmigkeit einer bessern Zeit würdig gewesen wäre, als er am 1. Decbr. 1640 zu Königsberg starb, seine Länder seinem großen Nachfolger.

30*

Geschichte der Städte Berlin und Köln unter der Regierung des Grossen Churfürsten.

Das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Der Große Churfürst verließ nach seiner Thronbesteigung nicht gleich die kaiserliche Partei, und suchte sich nur nach und nach von den Verbindlichkeiten gegen den Kaiser und den Fesseln zu befreien, die ihm sein eigener allmächtiger Minister, der Graf von Schwarzenberg, aufgelegt durch seine Stellung.

Die Schweden setzten daher auch ihre Brandschatzungen und Plünderungen fort; und noch im Anfange des Jahres 1641, mitten im Winter, während der Churfürst noch in Preußen war, wurde Berlin von dem Corps des schwedischen Generals Stallhans, den der brandenburgische Oberst Strauß durch die unbesonnene Beunruhigung der schwedischen Winterquartiere in der Niederlausitz gereizt hatte, bedroht. Obgleich Berlin damals eine nicht unbedeutende Besatzung hatte, welche aus den Regimentern der Obersten Kracht und Volkmann, den Goldacker'schen und Burgsdorf'schen Reutern und den Knörring'schen Dragonern bestand, so glaubte sich der Graf Schwarzenberg gleichwohl bei der Annäherung des schwedischen Generals so wenig in der Residenz sicher, daß er nach Spandau sich begab; und ihm folgten die vornehmsten Räthe und die angesehensten Handelsleute mit ihren besten Gütern. Als bald darauf Stallhans bis nach Treuenbrietzen vordrang, die Stadt Belitz brandschatzte und plünderte und dann zu Zossen, nachdem er diese Stadt mit Gewalt erobert hatte, nur zu verweilen

schien, um die beste Gelegenheit zum Angriff auf die Residenzstädte wahrzunehmen, so hielt der Oberst Kracht, als Commandant derselben, es für unerläßlich, die drei Vorstädte von Berlin niederzubrennen. In wenigen Tagen sanken also mehrere schöne Gebäude in Asche, so daß nur die Mauern stehen blieben; man fing selbst an, die Gertraudtenkirche abzutragen, und verschonte nur das churfürstliche Ballhaus und den Reitstall, welche mit Schanzen umgeben wurden. Der General Stallhans aber, nachdem er zehn Tage zu Zossen zugebracht, und mit seinem Volke alle Vorräthe verzehrt, dann auch im Teltowschen Kreise alles Getreide, die Pferde und alles übrige Vieh weggenommen hatte, kehrte zurück nach Kottbus.

Ein kräftigeres Regiment begann in den brandenburgischen Churländern, als nach dem Tode des Grafen Schwarzenberg der Markgraf Ernst von Brandenburg-Jägerndorff*), als Statthalter des Churfürsten, mit sehr ausgedehnter Vollmacht auftrat. Eine der wichtigsten Aufgaben war zuvörderst, die Festungen wieder in den alleinigen Besitz des Churfürsten zu bringen, und die Truppen zur Entsagung ihrer Verpflichtung gegen den Kaiser zu bewegen. Die Lösung dieser Aufgabe war aber nicht ohne Schwierigkeit und erforderte eben so viele Vorsicht, als Nachdruck in der Anwendung der Maßregeln. Einer der hartnäckigsten Anhänger des Kaisers, in Gemäßheit des früher geleisteten Eides, war der Oberst und Commandant von Spandau, Moritz August von Rochow, und gegen ihn wurde daher der erste Schlag gerichtet, weil es vor allem dem Churfürsten wichtig war, der ihm anvertrauten Festung Herr zu werden. Kaum war der Markgraf in Begleitung des Obersten Curt von Burgsdorf nach Berlin gekommen, als er schon am 12. Mai 1641 den Obersten von Rochow zu sich berief, und ihn wegen übler Haushaltung, bewiesenen Ungehorsams und anderer gegen ihn erhobenen Anklagen verhaften ließ, und als wenige Tage hernach der Oberst, da ihm auf sein Ehrenwort die Erlaubniß in die Stadt zu reiten war ertheilt worden, in Gesellschaft des jungen Grafen von Schwarzenberg entwich, so wurde sein Regiment und das Commando in Spandau an

*) Er war der jüngste Sohn des Markgrafen Johann Georg, Statthalters in der Mark, desselben, gegen welchen zu Berlin der Aufstand in der Charwoche des Jahres 1615 sich erhob; also ein Sohn des Bruders von dem Großvater des Churfürsten Friedrich Wilhelm.

Hans Georg von Ribbeck übergeben. Durch diese strengen Maßregeln wurde der Oberst Goldacker, Commandant zu Peitz, welcher eben so kaiserlich gesinnt war, als Rochow, so sehr geschreckt, daß er, als auch ihn der Statthalter zu sich zur Verantwortung berief, nach Halberstadt entwich, und in kaiserliche Dienste trat. Hierauf wurden die beiden Regimenter Kracht und Volkmann, welche sich weigerten, dem Churfürsten ausschließlich Treue zu schwören, in die Regimenter der Obersten Burgsdorf, Ribbeck und Trotte untergesteckt.

Bald darauf wurden Unterhandlungen mit der Krone Schweden angeknüpft, und besonders durch Gerhard Romilian Kalchun von Leuchtmar, den Erzieher Friedrich Wilhelm's mit vieler Geschicklichkeit dahin geleitet, daß der Churfürst, ob es ihm auch nicht gelang, die Erwerbung der ganzen pommerschen Erbschaft sich zu sichern, doch auf die nachdrückliche Unterstützung der Schweden in den schon eingeleiteten Friedensunterhandlungen für eine genügende Entschädigung rechnen konnte. Am 14. Juli 1641 wurde durch Leuchtmar zu Stockholm ein zweijähriger Waffenstillstand geschlossen, welcher zwar nicht alles Kriegsungemach entfernte, doch aber den vieljährigen unmittelbaren Bedrückungen und Erpressungen der Schweden ein Ziel setzte. Mit unendlichem Jubel wurde daher Friedrich Wilhelm aufgenommen, als er aus Preußen zurückkam und am 4. März 1642 seinen feierlichen Einzug in Berlin hielt.

Die geographische Lage der brandenburgischen Länder zwischen Pommern, wo die schwedischen Heere ihre Landungsplätze und ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatten, und dem eigentlichen Schauplatze des Krieges, machte die gänzliche Entfernung aller Kriegsbeschwerden unmöglich. So durchzog im Jahre 1644 das kaiserliche Heer unter dem General Gallas die Mark auf dem Zuge aus Böhmen nach Holstein; und im Jahre 1646 kam der schwedische General Wittenberg mit eilf Regimentern in den Teltowschen Kreis auf seinem Marsche nach Schlesien, und am 6. November des folgenden Jahres 1647 quartierte er sich sogar zu Berlin auf drei Tage mit einigen Reutern ein, während seine Armee, welche noch aus vier Regimentern zu Pferde und zwei Regimentern zu Fuß bestand, in Templin und andern Orten sich niederließ. Eben so wenig, als die Einquartierungen, hörten die Kriegsbeiträge und andere durch die Noth der Zeit gebotenen Leistungen auf, zumal

da die churfürstlichen Domänen zum Theil verpfändet, zum Theil zerstört waren, also daß selbst die Kosten des Leichenbegängnisses für Georg Wilhelm durch eine Steuer aufgebracht werden mußten. Auch übten die entlassenen Soldaten der nach dem Abschlusse des Waffenstillstandes aufgelösten brandenburgischen Regimenter noch manchen Frevel. Aber alles dieses Ungemach war nicht dem früheren zu vergleichen.

Selbst der zu Münster und Osnabrück im Jahre 1648 geschlossene westfälische Friede befreite noch nicht von allen Uebeln des Krieges. Die Durchzüge der schwedischen Truppen und deren Einquartierung drückten noch fast während zwei Jahren das brandenburgische Land; und von der Satisfaction an Geld, welche den Schweden im Frieden zugestanden war, mußte auch die Mark einen sehr ansehnlichen Theil, etwas mehr als anderthalb Tonnen Goldes, übernehmen. Erst am 26. Junius 1650 wurde nach unendlichen Schwierigkeiten und nach mühsamer Beseitigung der von den fremden Mächten erhobenen übertriebenen Forderungen zu Nürnberg zwischen den schwedischen und französischen Feldherren und einem Ausschusse der Reichsstände der Hauptexecutionsreceß geschlossen, wodurch der deutsche Boden von den fremden Truppen, welche dreißig Jahre ihn verwüstet hatten, befreiet wurde; und am 6. November desselben Jahres wurde in der ganzen Mark das Dankfest wegen des Friedens gefeiert.

Die Vermählung des Churfürsten mit Luise Henriette von Oranien.

Noch vor Ende des Krieges führte der Große Churfürst seine erste Gemahlin, Luise Henriette, älteste Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, nach Berlin. Nachdem durch eine Gesandtschaft die feierliche Werbung angebracht worden, begab sich der Churfürst selbst im strengsten Incognito und nur von zwei Edelleuten begleitet, von Cleve nach dem Haag, wo er am 22. November 1646, Abends 7 Uhr, ganz unvermuthet ankam. Mit vieler Genauigkeit sind uns von den Chroniken die einzelnen

Umstände dieser Zusammenkunft des Churfürsten mit seiner Braut und der bald darauf erfolgten Vermählung überliefert worden. Nachdem er eine halbe Stunde in dem Gemache des Prinzen Wilhelm von Oranien sich verweilt und ein sehr unterhaltendes Gespräch mit dem Prinzen geführt hatte, wurde er in die Kammer der Prinzessin Luise geführt und mit vielen Complimenten empfangen. Hierauf begaben sich sämmtliche Herrschaften zu dem alten Prinzen Friedrich Heinrich und hielten bei demselben die Abendmahlzeit. Am andern Morgen in aller Frühe aber ritt der Churfürst wieder aus der Stadt, um auf fürstliche Weise seinen öffentlichen Einzug zu halten. Der Prinz Wilhelm holte ihn also in Begleitung der vornehmsten des oranischen Hofes mit vierzig Wagen, oder wie man sich damals auszudrücken pflegte, Carreten ein und führte ihn in die Versammlung der General-Staaten, wo der Churfürst eine treffliche Rede hielt. Wegen der Unpäßlichkeit des alten Prinzen Friedrich Heinrich aber wurde die Vermählung früher vollzogen, als es ursprünglich die Absicht war. Nachdem in großer Eile das Schloß oder der alte Hof am Nordende in Stand gesetzt worden, geschah die Einsegnung des jungen churfürstlichen Paares schon am 27. November, Abends um 5 Uhr, in Beisein vieler Prinzen, Grafen und anderer hohen Standespersonen. Der Churfürst trug ein Kleid von weißem Atlas, welches mit silbernen Spitzen besetzt und mit Diamanten reichlich geziert war, auch die Knöpfe desselben waren mit Diamanten so reich geschmückt, daß man den atlasnen Ueberzug derselben nicht sehen konnte. Die junge Churfürstin war mit einem Kleide von Silbertuch angethan, welches mit silbernen Spitzen überall besetzt war, und dessen acht Ellen lange Schleppe von sechs jungen Gräfinnen getragen wurde; ihr Haupt war mit einer durch Perlen und Diamanten reich gezierten Krone geschmückt. Nach der Trauung wurde, um sieben Uhr, Tafel gehalten, und dann ein Ballet aufgeführt, welches anzusehen der kranke Prinz Friedrich Heinrich in einem Sessel sich herbeitragen ließ.

Die liebenswürdigen Sitten der schönen jungen Churfürstin, ihr frommer gottesfürchtiger Sinn, ihre Anmuth, Einfachheit und Milde, welche mit Ernst und Festigkeit sich vereinigten, bewirkte bald eine sehr bemerkbare Aenderung des Tons am Hofe; und bald verschwand die letzte Spur der Rohheit und Völlerei, welche von der Gutmüthigkeit Georg Wilhelm's waren geduldet worden. Es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß die Entfernung des rohen

Oberkämmerers Curt Burgsdorf, welcher, obgleich ehemals ein tapferer Krieger, in Völlerei und allen damit gewöhnlich verbundenen Lastern untergegangen war, der Einwirkung der Churfürstin Luise auf ihren Gemahl zugeschrieben werden muß.

So wie man überhaupt in dieser Zeit gern für jedes ungewöhnliche Ereigniß irgend eine Vorbedeutung suchte, so blieb es nicht unbemerkt, daß dem Oberkämmerer, als er gegen Ende des Jahres 1650 von Berlin dem Churfürsten nachreis'te nach Cleve, wo die Ungnade seines Herrn wider ihn ausbrach und er aller seiner Aemter entsetzt wurde, in Trebbin der Wagen also auseinander ging, daß er einen andern von Berlin sich holen lassen mußte. Schwermüthig und krank kam der üppige und ausschweifende Mann nach Berlin zurück, und starb am 1. Februar 1651. Sein Leichnam wurde erst am 11. Mai in der Domkirche begraben.

Im Mai 1675 richtete der schwedische Marschall Wrangel, der sonst in dem von Truppen fast ganz entblößten Lande Herr war, seine Augen auf Berlin; es zeigten sich in den nahe gelegenen Dörfern einzelne schwedische Parteien, welche das Vieh wegtrieben, und die Gefahr einer feindlichen Besitznahme wurde für die Residenz noch dadurch vergrößert, daß die meisten wohlhabenden Bürger aus Furcht die Stadt verließen. Doch wurde die Gefahr durch die Ankunft von 200 Reutern aus Cleve, welche der Pfalzgraf von Neuburg dem Churfürsten zu Hülfe sandte, und den 600 Dragonern des Obersten Grumbkow abgewandt. Denn sobald von diesen, am 10. Mai, die Stadt war besetzt worden, so fanden sich die ausgewanderten Bürger wieder ein, und die Schweden hielten einen Angriff auf die volkreichen und mit guten Truppen besetzten Residenzstädte nicht für rathsam. Nicht lange hernach finden wir Berlin außer den Grumbkow'schen Dragonern noch geschützt durch 1200 Fußknechte des Obersten Börstel, die Leibgarde, das Frankenberg'sche Regiment, die 400 Rothröcke des Obersten Fargel und die Blauröcke von Frankfurt.

Dieser Einbruch der Schweden in die Mark gab aber dem großen Churfürsten Gelegenheit, sich als Feldherrn seinen Unterthanen und überhaupt allen Völkern Europa's in dem glänzendsten Lichte zu zeigen und allgemeine Bewunderung zu erwecken. Während die Schweden wähnten, daß der Churfürst noch im Haag sei, wohin er sich in Begleitung des Prinzen Moritz

von Oranien, des holländischen Gesandten Baron von Amerungen, des Obermarschalls von Kanitz, Oberhofmeisters von Knesebeck und einiger anderer Edelleute aus seinem Winterquartiere in Franken begeben hatte, um ein neues Bündniß wider Schweden zu unterhandeln; während einige sich selbst hatten einbilden lassen, daß der Churfürst an der Krankheit, welche ihn auf der Reise, bevor er Cleve erreicht hatte, überfiel, gestorben sei; zog Friedrich Wilhelm aus Franken mit seinem Heere über Magdeburg heran und trennte, indem er Rathenau plötzlich nahm, das Corps der Schweden, welches bei Brandenburg stand, von dem Corps des Generals Wrangel bei Havelberg; worauf die glänzende Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675), welche mit 7000 Mann bloßer Reuterei, ohne Fußvolk und Artillerie, welche erst am Tage nach der Schlacht zu Nauen eintrafen, gegen das mit allen Kriegsbedürfnissen wohl versehene schwedische Heer von 11000 Mann gewonnen wurde, den bisherigen Glauben an die Unüberwindlichkeit der Schweden zerstörte und nach wenigen Tagen die Befreiung der ganzen Mark von den fremden Truppen zur Folge hatte.

Am 21. Junius sah man in Berlin die in dieser glorreichen Schlacht gewonnene Beute, welche der brandenburgische General-Major Sommerfelden nach der Residenz brachte, drei sechspfündige und eben so viele dreipfündige Stücke, drei Reuter-Standarten, drei grüne Fahnen mit Fransen, acht weiße Fahnen und eine große Menge von Pulver, Luuten, Kartätschen Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen. Auch folgten 150 schwedische Gefangene und sieben Wagen mit schwedischen Verwundeten, welche ebenfalls in Kriegsgefangenschaft gerathen waren. Die Freude über diese Siegeszeichen wurde nur getrübt durch den Anblick der Leichname der tapfern, in dieser Schlacht gefallenen Männer, des Obersten Mörner, Oberstwachtmeisters von der Marwitz, Rittmeisters Burgsdorff und Stallmeisters Frobenius, welche stattlich bekleidet und geziert an eben diesem Tage der allgemeinen Freude nach Berlin gebracht wurden.

Am 23. Junius kam der große Churfürst selbst nur von drei Personen begleitet, ganz unerwartet, Mittags um 12 Uhr, nach Berlin, ritt so schnell durch das Spandauer Thor, daß die Wache kaum das Gewehr ergreifen konnte, und überraschte den Statthalter, Fürsten von Anhalt, gerade bei seinem Mittagsessen mit den Worten: „Siehe da, ich komme jetzt gerade zu

rechter Zeit.“ Am andern Tage aber verließ der Churfürst schon wieder die Residenz, indem er 500 Reuter, 400 Dragoner und 1200 Fußknechte neuer Truppen zu sich nahm, um die Verfolgung der Schweden fortzusetzen.

Nicht leicht wurde ein Dankfest mit frohern Gemüthern begangen, als das Dankfest, womit am 8. Julius der Sieg bei Fehrbellin und die Befreiung des Landes gefeiert wurden. Zu Berlin, so wie auch in den Festungen Küstrin und Spandau, wurden, während der Lobgesang in den Kirchen gesungen wurde, die Stücke auf den Wällen dreimal abgefeuert. Ueberall war Freude und Jubel, besonders in der Residenz, wo man den Sieg des großen Fürsten als unerwartete Befreiung von den gefürchteten Schrecknissen einer Belagerung betrachtete. Fröhliche Mahle wurden daher an diesem Tage unter den verschiedenen Ständen zu Berlin angestellt, und Abends um zehn Uhr wurde auf der Spree ein Feuerwerk abgebrannt, in welchem nebst vielen Racketen und Wasserkugeln der churfürstliche Name von blauem Feuer auf einem schwimmenden Schiffe brannte; am Ufer aber stand eine brennende Schrift mit den Worten: „S. D. G. (Soli Deo Gloria) Gott den Sieg giebt dem, der Friede liebt.“

Der Schloßbau.

Die Vermählung mit seiner ersten Gemahlin Luise machte in dem großen Churfürsten zuerst den Wunsch rege, das Schloß, welches in dem Zustande solcher Verfallenheit war, daß man sich schämen mußte, wenn es Fremde sahen, wiederherzustellen, um die junge und liebenswürdige Churfürstin in eine würdige Wohnung zu führen. Der Mangel an geschickten Handwerkern war aber so groß zu Berlin, daß der Präsident von Arnim, als der Churfürst ihm zuerst im Jahre 1646 seine Gedanken wegen des Schloßbaues mittheilte, in seinem Berichte auf den Mangel eines Steinmetzen aufmerksam machte, weil der bisherige gestorben war. Darum mußte Friedrich Wilhelm sich in Holland nach einem Steinmetzen und Baumeister umsehen, und auch selbst einen Zimmermeister annehmen; und als nach dem

churfürstlichen Befehle vorläufig wenigstens einige Zimmer für die junge Churfürstin in Stand gesetzt werden mußten, so war die Anweisung der Kammer zur Lieferung des nöthigen Bauholzes nicht genügend, sondern es mußte der Tischler in der Fischerstraße noch ausdrücklich aufgefordert werden, sich für die Arbeit, welche ihm bei dieser Einrichtung übertragen werden sollte, mit gutem und trocknem Apfel-, Birn- und Pflaumbaumholze zu versehen. Der Bau hatte indeß unter der Leitung des churfürstlichen Kammerdieners, Moritz Neubauer, guten Fortgang, und schon im folgenden Jahre begann der churfürstliche Hofmaler, Michael Hirt, in den Gemächern der Churfürstin, acht Deckenstücke zu malen, wozu er sich aber, weil er für sich allein die Arbeit nicht schnell genug zu fördern vermochte, einige Gesellen aus Holland erbat, indem er versicherte, für zehn Gehülfen Beschäftigung auf ein Vierteljahr zu haben. Im folgenden Jahre 1648 entfernte Friedrich Wilhelm aus dem Schlosse auch die Gefängnisse, indem er den grünen Hut zu wohnbaren Gemächern einrichten ließ. Im Jahre 1650 wurde der Schloßbau dem geschickten Baumeister Memmhardt übertragen, unter dessen Leitung anfangs nur einige Nebengebäude, besonders für verschiedene Collegien, seit 1656 aber das alte Haus der Herzogin an der Seite der Spree und ein neues Schloßthor nach dorischer Ordnung und im Jahre 1661 das Ballhaus, ein abgesondertes Gebäude nach der Seite des Lustgartens, erbauet wurden. Baue von größerer Bedeutung wurden durch die Kriege verhindert, welche alle Einkünfte des Churfürsten verschlangen, und sehr oft die Unterbrechung der angefangenen Unternehmungen nothwendig machten. Erst seitdem der Vertrag von St. Germain im Jahre 1679 einen dauernden Frieden verhieß, wurde der Bau der Gebäude an der Spree, welche den großen Hinterhof von der ehemaligen Kavalierbrücke bis an der Herzogin Haus einschließen, unter der Leitung des Baumeisters Smid begonnen; aber die Vollendung dieses Baues erlebte der große Churfürst nicht.

So wie in dem Verfalle des churfürstlichen Schlosses bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's die schrecklichen Wirkungen des vieljährigen verderblichen Krieges sichtbar waren: also trugen davon auch die beiden Städte Berlin und Köln unverkennbare Spuren, wiewohl die Schilderung, welche Nicolai von ihrem damaligen Zustande entwirft, von Uebertreibung nicht frei zu sein scheint; denn, wenn auch in einigen kleinen Neben-

straßen, oder in den Vorstädten die Viehställe in der Straße selbst und unter den Fenstern der Häuser gebaut waren, und wenn auch in solchen Straßen die Schweine umherliefen, so war dies doch sicher nicht der Fall in der Spandauer- und Georgen- oder der Breiten- und Brüderstraße, welche, wie andere Hauptstraßen der beiden Städte, ein ganz stattliches Ansehen gewährten. Berlin zeichnete sich jedoch damals vor andern fürstlichen Residenzen nicht aus; und wo war damals ein Fürstensitz in Deutschland, welcher wegen der Bauart von Schlössern, Pallästen und Häusern prächtig oder auch nur schön genannt zu werden verdiente? Die Verschönerung von Berlin war das erste Beispiel ihrer Art, welches bald Nachahmung fand.

Auch Friedrich Wilhelm war im Anfange weniger darauf bedacht, seine Residenzstädte zu erweitern und verschönern, als sie durch zweckmäßige Befestigung gegen Ueberrumpelung, wenigstens durch kleine feindliche Heerhaufen, sicher zu stellen; und selbst die ersten Erweiterungen von Berlin waren Folgen des Festungsbaues.

Im Jahre 1658 beschloß zuerst der große Churfürst, statt der vorigen Befestigung, nehmlich der alten Stadtmauer und der einzelnen und unzulänglichen Verschanzungen, womit, wie wir berichtet, während des dreißigjährigen Krieges die beiden Residenzstädte waren umgeben worden, planmäßige Festungswerke errichten zu lassen, wozu nach den Grundsätzen des damaligen churfürstlichen Residenten in Holland, Matthias Dögen, und dem Rathe des General-Feldmarschalls Sparr der Plan und die Zeichnungen von dem Baumeister Memmhardt entworfen wurden. Dieser führte auch anfangs unter der Oberaufsicht des Kommandanten, General-Majors Heinrich von Uffeln, und mit dem Beistande einiger Ingenieurs den Bau, und späterhin (seit dem Jahre 1666) leitete ihn der General-Quartiermeister, Peter von Chieze. Aber, obgleich alle, freilich nicht sehr reichliche Mittel, von dem Churfürsten aufgeboten wurden, der Rath zur Beförderung dieses Baues auch aus seinen Mitteln beitrug, und während des Friedens auch die Soldaten schanzten, so so ging gleichwohl das Werk nur langsam von Statten. Im August 1658 wurde am Stralauer Thore an einem von dem Churfürsten selbst angewiesenen Orte die Arbeit angefangen, bald darauf auf Kosten des Raths am Köpnicker Thor geschanzt und eine Brücke gebaut, im Jahre 1659 die Befestigung bis zum Georgen-Thore fortgesetzt und auch dort eine

neue Brücke angelegt, im Jahre 1662 das Spandauer Thor vollendet, im Jahre 1680 die alte kölnische Stadtmauer mit ihren Thürmen niedergerissen; aber erst im Jahre 1683, nach fünf und zwanzigjähriger Arbeit, wurde der Bau durch die Errichtung des Leipziger Thores beschlossen.

Diesen Befestigungen verdankten der Friedrichs-Werder und Neu-Köln ihre Entstehung. Schon im Jahre 1658, als der Plan und die Regelmäßigkeit der neuen Festung es erforderten, den Werder in die Befestigungen einzuschließen, so wurde diese Gegend, wovon damals ein Theil zum Lustgarten gehörte, nebst dem churfürstlichen Jägerhofe, an Privatpersonen, welche Lust und Mittel zum Bauen hatten, überlassen. Durch das Privilegium vom 19. November 1660 wurde diese neue Anlage zu einer eignen Stadt mit dem Namen Friedrichs-Werder erhoben und erhielt, wie alle von dem großen Churfürsten und seinen Nachfolgern neu gegründeten Städte der Residenz, ihren eignen Rath. Nach wenigen Jahren stand auf einem Platze, wo vorher meistens Wiesen, Sumpf und unebenes Land gewesen, eine nicht unbedeutende Zahl von stattlichen Gebäuden, und am 5. März 1683 wurde eine eigene latrinische Schule für diese neue Stadt, die Friedrichs-Schule, eingeweiht. Neu-Köln aber wurde erst im Jahre 1681 auf einem Theile des Bodens der alten kölnischen Vorstädte gegründet, als der Festungsbau diese Gegend erreichte und die Einschließung dieser Anlagen in die Verschanzungen nothwendig war, um der Festung auch an dieser Seite eine regelmäßige Gestalt zu geben.

Die Freude des großen Churfürsten an der Vergrößerung und Verschönerung seiner Residenz wurde nicht wenig genährt durch die Baulust seiner zweiten, einsichtsvollen und thätigen Gemahlin, Dorothea, geborenen Herzogin von Holstein und verwittweten Herzogin von Braunschweig, mit welcher Friedrich Wilhelm, nachdem am 8. Junius 1667 die liebenswürdige Churfürstin Luise gestorben war, zu Gröningen am 14. Junius 1668 sich vermählte. Schon im Jahre 1670 bauete die Churfürstin in der Spandauer Vorstadt ein Vorwerk, wozu die längs der Spree in dieser Vorstadt gelegenen Aecker geschlagen wurden, und im Jahre 1674 gründete sie auf einem Theile dieses Bodens eine neue Stadt, welche in dem churfürstlichen Privilegium die neu angelegte Vorstadt vor dem neuen Thore des Friedrichs-Werders, seit dem Jahre 1676 aber gewöhnlich nach dem Namen der Gründerin Dorotheenstadt genannt wurde. Im Jahre 1684 wurde daselbst der erste Jahrmarkt

gehalten. Eine sehr schöne Zierde erhielt diese neue Stadt, wahrscheinlich sehr bald nach ihrer Gründung, durch die Anlegung der Linden-Allee nach dem Plane des Statthalters von Cleve, Prinzen Johann Moriz von Nassau, des Jugendfreundes von Friedrich Wilhelm, und die Churfürstin Dorothea pflanzte mit eigner Hand den ersten der Lindenbäume, welche die sieben schönen, 800 Schritt langen, Baumreihen bildeten.

Auch einzelne Theile der Stadt wurden besonders seit dem Jahre 1660 verschönert. So wurde schon im Jahre 1661 die lange Brücke, auf gemeinschaftliche Kosten des Churfürsten und der Bürgerschaft, neu, jedoch nur von Holz, erbauet und im Jahre 1673 entstanden die Häuser auf der Schloßfreiheit und der Kay an der Schleusenbrücke, und im Jahre 1682 der untere Theil der Heiligengeiststraße, und außerdem manches einzelne schöne und nützliche Gebäude. Denn je mehr der Friede und die Ruhe sich befestigten, und je mehr sich in den Residenzstädten die Spuren der Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges verloren, um desto mehr erwachte die Baulust auch in den einzelnen Einwohnern.

Mit nicht minderer Sorgfalt, als für die Erweiterung und Verschönerung der Stadt durch neue Baue gesorgt wurde, führte Friedrich Wilhelm durch zweckmäßige Anordnungen mehrere wichtige Bequemlichkeiten und nützliche Anstalten ein, und entfernte manchen Uebelstand aus seiner Residenz. Mehrere ungepflasterte Gegenden der Stadt wurden gepflastert; unter andern der Neumarkt, wozu die Strafe von 200 Thalern, welche ein Nadler, Peter Dietrichs, für ausgestoßene Gotteslästerungen bezahlen mußte, angewandt wurde. Erst unter Friedrich Wilhelm erhielt Berlin Feuerspritzen und nach dem Brande des Marstalls im Jahre 1665 eine verbesserte Feuerordnung. Die Brunnen, welche, wie auf den Dörfern und in den kleinen Städten, mit Schwengeln und großen Eimern versehen waren, wurden abgeschafft und anständiger eingerichtet, und im Jahre 1660 wurde eine Brunnen- und Gassenordnung für die Residenzstädte verkündigt; auch schon im Jahre 1656 eine zweckmäßige Fleischerordnung eingeführt.

Die letzten Regierungsjahre des großen Churfürsten.

In den letzten Jahren der Regierung des großen Churfürsten wurde die Vergrößerung seiner Residenz sehr beschleunigt durch die Einwanderung der französischen Protestanten, welche ihr Vaterland verließen, um sich den Religionsverfolgungen des Königs Ludwig des Vierzehnten zu entziehen. Insbesondere verdankte diesen Einwanderungen die Dorotheenstadt einen großen Theil ihrer ersten Einwohner, und ihr Beistand und das Beispiel, welches sie durch den Bau und die Einrichtung ihrer Häuser, ihre Lebensweise, ihren Fleiß den übrigen Einwohnern von Berlin gaben, erleichterte die Ausführung mancher Verbesserung.

So gern Friedrich Wilhelm gelehrte Bemühungen, welche zum Nutzen der Wissenschaften oder zum Ruhme seiner Staaten gereichten, unterstützte, so streng verfuhr er gegen die Theologen, welche durch unbesonnene Streitsucht den Frieden in der Kirche störten, oder durch kecke Behauptungen zur Widerspenstigkeit gegen die bestehende Ordnung aufforderten und die Gewissen verwirrten. Den Diaconus in Köln, Samuel Pomarius, suspendirte er im Jahre 1658 von seinem Amte, weil er in einer in jenem Jahre zu Wittenberg gegen den churfürstlichen Hofprediger Bergius gehaltenen Disputation die Reformirten verketzert hatte, und strafte ihn in einem scharfen Schreiben; obgleich Pomarius sich demüthig entschuldigte und das Wohlwollen des Churfürsten durch die Versicherung zu gewinnen sich bemühte, „daß er zu der Zeit, als Se. churfürstliche Durchlaucht aus Preußen in der Mark glücklich anlangten, nebst den andern Studiosis zu Frankfurt an der Oder mit einer von Se. churfürstlichen Durchlaucht gnädigst aufgenommenen Nachtmusik bene meritiret habe." Bald darauf entfernte sich Pomarius aus den brandenburgischen Landen, aus Furcht vor schärferer Ahndung. Auch der Probst zu St. Peter, Andreas Fromm, ein eifriger Anhänger der verwirrten Lehren des Dr. Georg Calixtus, ehemaligen Professors zu Helmstädt, als er wegen seiner aufrührerischen Behauptung, daß

durch die Verpflichtung der Prediger, sich des Verketzerns zu enthalten, die lutherische Kirche in den brandenburgischen Staaten ungerechte Gewalt erlitte und die Gewissen bestrickt würden, zur Rechenschaft vor den Geheimen Rath gefordert wurde, hielt es für gerathen, die Länder des Churfürsten zu räumen und sich nach Prag zu begeben, wo er im Jahre 1668 katholisch wurde. Selbst der fromme Dichter geistlicher Lieder, Paul Gerhard, wurde seines Amtes als Diaconus an der Nicolaikirche im Jahre 1666 entlassen, weil er sich ebenfalls in das Verbot des namentlichen Abkanzelns und Verketzerns nicht fügen wollte; und auch der Diaconus Holzhausen an der Petrikirche wurde von seinem Amte entfernt und des Landes verwiesen, weil er in einer Predigt am grünen Donnerstage des Jahres 1679 den alten Haß der Lutheraner gegen die Reformirten aufzuregen gesucht und aus Eigensinn sich geweigert hatte, im Kirchengebete den Segen Gottes für den Fortgang der churfürstlichen Waffen zu erflehen. Bei solchen kräftigen Maßregeln konnte der alte Parteihaß unter den beiden Bekenntnissen, so oft ihn auch der unzeitige Eifer einzelner Prediger aufzuregen versuchte, niemals zu einem heftigen Ausbruche kommen und den Frieden unter den Bürgern stören.

Mit so vieler Dankbarkeit übrigens die Wohlthaten anerkannt wurden, welche Berlin dem großen Fürsten verdankte, so regte sich doch noch von Zeit zu Zeit noch der Bürgerstolz, welcher es schmerzlich empfand, daß der Hof so sehr vorherrschend geworden war, und die Herrlichkeit der alten vornehmen bürgerlichen Familien immer mehr verschwand. Zwar ließ Friedrich Wilhelm die Rechte der Bürgerschaft ungekränkt, und die Grenze der Gerichtsbarkeiten des Raths und des churfürstlichen Hausvoigts oder Hofrichters war durch einen Stein in der Breitenstraße unfern vom Dom noch immer bezeichnet; er würde indeß schwerlich es haben geschehen lassen, daß sein Hausvoigt vor dem Rathe sich so demüthigte, als der Hausvoigt des Churfürsten Joachim Friedrich, Gallus Ziriacus, welcher im Jahre 1605, als er den Jungen eines Hofjunkers von Schelstrange, welcher den Stalljungen des Kanzlers von Löben zu Köln auf der Gasse verwundet hatte, in dem Hause einer Bürgerwittwe, also innerhalb des städtischen Gerichtsbezirks, durch die Schloßwächter verhaften ließ, und durch eine Deputation des Raths ihm deshalb Vorwürfe gemacht wurden, sich damit entschuldigte, daß er noch nicht

lange in des Churfürsten Diensten wäre und die Rechte des Raths also nicht gehörig kennte, auch die Verhaftung mehr aus Versehen, als aus Vorsatz geschehen wäre. Die jährlichen Wahlen der Bürgermeister und Rathsherren geschahen noch immer ungehindert; Berlin wählte zwei Bürgermeister und die Eine Hälfte der Rathsherren, Köln die andere Hälfte und Einen Bürgermeister, welche dem Churfürsten zur Bestätigung präsentirt wurden; am Thomastage ward die churfürstliche Bestätigung auf dem Rathhause öffentlich verlesen, und dann erfolgte eben daselbst ein stattliches Mahl, wozu auch die churfürstlichen Geheimen Räthe eingeladen wurden. Wir finden überhaupt keine Nachricht von irgend einer andern Beschränkung, welche der Magistrat durch den großen Churfürsten erfuhr, als daß im Jahre 1686 bei Gelegenheit eines Baustreits zwischen dem Kammerrath Lindholz und einem Gastwirthe, anstatt der bisherigen städtischen Bauherren, eine churfürstliche Bau-Commission angeordnet wurde, mit der Anweisung, solche Streitigkeiten, welche bei den vielen neuen Bauen häufiger als zuvor entstehen mußten, in sehr abgekürzten Formen zu entscheiden; und daß der Magistrat im Jahre 1671, als Friedrich Wilhelm den Juden erlaubte, in Berlin sich niederzulassen und wüste Stellen anzubauen, vergeblich seine Ansprüche geltend zu machen suchte auf die Gerichtsbarkeit über diese Ankömmlinge, welche er vermöge eines Privilegiums der Markgräfin Anna vom Jahre 1320 bis zur Vertreibung der Juden durch Johann Georg im Jahre 1573 ausgeübt hatte. Sonst mischte sich kein churfürstlicher Beamter in die städtische Verwaltung, außer daß nach einer alten Berechtigung der Oberjägermeister die unmittelbare Aufsicht hatte über die Scharfrichter, Abdecker, Pferde- und Schweineschneider und von ihnen einen gewissen jährlichen Canon erhob, und der churfürstliche Hausvoigt als Stellvertreter des Oberjägermeisters die unter diesen Leuten entstehenden Streitigkeiten schlichtete. Den eifrigen Lutheranern unter den Bürgern war aber schon die Verordnung des Churfürsten vom Jahre 1661 anstößig, wodurch befohlen wurde, künftig auch Reformirte in den Rath zu ziehen; auch die Einquartierung der Garnison, welche, nachdem das Schöning'sche Regiment noch neben den Leibgarden nach Berlin verlegt war, bis auf 3000 Mann stieg, war lästig; die Accise, welche schon im Jahre 1641 eingeführt, und späterhin, so wie die Bedürfnisse stiegen, erhöht wurde, veranlaßte nicht minder heftige Klagen und im Jahre 1681 sogar einen, zwar

nicht bedeutenden Aufstand, in welchem der Obermarschall von Grumbkow und der Kommissarius Wildmann, welche die Einführung der neu geordneten Accise zu Berlin besorgten, von den Bürgern öffentlich beschimpft wurden. Vor Allem aber schmerzte es den alten berlinischen Bürger, daß Ein schönes Haus und Ein Grundstück nach dem andern in die Hände der Hofdiener kam, und dieser Verdruß wurde nicht dadurch gemildert, daß viele der Beamten, welche Grundstücke erwarben, Bürger wurden. Diesem Gefühle machte selbst der Verfasser der im Jahre 1661 in den Thurm der heiligen Geistkirche gelegten lateinisch geschriebenen Nachrichten durch den Ausruf Luft: „die übrigen Paläste der Stadt und die Grundstücke, vormals Erbgüter der Bürger, sind gegenwärtig im Besitze der Hofbedienten!" Auch die Begünstigung, welche die holländischen und französischen Ankömmlinge am Hofe erfuhren, erregte den Neid der alten Bürger.

Ohne Zweifel wurde durch diese Verhältnisse und mancherlei Aeußerungen, welche die Stimmung der Bürger gegen den Hof verriethen, die Abneigung veranlaßt, welche, nach der Versicherung des Herrn von Pöllnitz, die Churfürstin Dorothea schon seit dem Tage ihres Einzuges, an welchem sie mit Gleichgültigkeit von den Berlinern empfangen zu sein glaubte, gegen die Residenz hegte. Der lebhafte Antheil aber, welchen die Churfürstin in den ersten Jahren an der Verschönerung Berlin's nahm, beweist, daß diese Abneigung, wenn sie wirklich vorhanden war, erst in späterer Zeit entstand. Auch soll Dorothea, welche, wenn wir dem Herrn von Pöllnitz glauben wollen, bei den Berlinern mehr verhaßt, als beliebt war, ihren Gemahl bewogen haben, in den letzten zehn Jahren seines Lebens seinen gewöhnlichen Aufenthalt in dem im Jahre 1660 gebauten und späterhin sehr verschönerten Schlosse zu Potsdam zu nehmen; wo der große Churfürst am 29. April 1688 sein thatenreiches und ruhmvolles Leben beschloß.

Eine merkwürdige Sitte hatte sich zu Berlin aus der älteren Zeit noch während der Regierung des großen Churfürsten erhalten, welche wir nicht unerwähnt lassen dürfen, nehmlich die bei den kleinen Kirchen im Sommer und bei gutem Wetter übliche Feier des sonntäglichen Gottesdienstes unter freiem Himmel; und insofern sie in dem engen Raume der Kirchen, welcher die Zuhörer nicht mit Bequemlichkeit faßte, ihren Ursprung hatte, war sie ein rühmlicher Beweis von dem fleißigen Besuche des Gottesdienstes. So

wurde im Sommer auf dem Gertraudtenkirchhofe an jedem Sonntage Mittags um 12 Uhr eine Predigt unter freiem Himmel gehalten, weshalb einige Linden dort gepflanzt waren; dasselbe geschah bei der St. Georgenkirche, und die drei großen Linden, welche den ganzen heil. Geistkirchhof überschatteten, dienten sogar bei den sonntäglichen Predigten, welche dort für die Garnison im Sommer unter freiem Himmel gehalten wurden, zur Emporkirche. Daher begingen auch die Einwohner der Dorotheenstadt, ehe ihre Kirche fertig war, bei gutem Wetter unter den Linden ihre sonntägliche Feier, für welche im Winter das Haus des Hamburger Boten, Paul Grote, eingerichtet war.

Erbhuldigung der Churmark, Taufe König Friedrich Wilhelm's I. und Leichenbegängniss des grossen Churfürsten.

Die Pracht des neuen Hofes entfaltete sich zum ersten Male bei der Erbhuldigung der Churmark, welche am 14. Juni 1688 zu Berlin geschah. Nach Endigung des Gottesdienstes in der Domkirche, welcher um acht Uhr Morgens eingeläutet wurde, begab sich der Churfürst, mit allen Zeichen seiner fürstlichen Würde angethan und unter Vortragung des Churschwertes, Scepters und Majestätssiegels, zurück nach dem Schlosse, wo in den churfürstlichen Gemächern die Geheimen Räthe, so viele deren in der Churmark Lehen und Erbämter besaßen, durch Handschlag den Erbhuldigungs-Eid leisteten. Hierauf wurde die ganze Ritterschaft durch zwei aus ihrer Mitte gewählte Marschälle in den neu erbauten großen Saal geleitet, wo der churfürstliche Thron stand, zu welchem sechs Stufen führten. Nach einiger Zeit erschien der Churfürst mit seinen Brüdern unter Vortretung des Hofmarschalls mit dem Stabe und der Erbbeamten mit den fürstlichen Insignien, und umgeben von allen Generalen, Geheimen Räthen und Hofdienern. Als der Churfürst den Thron bestiegen, stellten sich seine Brüder zu beiden Seiten, und die Erbbeamten mit den Insignien auf den untersten Stufen; und der Geheime Rath von Fuchs, als ein trefflicher Redner in seiner Zeit berühmt, hielt auf das vom Hofmarschall gegebene Zeichen eine zierliche Rede, welche von dem Dompropste von Havelberg, Freiherrn von Schulenburg, im Namen der Ritterschaft beantwortet wurde; worauf der Leheneid von allen anwesenden Rittern geleistet wurde. Gern leisteten die churmärkischen Lehensträger besonders dieses

Mal den Eid, denn Friedrich hatte unmittelbar nach seinem Regierungsantritte manche unter ihnen von bangen Besorgnissen befreiet durch den Befehl, daß keinem vom Adel wegen begangener Lehenfehler die Belehnung verweigert werden solle. Diesen Befehl erließ der Churfürst zur Beruhigung des märkischen Adels, als er vernommen hatte, daß mehrere Lehenträger, deren Aeltern oder Vormünder in den letzten kriegerischen Zeiten wegen Abwesenheit aus dem Lande oder anderer Ursachen die Belehnung zu suchen versäumt hatten, nach dem Wechsel des Oberlehensherrn bei dem Lehendirektorium Schwierigkeiten zu finden oder gar ihrer Lehen verlustig zu werden fürchteten.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit begab sich der Churfürst in gleichem Zuge, wie zuvor, auf den vordern Schloßplatz, wo auf einer hohen Bühne der churfürstliche Thron aufgestellt war, und die Obrigkeiten und die Bürgerschaft der Residenz nebst den Abgeordneten der übrigen Städte aus der Alt-, Mittel- und Ukermark sich versammelt hatten. Die Städte Brandenburg und Stendal hatten zwar den alten Rangstreit mit Berlin auch bei dieser Gelegenheit erneuert, aber bald sich entschlossen, der Hauptstadt den Platz zu räumen. Daher wurde die Rede, welche der Geheime Rath von Fuchs an die märkischen Städte hielt, durch Levin Schardius, den ältesten Bürgermeister von Berlin, im Namen aller märkischen Städte beantwortet; worauf von allen anwesenden Bürgern der vorgelesene Eid nachgesprochen, und dreimal mit lauter Stimme gerufen wurde: Es lebe Friedrich der Dritte Churfürst von Brandenburg. Dann erhob sich Friedrich von seinem Throne, zeigte sich einige Zeit dem Volke während des beständigen Geschmetters der Trompeten und Pauken in beiden Schloßhöfen, und zog unter Trompeten- und Paukenschall, einer dreimaligen Salve der aufgestellten Garden und dem Donner der Kanonen auf den Wällen in feierlichem Zuge in das Schloß zurück. Bald darauf verkündigten die Schloßtrompeter die Eröffnung der Tafel. Der Churfürst speis'te mit seinen Brüdern unter Aufwartung des Erbküchenmeisters nnd Erbschenken an einer Quertafel; an einer daran stoßenden langen Tafel saßen andere anwesende fürstliche Personen, die Prälaten, die Vornehmsten der Ritterschaft und die ersten Abgeordneten der märkischen Städte; die übrigen Ritter und Deputirten der Städte wurden in den anstoßenden Gemächern bewirthet. Für das gemeine Volk aber floß

aus einem Springbrunnen in dem vordern Schloßhofe weißer und rother Wein im Ueberfluß.

Auf diese Feierlichkeit folgte in kurzer Zeit eine andere nicht minder erfreuliche, welche gleichfalls mit großer Pracht begangen wurde, nehmlich am 14. August 1688. die Taufe des am 4. desselben Monats gebornen Churprinzen, welcher den Namen Friedrich Wilhelm zum Andenken seines Großvaters erhielt. Die Taufe, welcher außer dem Churfürsten und dem ganzen Hofstaate, auch die Herzogin Sophia von Hannover, der Churfürstin Mutter, beiwohnte, geschah in der Domkirche. In allen brandenburgischen Staaten äußerte sich die Liebe des Volks für den Churfürsten und die Anhänglichkeit an das Churhaus in Freudensbezeigungen über die Geburt des Prinzen, vornehmlich aber in der Residenz.

Von besonders großer Wirkung war unter den Feierlichkeiten, wodurch der Glanz der Regierung Friedrich's schon in ihrem Anfange sich ankündigte, das Leichenbegängniß des großen Churfürsten. Schon in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wurde der Leichnam des großen Fürsten mit einem Gefolge von vielen Trauerwagen und einer unzählbaren Menge von Wachsfackeln von Potsdam nach Köln gebracht und in den Altangemächern des Schlosses niedergesetzt, wo er auf das prächtigste angekleidet und mit allen Zeichen der churfürstlichen Würde, Churhut, Churrock und Krone geschmückt, auf ein kostbar verziertes Paradebett gelegt, bis zum 12. Mai zur Schau ausgestellt, und Tag und Nacht von Geheimen Räthen, Generalen, Kammerherren und andern hohen Beamten bewacht wurde. Am 12. Mai, Abends 10 Uhr, wurde die Leiche in einem reich verzierten Sarge in Begleitung des ganzen Hofes, der sämmtlichen hohen Dienerschaft und einiger Deputirten aus der Ritterschaft und den Ständen durch einige Geheime Räthe in die Schloßkapelle getragen, wo sie von Kammerjunkern, Officieren der Trabanten und Pagen bis vierzehn Tage vor dem großen Leichenbegängnisse bewacht wurde; um diese Zeit trat wieder dieselbe vornehmere Bewachung ein, wie zur Zeit der Aufstellung der Leiche in den Gemächern des Schlosses.

Das große feierliche Leichenbegängniß wurde erst am 12. September gehalten. Schon in der Frühe des Morgens an diesem Tage war die ganze Stadt in Bewegung; und alle dazu gemachte Vorbereitungen kündigten eine großartige Feierlichkeit an. In der Mitte der Breitenstraße war von den

vier damaligen Residenzstädten eine prächtige Ehrenpforte mit vielen sinnreichen bildlichen Darstellungen und Inschriften, welche sich auf die glorreiche Regierung und die berühmten Thaten des großen Fürsten bezogen, und vor dem Eingange des Doms ein prächtiges mit Kriegsrüstungen verziertes Portal errichtet worden. Die Leibgarde, die drei Compagnien der deutschen und französischen Musketiers, die beiden Compagnien der Trabanten und alle übrige Truppen der Besatzung, alle in neuer, geschmackvoller, zum Theil reicher Kleidung, und trefflich gewaffnet, versammelten sich an den ihnen angewiesenen Oertern. Schon um 5 Uhr Morgens wurde die churfürstliche Leiche im Beisein der vornehmsten churfürstlichen Diener in den schon auf dem Leichenwagen stehenden äußern Sarg gelegt und unter das prachtvolle Castrum doloris oder Trauerportal gebracht, und um 7 Uhr begann das Trauergeläute, welches zweimal von zwei zu zwei Stunden wiederholt wurde. Um 11 Uhr wurde die Hoftafel gehalten, und nach Endigung derselben versammelten sich sämmtliche zum Trauergefolge eingeladene Personen in den jedem Stande bestimmten Gemächern des Schlosses; und um 1 Uhr unter dem Trauergeläute der Glocken in allen Kirchen setzte sich der gewaltige Leichenzug durch den vordersten Schloßhof in Bewegung. Was durch verschiedenartige Trauerkleidung und Mannigfaltigkeit der Ausschmückung des Trauergefolges nach den verschiedenen Ständen, durch Musik und Gesang, militärische Pracht und Abwechselung der verschiedenartigsten Fahnen und Standarten zur Erhöhung der Wirkung dieser großartigen Feierlichkeit geschehen konnte, war aufgeboten. Die Leibdragoner, das Leibregiment zu Pferde, die Leibgarde zu Fuß und die prächtig gekleideten Musketiere und Trabanten mit zur Erde gekehrten Waffen und umflorten Fahnen und Trommeln eröffneten den Zug; nach ihnen ging zuerst ein churfürstlicher Fourier, dann neun adelige Marschälle, dann die Schuljugend der Residenzstädte in schwarzen Mänteln und Trauerhüten, hierauf die Geistlichkeit, nach ihr die vier und zwanzig Hoftrompeter nebst den Paukenschlägern, und die 42 churfürstlichen Pagen mit ihren Hofmeistern. Diesen folgten ein Fourier zu Pferde und drei Marschälle mit Visiren, dann die Deputationen der französischen Refugiés, der vier Residenzstädte, der Landschaften aus den verschiedenen Provinzen, der Universitäten und des Johanniterordens, welche nebst den zu ihnen gehörigen Marschällen die erste Abtheilung des Zuges beschlossen. Die zweite Abtheilung wurde

durch einen prächtig gekleideten Herold mit einem Heroldstabe eröffnet, dem die von einem Obersten getragene Blutfahne mit dem Regalien-Wappen, und das prächtig mit einem Federbusche von Feuerfarbe und sehr reichem Zeuge und köstlicher Decke geschmückte Bataillenpferd folgten. Nach diesen wurden 27 Fahnen der verschiedenen Fürstenthümer und Herrschaften des Churfürsten, jede mit dem dazu gehörigen Wappen, von Oberstlieutenants getragen und hinter jeder ein Pferd, schwarz behangen, auf dessen Decke ebenfalls das Wappen der Fahne sich befand, von zwei Hauptleuten oder Rittmeistern geführt; sieben andere Herolde in reicher Heroldskleidung waren zwischen diesen Fahnen vertheilt, und dem neunten Herolde folgten die Fahnen mit dem Churwappen, die Hauptfahne mit dem vollständigen churfürstlichen Wappen, die damastene rosenfarbige mit goldenen und silbernen Frangen und dem gekrönten Adler auf beiden Seiten in verschiedener Stellung und verschiedenen Inschriften gezierte Freudenfahne, und endlich die Trauerfahne. Jede dieser letzten Fahnen wurde von einem Obersten getragen und die dazu gehörigen Pferde, welche auf gleiche Weise, wie die bei den Wappen der Provinzen aufgeführten, geschmückt waren, wurden von zwei Oberstwachtmeistern geführt. Ganz vorzüglich geschmückt war aber das Freudenpferd. Es war ganz mit fleischfarbigem Sammet bekleidet, auf der Decke waren mit Silber allerlei Devisen gestickt: auf der einen Seite ein Adler, welcher im Ungewitter nach dem Himmel flog und vier Jungen mit sich führte, welche wieder zurückkehrten, mit der Inschrift Dux simul et clypeus; auf der andern Seite ein gekrönter Adler, dessen Haupt und Schwanz mit weißen Bouquetten geziert waren, und welcher seine Jungen zur Sonne führte. Nach dem Freudenpferde ritt der Hofjunker von Kleist, angethan mit einem vergoldeten und an den Enden blau emaillirten Harnische und gleichem Helme, nebst Bouquet von rothen, weißen und blauen Blumen, und einen reich mit Diamanten verzierten Degen tragend, dessen Spitze er auf seine Brust setzte. Sein muthiges Roß war isabellfarbig und dessen Zeug und Decke reich mit Gold und Diamanten verziert; an jeder Seite ging ein schwarzgekleideter Trabant mit einer Partisane. Vor der Trauerfahne ging noch der Hofjunker von Fink zu Fuß, mit schwarzem Panzer und Helme bekleidet, und einen Degen mit unterwärts gekehrter Spitze tragend.

Nach der Trauerfahne erschienen ein zehnter Herold und drei adlige

Marschälle, hinter welchen vier kleinere Wappen: das oranische, preußische, churpfälzische und churbrandenburgische, von einzelnen Edelleuten getragen wurden; auf diese folgte der große churbrandenburgische Wappenschild, meist von Kupfer getrieben und mit allerlei Kriegsrüstungen geziert, welcher von vier Generalmajors mit dem Beistande von vier jungen Edelleuten, getragen wurde. Diesen Zug beschlossen acht Edelleute, welche die churfürstlichen und fürstlichen Insignien trugen, nehmlich das von dem Herzoge Albrecht herstammende preußische Souverainetätsschwert, das Churschwert, den englischen Orden des Hosenbandes, den Helm, den Regiments-Stab, das Majestätssiegel, die Krone mit dem Churhute und dem Churzepter.

Den Zug des prächtigen Leichenwagens eröffneten sechs adelige Marschälle. Auf diese folgten 26 Trabanten, von zwei Offizieren, einem Oberstlieutenant und Oberstwachtmeister geführt, mit langen Mänteln und erhobenen Partisanen; dreizehn an jeder Seite. Die Ausschmückung des Leichenwagens war der Größe des Fürsten angemessen, dessen Leiche darauf ruhte. Acht mit schwarzem Sammet bekleidete und von eben so vielen Oberstwachtmeistern geführte Pferde, welche vor der Stirn das Churwappen und an den Seiten jedes zwei verschiedene Wappen der Ahnen des großen Fürsten trugen, zogen den Wagen, welchen ein großes mit zwölf gestickten Wappen verziertes Tuch von schwarzem Sammet bedeckte, dessen vier Zipfel von vier Reichsgrafen gehalten wurden, zwei Grafen von Wittgenstein und den Grafen von Mansfeld und Stollberg. Den mit des großen Churfürsten Namen, dem großen churbrandenburgischen Wappenschilde und den Wappen der Ahnen gezierten und mit schwarzem Sammet überzogenen Himmel über dem Leichenwagen trugen zwölf Landräthe aus Preußen, Magdeburg und Pommern, und die daran befindlichen Schnüre wurden von zwölf adligen Herren gehalten. Zu beiden Seiten des Leichenwagens zogen außerdem einher, gleichmäßig zu beiden Seiten vertheilt, zwölf Obersten und eben so viele Kammerherren.

Dem langen Zuge des Trauergefolges gingen ebenfalls sechs adlige Marschälle voran, worauf zunächst der Churfürst Friedrich erschien im Trauerkleide mit langer Schleppe und mit einem runden Trauerhute, dessen langer Flor wie ein Visir das Gesicht bedeckte; nach dem Churfürsten die vier Markgrafen, seine Brüder, in der Folge ihres Alters, dann der Markgraf von Baireuth, der Fürst von Dessau, der Herzog von Sachsen-Merseburg,

der Landgraf von Hessen-Homburg und dessen Sohn, hierauf die für diese Feierlichkeit abgeordneten Gesandten des Herzogs von Meklenburg und des Markgrafen von Ansbach. Die churfürstlichen Geheimen Räthe, die Räthe der fremden Fürsten, die churfürstlichen Räthe und Leibärzte, die Geheime Kanzlei, die Kammerdiener und übrige churfürstliche Dienerschaft beschlossen diesen Zug. Sechs adlige Marschälle führten hierauf das Trauergefolge der Damen, welches die verwittwete Churfürstin eröffnete, worauf die Churfürstin Sophie Charlotte, dann die drei Schwestern des Churfürsten und die Herzogin von Merseburg folgten, und nach ihnen die vier Reichsgräfinnen von Mansfeld, von Solms und zwei von Wittgenstein. Alle Personen dieses Gefolges hatten ihre Schleppträger, selbst der junge Prinz von Homburg und die beiden Gesandten, die übrigen fürstlichen Personen außerdem eine zahlreiche Begleitung adliger Herren, so wie auch mehrere Trabanten, davon den Churfürsten und die beiden Churfürstinnen acht, die übrigen vier begleiteten; jede der fürstlichen Damen wurde von zwei vornehmen Herren geführt. Hierauf führten drei adlige Marschälle das Gefolge der Hofdamen der fürstlichen Damen, und eben so viele die Frauen und Töchter der churfürstlichen Geheimen Räthe, Generale und anderer vornehmer Bedienten. Alle Damen zogen einher in weißer Trauerkleidung, mit deren weiten Aermeln sie ihre zusammengelegten Hände verhüllten, in gebückter Haltung und mit verschleierten Gesichtern; die beiden Churfürstinnen zeichneten sich nur durch spitzige Trauerhauben aus, während die Hauben der andern Damen von platter Gestalt waren. Drei bürgerliche Marschälle endlich zogen an der Spitze der Kammergerichts-Advokaten und der Magistrate und Bürgerschaft der vier Residenzstädte, und nach diesen ritt ein Fourier zu Pferde. Den ganzen langen und prachtvollen Leichenzug schloß das churprinzliche Reuter-Regiment.

Also bewegte sich dieser prächtige Zug aus dem Schlosse durch die Breitestraße, dann mit einigem Umwege durch die Brüderstraße nach dem Dom, wo zu beiden Seiten des Eingangs das Trauerpferd, so wie das Bataillen- und Freudenpferd, dann die Fahnen und Wappen, endlich die Insignien in genau bestimmter Ordnung aufgestellt wurden, so daß die übrige Procession zwischen ihnen durchzog. Die Leiche wurde, nachdem vor der Kirche sechs Pferde abgespannt worden, durch die beiden übrigen auf das

unter der Kanzel errichtete und mit schwarzem Tuch beschlagene Gerüst gezogen, wo sie, bedeckt von einem Baldachin und umgeben von den Fahnen, Wappen und Insignien, bis zum Ende der Leichenfeierlichkeit blieb. Es war acht Uhr Abends, als nach der etwas langen Leichenpredigt des Hofpredigers Cochius der Gesang angehoben wurde, während dessen unter dem dreimaligen Donner von hundert Kanonen, der Salve der Regimenter und dem Geschmetter aller Trompeten und Pauken die Leiche in das churfürstliche Erbbegräbniß getragen wurde.

Unter der Trauermusik, welche hierauf angestimmt wurde, verließ die Procession die Kirche, und zog in der Erleuchtung einer unzählbaren Menge weißer Fackeln über den Schloß-Altan, und in ihr begab sich auch der Churfürst nach dem Schlosse, unter Vortragung der entblößten beiden Schwerter, des preußischen und des Churschwerts; und eine große Abendmahlzeit, wo an sechszig Tafeln gespeiset wurde, beschloß die erhabenen Feierlichkeiten dieses Tages.

Bei Gelegenheit dieser glänzenden Feierlichkeiten wurden die Einwohner der Residenz durch die Anwesenheit zahlreicher Gesandten, welche als Zuschauer erschienen, auf die große Wichtigkeit des Staats, dessen Mittelpunkt ihre Stadt war, in den Welthändeln aufmerksam gemacht; denn bei der Huldigung, der Taufe des Kronprinzen und dem glänzenden Leichenconducte des großen Churfürsten waren über 40 Gesandte fremder Fürsten gegenwärtig.

Was der erste König von Preussen noch als Churfürst Friedrich III. für die Verschönerung und Vergrösserung der Städte Berlin und Köln gethan.

Seit Beginn seiner Regierung sorgte Friedrich III. für die Verschönerung Berlin's.

Die Unterstützung der in die brandenburgischen Staaten aufgenommenen Franzosen wurde nicht nur in dem Sinne des großen Churfürsten, sondern selbst mit noch größerer Freigebigkeit fortgesetzt. Nach dem Rathe Eberhards von Dankelmann, welcher nach dem Systeme Colbert's es für die Hauptaufgabe der Staatsverwaltung hielt, den Kunstfleiß und die Gewerbe zu befördern, suchte der Churfürst die Vortheile der Einwanderung so vieler geschickter Arbeiter dadurch seinem Lande anzueignen, daß er die eingewanderten Franzosen zur Unternehmung von Fabriken aufmunterte und darin durch Vorschüsse unterstützte. Um die Wollenmanufacturen zu heben, wurden in Frankreich Weberstühle und andre Werkzeuge gekauft, was wegen der gespannten Verhältnisse mit dem französischen Hofe nicht ohne große Schwierigkeiten und ganz besondere Vorsicht ausgeführt wurde; und diese Werkzeuge wurden an geschickte Arbeiter vertheilt. Schon im ersten Jahre seiner Regierung gründete Friedrich zu Berlin eine mathematische Schule, welche der später entstandenen Akademie der Künste zur Grundlage diente, und für den Adel der brandenburgischen Staaten war die um dieselbe Zeit errichtete adlige Kadettencompagnie eine äußerst wohlthätige Anstalt.

Auf die Vergrößerung der Residenz war Friedrich ebenfalls sogleich im Anfange seiner Regierung bedacht; und schon im ersten Jahre seiner Regierung wurde die Erbauung der Friedrichsstadt beschlossen. Bis dahin führte die seit dem Jahre 1678 auf dem Grunde des Thiergartens erbaute linke Reihe der Häuser unter den Linden diesen Namen. Im August 1688 wurde eine aus dem Obermarschall von Grumkau, dem Geheimen Rathe D. L. von Dankelmann und den Baumeistern Smid und Nehring bestehende Commission angeordnet, um die den cölnischen Bürgern zugehörigen Aecker und Wiesen, auf welchen die neue Stadt erbauet werden sollte, so gut als möglich zu erhandeln; und noch innerhalb dieses Jahres wurde auf dem Grunde eines churfürstlichen Vorwerks und Gartens die Erbauung des Theils, welcher von der Kronenstraße bis zur Jägerstraße sich erstreckt, angefangen. Sehr rasch schritt seit dieser Zeit der Bau der neuen Stadt rechts von der Lindenallee, womit damals oberhalb der jetzigen Leipzigerstraße der Weg nach Potsdam besetzt war, vorwärts, weil dort meistens auf churfürstlichem Grunde gebauet wurde. Desto mehr Schwierigkeiten machte der Anbau links von der Lindenallee, wo der Grund von den Bürgern erkauft werden mußte; und als die Eigenthümer zu diesem Verkaufe nicht immer mit großer Bereitwilligkeit sich entschlossen, so wurde von den Landständen eine Vorstellung bei dem Churfürsten eingereicht, welche im Jahre 1692 das Verbot, außerhalb des damaligen Leipziger Thores Häuser zu bauen, veranlaßte. Diese Schwierigkeiten wurden jedoch späterhin überwunden; durch die freie Lieferung von Holz, Kalk und Steinen und die durch die Verordnung vom 24. Sept. 1691 den Anbauern zugestandene sogenannte Baufreiheit und bis zum Jahre 1710 bewilligte Befreiung von der Ziese wurden viele zum Hausbau in der neuen Stadt bewogen; und schon im Jahre 1695, als Nehring starb, zählte die Friedrichsstadt etwa 300 Häuser, welche sämmtlich, dem mehrmals wiederholten churfürstlichen Befehle zufolge, nach Nehring's, oder von ihm gebilligten Rissen gebauet waren. Nach Nehring's Tode erhielt der Bau-Direktor und Oberingenieur Johann Heinrich Behr die Aufsicht über den Bau der neuen Stadt; von ihm wurden also seitdem die Baustellen angewiesen und die Risse der Häuser geprüft.

Sehr wohlthätig für die Residenz war die Verordnung, wodurch Friedrich ebenfalls schon innerhalb der ersten Monate nach seinem Regie-

rungsantritte die Aufkäuferei der nothwendigen Lebensmittel bei strenger Strafe verbot und dagegen befahl, daß die Lebensmittel an einem bestimmten Orte feil geboten werden sollten; und dazu wurde der Neumarkt eingerichtet.

Nachdem der Churfürst durch so vielfache nützliche Einrichtungen den Anfang seiner Regierung der Residenz wohlthätig gemacht und auch in Hinsicht der Hauptstadt die Fortführung der Pläne seines großen Vaters eingeleitet hatte, so nahmen die politischen Händel ganz seine Thätigkeit in Anspruch; denn der große Krieg mit Frankreich brach im Anfange des Jahres 1689 aus, und auch gegen den Churfürsten wurden durch Beschädigung des clevischen Landes, durch Forderung von Kontributionen und Uebersendung von Brandbriefen in dieses Land von den französischen Truppen die Feindseligkeiten eröffnet. Nach alter Sitte ordnete Friedrich hierauf einen Buß- und Bettag an, der am 5. Februar 1689 in allen brandenburgischen Ländern gefeiert wurde; am 5. April desselben Jahres erließ er das Manifest, worin er als Reichsstand und souverainer Herzog von Preußen dem Könige von Frankreich den Krieg ankündigte; und zugleich wurde eine Verordnung erlassen, wodurch die Einfuhr französischer Waaren in die brandenburgischen Staaten und die Ausfuhr der Pferde nach Frankreich streng untersagt wurde. Am 18. Mai reiste Friedrich in Begleitung seiner Gemahlin nach dem Rhein ab, nahm auf der Reise die Huldigung zu Halle, Magdeburg, Minden und Cleve an, und eröffnete mit einem trefflichen Heere von 31000 Mann den Krieg. Es ist aber nicht dieses Orts, die glänzende Eroberung von Kaiserswerth und Bonn, welche der Churfürst selbst leitete, zu erzählen.

Am 3. November 1689 kam Friedrich von diesem ersten Feldzuge nach Berlin zurück und wurde mit unbeschreiblichem Jubel des Volks aufgenommen.

Keines der folgenden Jahre seiner Regierung, obgleich wichtige auswärtige Angelegenheiten ohne Unterbrechung den Churfürsten beschäftigten und Reisen bald an den Rhein und nach Holland, bald nach Preußen veranlaßten, blieb ohne irgend eine erhebliche Einrichtung zum Nutzen oder zur Verschönerung der Residenz. Noch im Jahre 1689 wurde auf churfürstliche Kosten die Kapelle, welche man damals gewöhnlich Jerusalem nannte, unter der Leitung des Baumeisters Simonetti erweitert. Diese kleine Kirche war nehmlich im Jahre 1484 von einem berlinischen Patricier, Namens Müller, zum Andenken seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande, und zu Ehren

Gottes, der heiligen Jungfrau, des heiligen Kreuzes und des heiligen Fabian Sebastian gestiftet, und von den Bischöfen Arnulph von Brandenburg, Johann von Ratzeburg, Liborius von Lübeck und andern zur Ertheilung des Ablasses berechtigt worden; späterhin wurde sie im Jahre 1671 von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm dem Magistrate des Friedrichswerders geschenkt, und um das Jahr 1680 durch das Testament des churfürstlichen Raths Johann von Martiz mit einem Hospitale für acht Arme versehen. In demselben Jahre 1689 erhielt die Domkirche eine neue Kanzel, und die alte Kanzel wurde der neuen Kirche der Dorotheenstadt geschenkt, wo die französischen Prediger angewiesen wurden, wöchentlich einmal zu predigen.

Schon im Jahre 1690 wurde unter Nehring's Leitung der Bau der langen Brücke, eines der glänzendsten Werke Friedrich's und eine der schönsten Zierden, welche Berlin der unermüdeten Sorgfalt dieses Fürsten für die Verschönerung seiner Hauptstadt verdankt, aus pirnaischen Quadersteinen angefangen; aber erst späterhin, als der berühmte Schlüter hinzutrat, wurde der Plan in größerer Vollkommenheit ausgebildet und in den Jahren 1692 bis 1695 das herrliche Werk vollendet. Auf die Fortsetzung des Schloßbaues war schon damals Friedrich bedacht, und es wurde Befehl gegeben, was dazu erforderlich wäre, schleunigst herbeizuschaffen. Wie sehr übrigens in Berlin, ungeachtet aller Sorgfalt für die Verschönerung der Stadt während der Regierung des großen Churfürsten, noch manche alte Mißbräuche sich erhalten hatten, beweist der damals an den Richter der Dorotheenstadt ergangene Befehl', dahin zu sehen, daß der mittelste Gang in der Lindenallee gehörig verwahrt und gegen Verunreinigung durch die auf den Straßen umherlaufenden Schweine gesichert würde. Auch wurden damals erst die in der Mitte der Straßen stehenden Brunnen völlig fortgeschafft; und erst im folgenden Jahre 1691 befahl eine churfürstliche Verordnung die Abschaffung der Stroh- und Schindeldächer in sämmtlichen Residenzstädten. Im Jahre 1692 wurde statt der hölzernen Schleuse auf dem Friedrichswerder eine steinerne gebaut; der Molken-Markt wurde, weil der General von Barfuß eine Wohnung auf demselben bezog, von den Schweineschlächterbuden gereinigt, welche nach dem Neuen Markte verlegt wurden; und seitdem wurde die Wachparade der Garnison, welche vorhin in der Klosterstraße Statt fand, auf dem Molkenmarkte gehalten. Seit dem Jahre 1693 wurde das berlinische

Rathhaus nach einem von Nehring entworfenen Plane erweitert, wozu der Magistrat von Zeit zu Zeit mit Geschenken vom Churfürsten unterstützt wurde. Am 28. Mai 1695 legte Friedrich feierlich den Grundstein zu dem prachtvollen Zeughause auf dem Friedrichswerder, dessen Bau unter der Leitung der Baumeister Nehring, Schlüter, Bodt und Grüneberg zum Theil durch Beiträge der Provinzen bestritten wurde; und am 15. August desselben Jahres auch den ersten Stein zum Bau der reformirten Parochialkirche in der Klosterstraße. Am Morgen dieses Tages wurde durch dreimaliges Läuten der Glocken der Domkirche diese Feierlichkeit angekündigt, und nach dem dritten Geläute begab sich der Churfürst mit seinem ganzen Hofstaate nach der Baustelle, wo für den Hof und andere vornehme Personen Stühle unter der Bedeckung eines Zeltes aufgestellt waren. Der Hofprediger Ursinus hielt hierauf den Gottesdienst auf einer Bühne vor einem Tische, auf welchem auf schwarzen sammetnen Kissen die Bibel und der heidelbergische Katechismus in schönem schwarzen Einbande mit stark vergoldeten Beschlägen lagen; und auf einem kleinern und niedrigern Tische befanden sich eine Büchse mit verschiedenen unter der Regierung des Churfürsten geprägten Denkmünzen und zwei kupferne Platten, auf deren einer der Grundriß und auf der andern der Abriß der neuen Kirche gestochen waren. Vor der Bühne lagen die drei Grundsteine, womit der Bau begonnen werden sollte. Nach der Endigung des Gottesdienstes schafften zwei churfürstliche Fouriere jene Steine an ihren Ort, und andere dazu bestellte Personen trugen dahin die Denkzeichen, welche in die Grundsteine gelegt werden sollten; der Hofprediger Ursinus trug die Bibel. Hierauf erhob sich der Churfürst unter dem Geläute der Glocken aller Kirchen, schob die drei Grundsteine in dem untergeworfenen Kalk an ihren Ort, und legte in die Höhlungen der beiden erstern Steine die zuvor genannten Denkzeichen; worauf die Churfürstin, der Churprinz und die Churprinzessin einige Kellen Kalk an die Steine warfen und mit dem Hammer einige Male darauf schlugen. Die Feierlichkeit wurde mit einem Gebete des Hofpredigers und der Absingung des hundertsten Psalms beschlossen. An zierlichen Reden fehlte es auch bei dieser Gelegenheit nicht, wie bei allen öffentlichen Feierlichkeiten des Hofes in dieser Zeit. Als die Feierlichkeit beendigt war, so stattete der Geheime Rath von Berchem im Namen der reformirten Gemeinde den Dank in einer wohlgesetzten Rede ab, welche der

Geheime Rath von Fuchs im Namen des Churfürsten eben so zierlich beantwortete; und auch der Hofprediger Ursinus trug, als der Churfürst in den Wagen zu steigen im Begriff war, um nach dem Schlosse zurückzukehren, noch einmal in einer kurzen Rede den Dank der reformirten Gemeinde vor.

Der Bau dieser Kirche kam aber nicht nach den Rissen Nehring's, wovon die Abbildungen in den Grundstein gelegt waren, zu Stande; sondern als im Jahre 1698 wegen fehlerhafter Wölbung der Kuppel ein großer Theil des Gewölbes zusammenfiel, nachdem man schon angefangen hatte, die Kirche zu bedachen, erhielt der Plan durch den Baumeister Grüneberg sehr wesentliche Abänderungen, und nach diesem geänderten Plan wurde der Bau der Kirche im Jahre 1703, der Bau des Thurms aber erst im Jahre 1713 vollendet.

Indem Friedrich durch neue Gebäude die Residenz verschönerte, brachte er auch mit unermüdeter Sorgfalt die von seinem großen Vater angefangenen Werke zur Vollendung, und besonders bedurfte die Dorotheenstadt noch großer Aufmerksamkeit, indem daselbst eine solche Menge schlechten Gesindels sich angesiedelt hatte, daß der damalige Doctor Rudolph Walter in einer Bittschrift an den Churfürsten auf das dringendste um die Zerstörung der dortigen Wirthschaften bat, welche den Sitten so gefährlich wären, als der Gesundheit der übrigen Bewohner Berlin's.

Ueberhaupt verschönerte sich Berlin mit jedem Jahre. Wenn schon im Jahre 1673 der als Alterthumskenner und Numismatiker berühmte französische Arzt, Carl Patin, in seinem Reisebericht an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig schrieb: „Alles schien mir zu Berlin so schön, daß ich mir dachte, es müsse hier der Himmel eine Oeffnung haben, durch welche die Sonne diesem Lande ihre Gunstbezeugungen gewähre," wie viel mehr verdiente Berlin eine solche poetische Lobrede im Jahre 1700?

Feierlicher Einzug Friedrich's des Ersten, Königs von Preussen, in seine Hauptstadt.

Den prachtvollen und kostbaren Feierlichkeiten, womit zu Königsberg die Krönung gefeiert wurde, und den Aeußerungen der freudigen Theilnahme der Preußen an der Erhöhung der Würde ihres Fürsten, waren die Anstalten und Freudebezeigungen angemessen, womit in Berlin die Rückkehr des königlichen Hofes verherrlicht wurde.

Sieben Ehrenpforten wurden errichtet: die erste außerhalb des Georgenthors von den Vorstädtern und Gärtnern; die andere innerhalb des Thors von den Eximirten und Hofbedienten; eine dritte an der Klosterstraße von der französischen Colonie; die vierte an der Jüdenstraße von der Dorotheenstadt; die fünfte am berlinischen Rathhause von der Stadt Berlin; die sechste am Posthause von den beiden Städten Friedrichswerder und Friedrichsstadt; und die siebente von der Stadt Köln an der Stechbahn vor dem Schlosse. Die zahlreichen Sinnbilder und Darstellungen dieser Ehrenpforten, so wie ihre sehr verschiedenartige Struktur, wurden von der Akademie der Künste angegeben, welche sich bemühte, bei dieser Gelegenheit den Geschmack ihrer Mitbürger zu leiten und Abenteuerlichkeiten fern zu halten.

Die Bürgerschaft mit allen ihren Gewerken errichtete von ihrer waffenfähigen Mannschaft neun und dreißig Compagnien, welche auf das fleißigste in den Waffen geübt und von Zeit zu Zeit gemustert wurden. Jede dieser Compagnien zeichnete sich durch schöne Kleidung aus; vor allen aber die beiden Compagnien der Kaufleute von Berlin und Köln, welche Röcke von feinem weißen Tuche mit Silber, und Hüte mit silbernen Tressen trugen, die blau gekleideten französischen Cadets mit weißen Federn auf den Hüten, und

die französischen Grenadiere, welche roth und weiße Röcke und rothe Grenadiermützen trugen. Auf diesen Grenadiermützen war der preußische schwarze Adler von geschnitzter Arbeit erhöht, welcher mit seinem Halse den gewöhnlichen Bügel der Grenadiermützen bildete, und mit dem Schnabel einen Schild hielt, auf welchem der königliche Namenszug sich befand. Außerdem hatten die berlinischen Fleischhauer eine Compagnie Cürassiere gebildet, deren schöne Pferde, hellpolirte Cürasse und neue Elendlederne Collette, so wie ihre neuen Pauken mit schönen Decken, welche der König ihnen zu führen damals erlaubt hatte, alle Augen auf sich zogen. Auch aus den Provinzen fanden sich Deputirte ein, um dem Einzuge des königlichen Hofes beizuwohnen.

Diese Anstalten waren noch nicht vollendet, als der königliche Hof am 17. März 1701 wieder in der Mark anlangte. Der König verweilte daher in Schönhausen, und die Königin in Lietzenburg, so lange, bis alle Vorbereitungen für den Einzug zu Stande gebracht waren; und beide besuchten von Zeit zu Zeit die andern Lustschlösser, als Potsdam, Oranienburg und Rosenfelde, wo mancherlei Ergötzlichkeiten veranstaltet wurden. Am 6. Mai erfolgte endlich der feierliche Einzug in der langen trefflich geordneten Reihe glänzender Reiterei und zahlloser Staatswagen und Handpferde. Die Gensd'armes und Grands Mousquetaires eröffneten den glänzenden Zug; dann folgten in sechsspännigen Staatswagen die Deputirten der Provinzen und die königlichen Minister, dann die Kutschen und Handpferde des Hofes und der anwesenden fremden Fürsten, des Landgrafen von Hessen und der Fürsten von Anhalt; dann zog vor dem Könige, der Königin und den Prinzen der ganze Hofstaat einher, nebst den Hoftrompetern und Hofpaukern. Der König und die Prinzen ritten auf schönen Pferden, den König umgaben die Schweizergarde und eine große Zahl von Laquaien; und die Königin mit der Gemalin des Markgrafen Philipp Wilhelm fuhr in einer prächtigen, mit acht Pferden bespannten Kutsche. Nach dem Wagen der Königin ritten die drei Compagnien der Garde du Corps, worauf die Hofdamen der Königin in acht Kutschen folgten. Der Cürassier-Compagnie der Fleischhauer war die Ehre zu Theil geworden, den Zug zu beschließen. Die vier und zwanzig Hoftrompeter und die beiden Hofpauker in ihrer kostbaren Staatskleidung und mit ihren prächtigen Wappendecken trugen nicht wenig dazu bei, den Glanz dieses Zuges zu erhöhen.

Sobald der König um drei Uhr Nachmittags der Stadt sich näherte, begann das Geläute aller Glocken in der Stadt und der Donner von mehr als zweihundert Kanonen auf den Wällen und einer großen Menge von Stücken auf den in der Spre liegenden Jachten und Fregatten; ganz vorzüglich überraschend war aber der Donner von sechs Stücken, welche der königliche Kupferdecker Bertram mit großer Geschicklichkeit auf die oberste Dachkappe des Marienthurms gebracht hatte und dort, während der König in die Stadt einzog, unter beständigem Schwingen einer großen Fahne und Herabwerfen von Schwärmern, dreimal abbrannte.

Dann bewegte sich der Zug in feierlicher Langsamkeit durch die bewaffnete Bürgerschaft, welche von einer Viertelmeile Weges außerhalb der Stadt bis an die lange Brücke in doppelter Reihe sich aufgestellt hatte; den Schloßplatz hielten die Compagnie der kölnischen Kaufleute und die königlichen Garden besetzt. Bei jeder Ehrenpforte standen Abgeordnete derjenigen, welche sie erbaut hatten, um den König zu empfangen. Bei der Ehrenpforte der Gärtner waren zwanzig als Gartennymphen gekleidete junge Mädchen aufgestellt, welche sowohl aus den Blumenkränzen auf ihren Köpfen, als aus Blumenkörben, dem Könige und der Königin Blumen und Blumenkränze zuwarfen; und auf zwei Postamenten an den beiden kleinern Nebenthüren der berlinischen Ehrenpforte standen zwei römisch gekleidete Jungfrauen, welche das königliche Ehepaar und den Kronprinzen im Namen aller fünf alten und neuen Städte mit dem Absingen einiger Reime begrüßten. Bei den übrigen Ehrenpforten aber wurde der König nur mit schweigender und ehrfurchtsvoller Verneigung der Abgeordneten empfangen. Gleichwohl dauerte der Zug bis sieben Uhr Abends. Eine dreimalige Salve der Bürgercompagnien und der königlichen Truppen beschloß, als die königliche Familie in ihren Gemächern angekommen war, die prachtvolle Feierlichkeit dieses Tages.

Unermeßlich war die Zahl der Schaulustigen, welche an allen Orten, welche der Zug berührte, sich versammelt hatten, nicht bloß aus Berlin, sondern auch aus weiter Ferne; und man rechnete die Zahl der Fremden, welche dieses Fest nach Berlin gezogen hatte, auf fünfzehn Tausend.

Auch die folgenden Tage boten verschiedene Feierlichkeiten und mancherlei Ergötzlichkeiten dar. Am nächsten Tage nach dem Einzuge überbrachten alle Collegia ihre Glückwünsche in einer feierlichen Audienz; und nachdem am

folgenden Sonntage, dem 8. Mai, in der Domkirche das kirchliche Dankfest gefeiert worden, so wurde am Abende des andern Tages die Residenz so herrlich erleuchtet, daß, nach dem Ausdrucke des Herrn von Besser, „Berlin nicht schimmerte, sondern in allen Gassen von Lichtern, Lampen und Freudenfeuern gleichsam brannte.“ Nach dieser glänzenden Erleuchtung, bei welcher unter andern öffentlichen Gebäuden die Akademie der Künste durch Reichthum und Erfindung der Sinnbilder sich auszeichnete, belustigte noch an diesem Abende ein prachtvolles, von dem Markgrafen Philipp angeordnetes Feuerwerk vor dem Leipziger Thore zwei Stunden lang sowohl den Hof, welcher mit allen Gesandten vom Wall aus unter Zelten dasselbe betrachtete, als die unermeßliche Menge von andern auf dem Walle versammelten Zuschauern.

Als alle Feierlichkeiten beendigt waren, erging der Befehl, daß in allen Kirchen der königlichen Lande am 22. Junius dieses Jahres wegen der dem königlichen Hause verliehenen neuen Würde ein Dank-, Buß- und Bettag gefeiert werden sollte; und der König selbst schrieb die Worte vor, welche von den Kanzeln erklärt werden sollten, nehmlich Ps. 64, 10: „Alle Menschen, die es sehen, die werden sagen, das hat Gott gethan und merken, daß es sein Werk sei.“

So ward Berlin im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der Sitz eines Königs, und zunächst wurde in dem veränderten Namen der Gegend, durch welche der glänzende Einzug des königlichen Hofes geschehen war, diesem feierlichen Tage ein Denkmal gestiftet; denn seit diesem Tage erhielt die Georgenstraße den Namen der Königsstraße, das St. Georgenthor, welches damals noch am Ende dieser Straße diesseits der Königsbrücke stand, den Namen des Königsthors, und die Vorstadt außerhalb des Georgenthors wurde die Königsvorstadt genannt.

Berlin unter König Friedrich I.

Die Erweiterung und Verschönerung der Stadt wurde auch in dieser zweiten königlichen Periode ununterbrochen, und selbst mit noch größerer Thätigkeit fortgesetzt. Im Jahre 1701 wurde der Grundstein zu drei neuen Kirchen gelegt, zu der Garnisonkirche auf dem Bollwerke am Spandauer Thore, und zu den beiden Kirchen auf dem Markte der Friedrichsstadt, der französischen und der sogenannten neuen; und am 10. Julius desselben Jahres wurde die deutsche und französische Kirche auf dem Werder eingeweiht. Um dieselbe Zeit wurden durch den Ingenieur Behr auf der Friedrichsstadt die Leipziger- und Jerusalemerstraße angelegt; und als im Jahre 1706 die Straßen der neuen Stadt ihre Namen erhielten, wurden schon drei und zwanzig stark bebaute Straßen gezählt. Der Friedrichsstraße gab der König seinen eignen Namen, so wie durch den Namen der Charlottenstraße das Andenken der damals schon verstorbenen Königin geehrt, und die Markgrafenstraße nach den Brüdern des Königs benannt wurde; die Verdienste des Ingenieurs Behr um die Gründung der Stadt wurden durch den Namen der Behrenstraße öffentlich anerkannt. Den Eigenthümern der Häuser an der linken Seite der Lindenallee auf der Dorotheenstadt wurde im Jahre 1712 die wichtige Vergünstigung zu Theil, den Wall, welcher die Dorotheenstadt von der Friedrichsstadt schied, abzutragen; und der dadurch gewonnene Boden wurde ihnen gegen einen Grundzins überlassen. Den Friedrichswerder zierte nicht nur das prächtige Zeughaus, welches im Jahre 1706 vollendet wurde, sondern der Münzkanal wurde schon im Jahre 1701 zur Bequemlichkeit der

Münze von Schlüter angelegt, und seit dem Jahre 1705 der Platz an der neuen Kirche mit meistentheils schönen Häusern umgeben. In Köln wurde die Fischerbrücke und die Gegend an derselben schon vor dem Jahre 1710 angebaut, und am 27. Mai dieses Jahres von dem Könige selbst der Grundstein des kölnischen Rathhauses gelegt, welches das gemeinschaftliche Rathhaus der ganzen Residenz sein sollte, in der Folge aber eine andere Bestimmung erhielt. Berlin gewann eine wichtige Verbesserung durch die Erhöhung der Burgstraße, welche schon im Jahre 1698 geschah, und die kostbare Schälung des Stroms mit Werkstücken, welche im Jahre 1706 zu Stande gebracht wurde. Auch die Spandauer Vorstadt, welche Friedrich nach seiner dritten Gemahlin Sophie Luise, Sophienstadt nannte, wurde bedeutend erweitert, und dort im Jahre 1712 der Grund zu einer Kirche gelegt, welche ebenfalls zu Ehren der Königin Sophienkirche genannt wurde; und zur Erweiterung der Stralauer Vorstadt gaben die im Jahre 1709 angelegten holländischen Windmühlen Veranlassung. Der langen Brücke wurde im Jahre 1703 die herrliche Zierde zu Theil, welche schon bei ihrer Erbauung ihr zugedacht wurde; denn am Geburtstage des Königs wurde die Statue des großen Churfürsten feierlich eingeweiht. Um acht Uhr Morgens begaben sich, unter der Musik der voranziehenden Hoftrompeter und Hofpauker, der Obermarschall, Graf von Wittgenstein, der Schloßhauptmann von Prinzen und der Oberceremonienmeister von Besser, mit vier Herolden, so wie der Oberschenk und die Cavaliere zu Pferde, in feierlichem Zuge aus dem Schlosse nach der langen Brücke; und als hierauf von dem herrlichen Kunstwerke das Tuch, womit es bedeckt war, herabgezogen wurde, entblößte die ganze Gesellschaft ehrfurchtsvoll vor dem Bilde des großen Fürsten die Häupter. Hierauf gaben die zu beiden Seiten der Brücke stehenden Tambours und Hautboisten das Zeichen zum Schweigen, und der erste Herold las auf Befehl des Obermarschalls mit lauter Stimme das königliche Gebot, wodurch jedermänniglich kund gethan wurde, daß „Se. Königliche Majestät diese Statue, welche zu Friedrich Wilhelm's des Großen und seiner unsterblichen Heldenthaten ewigwährendem Andenken gesetzt und aufgerichtet worden, von Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen wolle.“ Nach diesem begrüßten der Obermarschall und sein Gefolge die Bildsäule mit tiefer Ver-

neigung und standen vor derselben mit entblößtem Haupte so lange, bis das Geschütz auf den Wällen dreimal abgefeuert und von den auf dem Schloßplatze und in der breiten Straße aufgestellten Truppen eine dreimalige Salve gegeben worden war. Hierauf erfolgte der Abzug, zuerst des Obermarschalls und seines ganzen Gefolges in der Ordnung, in welcher sie gekommen waren, dann aller aufgestellten Truppen, welche im Vorbeigehen die Statue begrüßten, und hierauf durch die Königsstraße und Poststraße, dann über den Mühlendamm durch die Breitestraße nach dem Schlosse zurückkehrten. Ein Gottesdienst in der Domkirche, welchem alle Ordensritter in ihrer Ordenstracht beiwohnten, beschloß diese Feierlichkeit.

Mit ganz vorzüglicher Thätigkeit wurde seit dem Jahre 1699 der Bau des Schlosses unter Schlüter's Leitung betrieben; und es gelang diesem großen Künstler, aus der meist unförmlichen Masse von Gebäuden verschiedener Zeiten und verschiedenen Geschmacks ein Ganzes zu schaffen, welches mit Recht als eines der schönsten Schlösser in Europa betrachtet wurde, und mit noch größerem Rechte diesen Platz behauptet haben würde, wenn es nicht seinem Nebenbuhler, dem Obersten Eosander von Göthe, gelungen wäre, das Werk mitten in seiner Entwickelung zu stören, und andere Pläne an die Stelle zu setzen, welche schon deswegen fehlerhaft waren, weil sie die Harmonie des Schlüter'schen Baues störten. Schon im Jahre 1701, als Friedrich von der Krönung zu Königsberg zurückkam, fand er den Rittersaal fertig; die daranstoßenden Prachtzimmer wurden hierauf ebenfalls eingerichtet, so wie auch der Bau des Portals an der Seite des Schloßplatzes, und des demselben entsprechenden am Lustgarten angefangen wurde. Auch entwarf Schlüter den Plan zu einer neuen Verzierung des Doms, dessen Vorderseite eine Kuppel und zwei Thürme erhalten sollte; aber alle diese schönen Pläne würden vereitelt, als Schlüter es über sich nahm, den Münzthurm zu erhöhen, in welchem der König die Absicht hatte, ein Glockenspiel einrichten zu lassen. Dieser, ohne seine Schuld verunglückte Bau brachte ihn im Jahre 1706 um die Leitung des Schloßbaues, und sein Feind, Eosander von Göthe, hatte nunmehr für seine Pläne freien Spielraum, welche auch nicht zur völligen Ausführung kamen, weil der König die Vollendung des Baues nicht erlebte. Indeß legte Friedrich in eigner Person im Jahre

1708 den Grundstein der neuen Schloßkapelle und des Theils vom Schlosse, welcher der Schloßfreiheit gegenüber liegt.

Eine sehr wichtige Veränderung, welche in dieser Periode die innere Verfassung von Berlin erlitt, war die durch das königliche Edikt vom 17. Januar 1709 verfügte Vereinigung der bisherigen Rathscollegien der einzelnen Residenzen und Vorstädte zu einem allgemeinen Stadtmagistrat, und aller einzelnen Gerichte zu einem einzigen Gerichtscollegium. Der neue Stadtrath bestand nach dieser königlichen Verordnung aus vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oeconomie-Director, einem Oeconomie-Einnehmer, einem Controlleur und zehn Rathsverwandten. Alle diese Stellen waren nur von jährlicher Dauer, und wurden, so wie die untergeordneten Aemter des Secretairs, Registrators und Copisten, durch königliche Ernennung besetzt. Für die jährliche Einführung oder Versetzung des Magistrats wurde der Tag des Krönungsfestes bestimmt, und genaue gleichmäßige Berücksichtigung der beiden evangelischen Confessionen für die Ernennung der Glieder des Stadtrathes zum Gesetz gemacht. Für das allgemeine Stadtgericht wurden zwölf Richter angeordnet und ebenfalls von dem Könige ernannt. Alle Vorrechte, deren bisher die Stadt Berlin vor den übrigen Städten der Residenz genossen, wurden aufgehoben, mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß künftig alle Residenzstädte zusammen unter dem gemeinschaftlichen Namen Berlin begriffen werden sollten. Der Magistrat behielt übrigens auch nach dieser Anordnung die Verwaltung des städtischen Gemeinwesens in ihrem ganzen bisherigen Umfange; nur sollte in Polizeisachen der Hof- und Steuerrath Grohmann, und in Angelegenheiten, welche das Interesse der französischen Colonie oder einzelner Mitglieder derselben beträfen, der Legationsrath und französische Oberrichter Ancillon zugezogen werden. Die erste feierliche Einführung des gemeinschaftlichen Stadtraths geschah hierauf am 18. Januar 1709 mit großer Feierlichkeit und vielen zierlichen Reden, unter einem gewaltigen Andrange von Schaulustigen; und über diese neue Anordnung, obgleich sie in viele gewohnte Verhältnisse eingriff, war nach dem Zeugnisse Küster's Jedermann im Herzen froh, außer denen, welche dadurch ihre Stellen und ihren bisherigen Einfluß verloren; wiewohl auch diesen der fernere Genuß ihrer bisherigen Vortheile zugesichert wurde.

Auch die französische Colonie zu Berlin erfuhr fernerhin die Sorgfalt des Königs. Im Jahre 1703 wurden die Statuten des im Jahre 1689 gestifteten Collège royal français vollzogen, für welches im Jahre 1701 das Haus des Generals von Wangenheim auf dem Werder war erkauft worden. Für die französischen Ausgewanderten, welchen der Kanton Bern seit dem Jahre 1698 den längern Aufenthalt versagte, und welche zu Berlin durch Deputirte um Aufnahme baten, wurde die Maison de refuge gegründet, und bald darauf den Ausgewanderten aus dem Fürstenthume Oranien, welche die Unduldsamkeit Ludwig des Vierzehnten genöthigt hatte, ihr Vaterland zu verlassen, auf die Verwendung der Königin Anna von England die Aufnahme gestattet; worauf aus den reichlichen Almosen, welche für diese unglücklichen Flüchtlinge in England waren gesammelt worden, das Hospital der Maison d'Orange gegründet wurde. Zur Unterstützung der fernerhin einwandernden französischen Künstler und Handwerker wurde ein Fonds von 40000 Thalern ausgeworfen, und am 13. Mai 1709 erging das königliche Edict, wodurch bestimmt wurde, daß „alle in den preußischen Landen etablirte und noch künftig sich darin etablirende Refugirte, sie möchten aus Frankreich oder anderweitlich, der Religion halber vertrieben sein, nicht anders, als die königlichen eingebornen Unterthanen geachtet und gehalten werden sollten, sobald sie dem Könige und dem königlichen Hause mit Eidespflichten sich würden verbindlich gemacht haben.

Zu den wichtigsten und merkwürdigsten Anstalten, welche Friedrich in dieser Periode gründete, gehört die Akademie der Wissenschaften; und auch in der Stiftung dieser Anstalt zeigt sich der edle Sinn des Königs, den keinesweges bloßer äußerer Prunk befriedigte. Die Nützlichkeit eines Vereins von Gelehrten, welche nicht sowohl mit dem Unterricht, als vielmehr mit der Erweiterung der Wissenschaften sich beschäftigen, drang dem Könige sich auf, als auf Veranlassung des von dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg am 23. September 1699 wegen Einführung des verbesserten Kalenders in die Länder der evangelischen Fürsten gefaßten Beschlusses, Berlin gewissermaßen der Hauptsitz der Berathungen über diese Angelegenheiten wurde, und der König mehrere in der Astronomie erfahrene Männer mit der Anordnung eines verbesserten Kalenders für seine Länder beauftragte. Leibnitz, welcher da-

mals in Berlin anwesend war, benutzte diese Gesinnung des Königs sogleich für seine Idee von einer gelehrten Gesellschaft, welche er bis dahin an mehreren deutschen Höfen vergeblich sich bemüht hatte, ins Werk zu setzen; er führte in einem Aufsatze, welchen er dem Könige überreichte, den Nutzen aus, welchen eine solche Gesellschaft für den Staat in jeder Hinsicht, selbst für die Ausbildung des Heeres, die Verbesserung der Finanzen und die Belebung des Handels und der Gewerbe durch fleißige Bearbeitung der Wissenschaften stiften könne; er machte den heilsamen Einfluß geltend, welchen die Akademie durch nützliche Schriften auf die Bildung des Kronprinzen haben würde, so wie die Gelehrten der französischen Akademie um den Dauphin sich große Verdienste erworben hätten; und, so wie überhaupt Leibnitz sich bemühte, den praktischen Nutzen seiner gelehrten Gesellschaft geltend zu machen, so verhieß er neben den nützlichen Schulbüchern und verbesserten Feuerspritzen, welche die Akademie einführen werde, auch eine thätige Mitwirkung derselben für die Missionen zur Bekehrung der Heiden. Sein Vorschlag fand um desto eher Gehör, da die Mittel für die Bestreitung der Bedürfnisse der Akademie und die Besoldung der Mitglieder in den Einkünften vorhanden waren, welche der Verkauf des verbesserten Kalenders in den preußischen Staaten mit Sicherheit erwarten ließ. Im Jahre 1700 an seinem Geburtstage vollzog also Friedrich den Stiftungsbrief, wodurch er sich selbst zum Protector seiner Societät der Wissenschaften — denn dieses war der frühere Name der Akademie — erklärte, ihr Berlin zu ihrem Aufenthalte anwies, wo er zu ihrem Gebrauch eine Sternwarte zu erbauen versprach, und neben der Erweiterung der Wissenschaften „zur Beförderung der Ehre Gottes, Ausbreitung dessen Wahrheit und Cultivirung aller Tugenden," es ihr besonders zur Pflicht machte, „das wahre Christenthum sowohl in der Christenheit als bei entlegenen noch unbekehrten Nationen zu befördern" und „absonderlich zu besorgen, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereiche, also daß sie eine teutsch gesinnete Societät der Scienzien sein möge, dabei auch die ganze teutsche, und sonderlich der Preußisch-Brandenburgischen Lande Weltliche und Kirchen-Historie nicht zu verabsäumen." Auch wurde es der Gesellschaft verstattet, „gelehrte

und sonsten bequeme und erfahrne Leute, wes Standes sie wären, anderswo in den Königlichen Ländern, auch wohl zu Zeiten außer denselben, auf gewisse Maaße aufzunehmen.“ Schon an dem folgenden Tage, dem 12. Julius 1700, wurde das Patent vollzogen, wodurch Leibnitz zum Präsidenten der Societät ernannt wurde. Bald darauf erhielt auch die Akademie ihren ersten Astronomen in Gottfried Kirch, welcher mit einem ansehnlichen Gehalte von Guben hieher berufen wurde, aber im Julius 1709 schon starb, bevor er die ihm übertragene Einrichtung des Kalenderwesens vollendet hatte.

Sitten und Gebräuche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Die Berliner erkannten dankbar die großen Wohlthaten an, welche ihre Stadt dem Könige verdankte, das beweist die allgemeine Traurigkeit, welche nicht nur sein Tod, sondern schon während seiner letzten Krankheit die Furcht ihn zu verlieren, in Berlin hervorbrachte. Als Friedrich wenige Tage vor seinem Hintritt in einer Stunde, in welcher er einige Erleichterung seiner Leiden fühlte, an ein Fenster trat, sah er im Lustgarten eine große Zahl von Menschen versammelt, welche sehnsuchtvoll ihre Augen nach seinen Zimmern richteten, und als sie ihn erblickten, ein lautes Freudengeschrei erhoben. Die Hoffnung der Wiederherstellung des geliebten Königs, wodurch diese Aeußerung der Freude hervorgebracht wurde, ging aber nicht in Erfüllung, und am 25. Februar 1713 verließ Friedrich diese Welt.

Die veränderten Verhältnisse am Hofe hatten indeß keinen bedeutenden Einfluß auf die Fröhlichkeit des Lebens, welche durch die glänzende Hofhaltung Friedrich's und die frühern fröhlichen Lustbarkeiten unter den Bewohnern der Hauptstadt war erweckt oder befördert worden. Der stattlich geputzten Spaziergänger fand sich in der Lindenallee und im Thiergarten täglich, besonders an Festtagen, eine große Zahl; die Alleen nach Friedrichsfelde und dem Schlosse von Schönhausen, und die Anlagen bei diesen Schlössern luden zu Lustfahrten ein. Nach Charlottenburg wandelte man nicht nur auf dem angenehmen Wege durch den Thiergarten, welcher, wenn der König zu Charlottenburg sich aufhielt, durch zu beiden Seiten gestellte Laternen erleuchtet wurde; sondern es waren auch königliche Treckschuten eingerichtet, zum Dienste derer, welche die Fahrt dahin auf dem Strome vor-

zogen. Die öffentlichen Lustbarkeiten nahmen wieder einen heitereren Charakter an, als in der ernsten Zeit des großen Churfürsten, und kirchlicher Zwiespalt störte nicht mehr, wie während des siebzehnten Jahrhunderts, die gemeinsamen Ergötzlichkeiten. Bei den Schützenfesten, dem Stralauer Fischzuge, den Jahrmärkten, welche seit dem Herbste 1706 durch ihre verbesserte Einrichtung besonders lebhaft geworden waren und viele fremde Käufer und Verkäufer anzogen, belustigten sich unter einander in fröhlicher und einträchtiger Unbefangenheit Lutheraner und Reformirte.

Dabei läßt sich aber nicht leugnen, daß die deutsche Art und Sitte aus den höhern Ständen immer mehr wich und der französischen Bildung den Platz räumte, und daß diese Umgestaltung auch die niedern Stände mehr oder weniger ergriff. Wenn die höhern Stände sich die französische Sprache und Literatur und den französischen Hofton zu eigen zu machen suchten: so gefielen sich die niedern Stände wenigstens in der Nachahmung der französischen Tracht. Die alte einfache Kleidung, in welcher der Bürgermeister Tieffenbach sich und seine Gattin auf seinem Grabmale in der Marienkirche abbilden ließ, wurde höchstens noch von einigen ungewöhnlich strengen und altväterischen bürgerlichen Familien beibehalten; und die französische Tracht, in der Weise, wie sie am Hofe angenommen war, mit den Peruquen, welche von Jahr zu Jahr an Umfang und Länge zunahmen, war schon bis zu den Handwerksburschen, ja selbst zu den Schulknaben gedrungen, wie aus den oben angeführten Verordnungen über die Peruquensteuer sich abnehmen läßt. Die neue Tracht wurde zu Berlin um desto begieriger angenommen, je mehr durch den gestiegenen Wohlstand auch ein übermäßiger Luxus erweckt worden war. Daher klagte Friedrich, als er im Jahre 1696 durch ein allgemeines Gesetz den übertriebenen Aufwand in Kleidung und Gelagen in seinen Staaten zu beschränken suchte, in der Einleitung zu diesem Gesetze besonders über den Luxus, welcher in den Residenzen herrsche.

Eine für jeden Mann von Bildung und Stand nothwendige Zierde war ein Degen, und auch diese Zierde hatten allmälig die niedern Stände, ja selbst die Jugend sich angeeignet. Wie schwer man sich daran gewöhnte, desselben zu entbehren, geht daraus hervor, daß das Gesetz, wodurch im Jahre 1704 das Tragen der Degen den Pagen, Laquaien, Schülern und Handwerksburschen verboten und den Innungsmeistern nur dann, wenn sie

zur Wache oder Parade beordert waren, verstattet wurde, fast in jedem Jahre wiederholt werden mußte.

Daß die französische Sprache und Literatur unter den gebildeten Ständen in Berlin den Beifall behauptete, den sie schon unter dem großen Churfürsten gefunden hatte, davon lag der Grund, zum Theil wenigstens, auch in den deutschen Schriftstellern selbst, denn die Gedichte des Herrn von Besser, in welchen übrigens die Nachahmung der französischen Weise unverkennbar ist, und andrer Dichter, überhaupt die Geisteswerke dieser Zeit, konnten einem gebildeten Geschmack nicht genügen. Die Nachahmung der französischen Weise veredelte indeß keinesweges durchgängig den Geschmack; und besonders in den öffentlichen Denkmälern brachte die gezwungene Anwendung der heidnischen Mythologie und die wunderliche Vermischung derselben mit Christlichen Ideen und Symbolen, wie sie damals und noch späterhin in Deutschland gewöhnlich war, zu abenteuerlichen Unförmlichkeiten. Selbst in damaliger Zeit konnte es wohl schwerlich allgemein gefallen, daß der Professor Wachter in der Inschrift, welche er für die Ehrenpforte am Königsthore bei dem Einzuge der Königin Sophie Luise verfertigt hatte, die junge Fürstin als die Venus aus Mecklenburg begrüßte, und daß unter den Sinnbildern, welche bei der Leichenfeierlichkeit der Königin Sophie Charlotte in der Domkirche gesehen wurden, auch ein Theil des Thierkreises sich befand, in welchem die Sonne dem Zeichen des Wassermannes begegnete, um dadurch anzudeuten, „daß die Königin dem ersten Februar, als ihrem Todestage, an welchem die Sonne im Wassermann sich befand, so getrost, wie die Sonne, diesem Zeichen entgegen gegangen sei.“ Besonders bei den Feuerwerken erschöpfte man sich in der wunderlichsten Sinnbildnerei.

In das gesellige Leben war eine Pest eingedrungen, welche von den höhern Ständen auch in die niedern sich verbreitet hatte, — die Spielsucht. Selbst am Hofe war das Spiel beliebt, und sogar fremden Spielern gelang es nicht selten, die Geldbeutel der Hofleute zu leeren. Noch verderblicher war diese Leidenschaft für die geringern Stände, welche zu deren Befriedigung in den zahlreich besuchten Bierschenken und Wirthshäusern Gelegenheit fanden. In den Jahren 1692 und 1693 wurde ein neues Spiel bekannt, unter dem Namen des Englischen Eichenspiels, welches im Hause des Balthasar Faust von einem Abenteurer mit großem Lärm geleitet wurde; und man

fand es nöthig, dieses Spiel, in welchem mehrere Personen zwei- und dreihundert und ein Capitain zwölfhundert Thaler verloren hatte, bei tausend Thalern Strafe zu verbieten.

Die Liebhaberei der Einwohner von Berlin an der Unterhaltung in den Gasthäusern, verbunden mit dem zahlreichen Besuche der Fremden, welche durch die Pracht des Hofes, die Annehmlichkeiten der Stadt und die vermehrte Lebhaftigkeit des Verkehrs nach Berlin gezogen wurden, hatte die Zahl dieser Anstalten bedeutend vermehrt, und am Ende der Regierung Friedrich's des Ersten waren in Berlin schon vierzehn Wirthshäuser. Unter den Eigenthümern derselben waren zwei Aerzte, Dr. Schmidt, ehemaliger Bürgermeister von Berlin, und nach dessen Tode seine Wittwe, und der Hofmedicus Gerresheim; und von drei Wirthshäusern werden auch die Schilder genannt: dem Könige von Preußen in der Brüderstraße, dem Könige von England in der Breitenstraße und dem goldenen Löwen in der Königsstraße. Ganz vorzüglich mehrte sich seit dem Jahre 1704 die Zahl der Thee- und Kaffeeschenken, weil deren Anlegung von dem Grafen von Wartenberg in allen großen Städten der Monarchie befördert wurde, um durch die Vermehrung des Gebrauchs von Thee, Caffee und Chocolade den Ertrag der Accise zu steigern.

Begräbniss König Friedrich's I.

In der Anordnung des Leichenbegängnisses für den verstorbenen König, womit Friedrich Wilhelm I. schon am nächsten Tage nach dem Tode seines Vaters selbst sich beschäftigte, wurden die Leichenbegängnisse der vorigen Regierung zum Muster genommen, und Friedrich Wilhelm ehrte auf eine schöne Weise das Andenken seines Vaters dadurch, daß er sein Leichenbegängniß ganz in seinem Sinn ohne alle Kargheit und nicht minder prachtvoll anordnete, als Friedrich I. die Beerdigung des großen Churfürsten.

In den nächsten Tagen wurde in der langen Gallerie, welche unmittelbar an das königliche Schlafgemach stieß, das prächtige Paradebett aufgestellt, welches von rothem Sammet, reich gestickt, mit goldnen Adlern und Kronen besäet und reichlich mit Perlen geschmückt war. Auf demselben lag der Leichnam des Königs, bekleidet mit einem gestickten purpurrothen Rocke, dessen Knöpfe aus kostbaren Diamanten bestanden, und einem königlichen Mantel von Sammet von gleicher Farbe, über welchem der schwarze Adlerorden auf dieselbe Weise hing, als der König ihn gewöhnlich bei großen Feierlichkeiten getragen hatte. Auf dem Haupte befand sich die königliche Krone, und zu beiden Seiten lagen Scepter und Reichsapfel, so wie auf zwei Tabouretten zu den Füßen des Bettes der Englische Orden vom Hosenbande und der Dänische Orden vom Elephanten. An jeder Seite des Bettes standen sechs silberne Gueridons, auf deren jedem ein großer Leuchter mit sieben brennenden Wachskerzen sich befand. Die Gallerie, in welcher das Paradebett auf einem von drei Stufen erhöhetem Gerüste stand, war mit feinem Violet-Tuche ausgeschlagen. So lange die königliche Leiche auf dem Paradebette ausgestellt war, wurde sie von den Staatsministern und General-Lieutenants abwechselnd bewacht, und in den Stunden von drei bis fünf Uhr täglich, in

welchen sie öffentlich gezeigt wurde, mußte der ganze Hof bei derselben sich einfinden. Am 4. März wurde die königliche Leiche mit einem Kleide von Drapd'or angethan, und in einen mit demselben Stoffe ausgeschlagenen Sarg gelegt, welcher unter Begleitung der Staatsminister, General-Lieutenants und Kammerherren nach der alten Schloß-Kapelle gebracht, und auf das dort aufgerichtete Castrum doloris gestellt wurde. Dort blieb sie in dem mit der Krone und der Kette des schwarzen Adlerordens gezierten Sarge bis zum feierlichen Leichenbegängniß, und wurde, außer der gewöhnlichen Wache einiger Garde du Corps, abwechselnd von Staatsministern, General-Lieutenants und Kammerherren bewacht.

Die Kapelle war mit großer Sorgfalt und sehr sinnvoll ausgeschmückt, und stets mit einer großen Anzahl von Wachslichtern glänzend erleuchtet. Hinter dem Sarge war ein Transparent-Gemälde angebracht, welches die Trauer des Königreiches Preußen und der Mark Brandenburg um den geliebten Regenten darstellte, mit den passenden Worten des Horaz: extinctus amabitur idem (auch, wenn er verblichen, wird er noch geliebt).

Während dieser Zeit waren zwei der berühmtesten Künstler zu Berlin beschäftigt, den zinnernen Prachtsarg zu verfertigen, in welchem die feierliche Beisetzung geschehen sollte. Schlüter verfertigte dazu das Modell, nach welchem Johann Jacobi, Inspector der königlichen Gießerei, den Guß kunstreich ausführte. Der Sarg zeigte nicht nur das Bildniß des Königs, sondern in acht Basreliefs auch die Andeutung seiner glorreichsten Thaten; und eine lateinische Inschrift enthielt die verdiente Lobpreisung seiner Tugenden und trefflichen Eigenschaften.

Am achten Tage vor der feierlichen Beisetzung begann wiederum das Trauergeläute sowohl zu Berlin, als in der übrigen Monarchie, und wurde bis zum Tage des Leichenbegängnisses täglich von 11 bis 12 Uhr in drei Absätzen fortgesetzt. In dieser Zeit ward der Prachtsarg täglich in gewissen Stunden Vormittags und Nachmittags öffentlich zur Schau gestellt; und indeß langten die Regimenter, welche zur Verherrlichung des Leichenzuges nach Berlin beordert waren, in der Nachbarschaft an.

An dem Tage des Leichenbegängnisses, dem zweiten des Maimonats, erschallte das Trauergeläute schon in der Frühe um sieben Uhr, und um zehn Uhr wurde, nachdem das Zeichen dazu mit allen Glocken gegeben worden,

durch Kammerherren die königliche Leiche aus der Kapelle getragen und unter den dafür erbauten Himmel gebracht, worauf bald hernach der Leichenzug sich in Bewegung setzte.

Friedrich Wilhelm gab, seiner Vorliebe für militairische Feierlichkeiten gemäß, diesem Leichenbegängnisse eine eigenthümliche und von dem Charakter der frühern fürstlichen Leichenbegängnisse zu Berlin verschiedene Pracht durch die große Zahl von Truppen, welche er zur Verherrlichung desselben aus den Provinzen nach Berlin berief. Das zahlreiche Fußvolk war in drei Gliedern zu beiden Seiten des Weges, auf welchem der Zug sich bewegen sollte, aufgestellt, mit umgekehrten Gewehren. Auf dem Schloßplatze stand mit dem Rücken gegen das Schloß die weiße Grenadiergarde, und ihr gegenüber die rothe, jede sechshundert Mann stark; zu beiden Seiten auf der Stechbahn das Regiment des Königs, und hinter demselben ein Bataillon von dem Regiment Dönhof. In der Breitenstraße waren das Regiment Anhalt-Dessau, ein Bataillon des Regiments Prinz Albrecht, und ein Bataillon des Regiments Holstein, vor dem kölnischen Rathhause das zweite Bataillon des letzten Regiments, in der Brüderstraße das Regiment Prinz Christian Ludwig, und vor dem Dome und auf der neuen Stechbahn die beiden Bataillons des Wartensleben'schen Regiments aufgestellt. Das gesammte aufgestellte Fußvolk betrug, da jedes Regiment vierzehnhundert Mann stark war, nicht weniger als 9600 Mann.

Von verhältnißmäßiger Zahl war auch die schön berittene und gerüstete Reiterei, welche den Glanz der Feierlichkeit ganz vorzüglich erhöhte. Unweit von dem Friedrichs-Werderschen oder Neustädtischen Thore, bei dem königlichen Marstalle und dem damaligen markgräflich-schwedtischen Palaste auf der Dorotheenstadt, hielten vier Regimenter, und die übrigen Regimenter zogen kurz vor dem Auszuge der Procession durch das Friedrichwerdersche Thor, über die Hundebrücke und den vordern Schloßplatz, durch die Breitestraße bis an das kölnische Rathhaus, wandten sich dann links, und stellten sich auf dem Mühlendamm und in der Klosterstraße bis zur Marienkirche auf: nämlich zwei Escadrons des Ansbachschen Dragoner-Regiments, das Cavallerie-Regiment des Feldmarschalls, Grafen von Wartensleben, in weißgrauer Kleidung mit grünen Aufschlägen, das bayreuthsche Regiment, weißgrau mit blauen Aufschlägen, und das Gräflich-Schlippenbach'sche Regi-

ment, weißgrau mit rothen Aufschlägen. Jedes dieser drei Regimenter bestand aus drei Escadrons. Den Zug beschlossen die beiden andern Escadrons des Ansbachschen Regiments. Die Pauken aller dieser Regimenter zu Pferde waren mit schwarzem Tuch bezogen, und ihre Musik gedämpft. Den Befehl über alle zu dem Leichenbegängnisse beorderten Truppen zu Fuß und Pferde führten der General-Major von Bord und der Brigadier von Löwen.

Unmittelbar nach der Reiterei, als dieselbe über den Schloßplatz gezogen war, setzte sich der große Leichenzug in Bewegung, folgte ihr durch die Breitestraße bis zum kölnischen Rathhause, und wandte sich dann rechts, um den Weg durch die Brüderstraße nach der Domkirche zu nehmen.

Den Zug eröffnete der königliche Bereiter Juhr zu Pferde, in langem schwarzem Mantel und mit einem lang von dem Trauerhute herabhängenden Flor; ihm folgten zu Fuß acht Landräthe als adlige Marschälle mit Visiren und Marschallsstäben, an welchen Schilde mit dem preußischen Adler und lange herunterhängende Flore befestigt waren. Nach ihnen zogen die Schüler sämmtlicher großen Schulen zu Berlin, der Friedrichsstädtischen, Friedrichswerderschen, Berlinischen und Joachimsthalschen, alle in schwarzen Trauermänteln, mit ihren Lehrern, welche ihnen zur Seite gingen; dann die Waisenkinder aus Oranienburg mit ihrem Waisenvater, in ihrer festlichen Kleidung. An diese schloß sich die Geistlichkeit der Residenz und der benachbarten Kreise. Hinter der Geistlichkeit folgten die vier und zwanzig königlichen Hoftrompeter und die beiden Hofpauker, welche bei jedem Verse der Leichenlieder, welche die Schulen sangen, mit denselben in gedämpftem Tone abwechselten, alle in schwarzer Trauerkleidung; dann die königlichen Pagen mit ihren Hofmeistern. Die zweite Abtheilung des Zuges wurde von dem Stallmeister von Geisman zu Pferde eröffnet, hinter welchem ein Herold in seiner Amtskleidung einherzog. Dann zogen drei adlige Marschälle aus dem Adel der Refugiés an der Spitze der französischen und oranischen Civilbeamten und des oranischen Parlaments, und drei andere adlige Marschälle gingen einher vor den Deputirten der Ritterschaften aller Provinzen. Ebenfalls von drei adligen Marschällen wurden die Deputirten der Universitäten Halle, Duisburg und Frankfurt geführt, wobei es auffallend ist, daß die Universität Königsberg keine Abgeordneten gesandt hatte. Den Deputirten der Universitäten schlossen

sich die Deputirten der Domstifter Havelberg und Brandenburg an. Die dritte Abtheilung des Zuges wurde von dem Stallmeister de Lateresse, ebenfalls zu Pferde, eröffnet, welchem zwei Herolde in ihrer Amtskleidung folgten. Drei adlige Marschälle führten hierauf die verschiedenen Collegien der Residenz, deren Zug durch das Collegium der wirklichen Geheimen Staatsräthe beschlossen wurde. Ihnen folgten wiederum vier Herolde, nämlich die Herolde der Churmark und des Königreichs Preußen, und die beiden Ordensherolde, hinter welchen die Reichsinsignien, das Churschwert, der Churhut, der englische und dänische Orden, das Reichssiegel, das Reichsschwert, der Reichsapfel und das Reichsscepter von Erbbeamten und andern vornehmen Beamten getragen wurden. Nach ihnen führte der Oberhofmarschall von Prinzen mit fünf andern Marschällen den prächtigen Leichenwagen, welchen acht mit schwarzen sammetnen Decken behangene und von acht Kutschern geführte Pferde zogen. Auf den Decken war das königliche Wappen von Gold und Silber gestickt. Neben den Pferden und dem Wagen gingen acht Obersten, in schwarzer Trauerkleidung, ihre Spontons umgekehrt tragend. Auf der mit eingestickten Adlern und Kronen und einem breiten Saume von Hermelin gezierten Decke von Brocard, womit der Sarg belegt war, lag zum Haupte die königliche Krone auf einem Polster, und zu den Füßen die Kette des Ordens vom schwarzen Adler. Die zwölf Stangen des oben mit Adlern geschmückten Himmels von Brocard über der Leiche, in welchen die königlichen Genealogie-Wappen und zwischen jeden zwei Wappen ein Ordensstern unter einer königlichen Krone eingestickt waren, wurden von zwölf General-Majors mit Unterstützung königlicher Laquaien getragen; die vier goldnen Schnüre desselben, so wie die vier Zipfel des Leichentuches wurden von General-Lieutenants gehalten.

Unmittelbar hinter dem Leichenwagen wurde von dem General der Infanterie, Grafen Christoph von Dohna, welchen zwei General-Majors begleiteten, das Reichspanier getragen.

Nach dem Reichspaniere ging der König in einem Trauerkleide mit einer langen Schleppe, welche von dem Oberstallmeister von Sydow getragen wurde; mehrere Kammerherren gingen vor und nach dem Könige; dann folgten der Markgraf von Schwedt, der Markgraf Christian Ludwig und der Fürst Leopold von Dessau mit ihren Gefolgen; nach ihnen in weißen

Trauerkleidern, jedoch mit unverhüllten Gesichtern, die Prinzessinnen, nämlich die Prinzessin Friederike, nachherige Markgräfin von Baireuth, die verwittwete Markgräfin Philipp, die Gemahlin des Markgrafen Albrecht Friedrich, und die Prinzessin von Schwedt, Tochter der Markgräfin Philipp. Die Prinzessin Friederike wurde von dem Markgrafen Albrecht Friedrich, die übrigen Prinzessinnen wurden von vornehmen Cavalieren geführt, und die Schleppen ihrer Trauerkleider ebenfalls von Cavalieren getragen.

Dem Trauergefolge des königlichen Hauses schlossen sich unter der Führung dreier adliger Marschälle die sämmtlichen folgenden Damen an, in langer Reihe zwei und zwei gehend, in weißer Trauerkleidung und mit verhüllten Gesichtern. Die letzte Abtheilung des Leichenzuges wurde unter der Führung von drei bürgerlichen Marschällen, durch die Kammergerichts-Advocaten, den Magistrat und die Bürgerschaft der Residenz gebildet, worauf der Stallmeister Rosenzweig zu Pferde den ganzen großartigen Leichenzug beschloß.

Der übrigen Feierlichkeit gemäß war auch die Domkirche, wo das feierliche Begräbniß Statt fand, ausgeschmückt. Die Kirche war so verziert, daß sie ein großes Mausoleum bildete, nebst dem Fußboden mit schwarzem Tuche überzogen und durch mehrere Tausende von Wachskerzen glänzend erleuchtet; die Statuen der zwölf Churfürsten des Hohenzollerschen Hauses von weißem Marmor waren aufgestellt, die in der Kirche befindlichen Grabmäler der Churfürsten auf mannichfaltige und sinnreiche Weise verziert, und eine große Zahl von Inschriften und Sinnbildern erinnerte an die Tugenden und glorreichen Thaten des Königs, zu dessen Ehren diese Feierlichkeit begangen wurde.

Sobald der ganze zahlreiche Leichenzug in der Kirche angekommen war, und durch die Marschälle die Plätze angewiesen waren, so wurde durch zwölf Kammerherren und eben so viele Kammerjunker die königliche Leiche von dem vor der Kirchenthür stehenden Leichenwagen abgehoben, und durch die beiden Reihen der aufgestellten Garde du Corps bis zu dem prächtigen Catafalk getragen, an welchem auch die General-Lieutenants, Obersten und Marschälle, welche Insignien trugen oder den Leichenwagen begleitet hatten, sich stellten.

Nach der Trauermusik, welche sogleich anhob, nachdem die Leiche in die Kirche war getragen worden, hielt der Bischof Ursinus die Leichenpredigt

über einen Text, welchen Friedrich noch selbst bestimmt hatte, und beschloß seine Rede mit der Ablesung des königlichen Ehrengedächtnisses. Nach Beendigung der Predigt wurde während der Absingung des Trauergesanges die königliche Leiche von den Kammerherren, in der Begleitung derer, welche die Insignien und das Reichspanier getragen hatten, in die Gruft gebracht; und den Augenblick, in welchem die königliche Leiche von den Kammerherren aufgehoben wurde, und den geliebten König der Schooß der Erde aufnahm, kündigte der ganzen Stadt das Geschmetter aller Trompeten und das Schlagen aller Pauken der aufgestellten Reiter-Regimenter, die allgemeine dreimalige Salve des ganzen Fußvolks und der dreimalige Donner der Kanonen auf den Wällen an.

Sobald die Leiche in den zinnernen Prachtsarg eingesenkt worden war, wurden die Krone und Ordenskette durch die ältesten Kammerherren von dem Sarge abgenommen, und die Insignien und das Reichspanier aus der Gruft wieder hervorgebracht, so wie auch der Himmel, welcher bis dahin über der Leiche gehalten worden, an den Catafalk getragen, wo auch die Insignien auf Tabourets gelegt und bis zum Ende der Feierlichkeit von Kammerjunkern bewacht wurden.

Während der Trauermusik, welche sogleich nach der Einsetzung der königlichen Leiche begann, verließ der König mit den Prinzen, den Prinzessinnen und den übrigen Damen die Kirche, und begab sich auf dem nächsten Wege nach dem Schlosse.

Nach dem Beispiele der beiden großen Leichenbegängnisse unter der vorigen Regierung, des großen Churfürsten und der Königin Sophie Charlotte, wurde auch dieses feierliche Leichenbegängniß in einem prachtvollen Werke dargestellt, welches von dem Hofbuchdrucker Ulrich Liebpert in groß Folio gedruckt wurde. Auf 118 Kupferblättern wurden die verschiedenen Anzüge des Trauergefolges und der dabei aufgestellten Soldaten abgebildet, außer dem von dem Professor S. T. Gerike erfundenen und von J. G. Wolffgang gestochenen Titelblatt, und auf drei andern Blättern das Bildniß des Königs, die innere Verzierung der Domkirche als Mausoleum, und der von Schlüter modellirte zinnerne Prachtsarg abgebildet. Gerike und Wolffgang scheinen überhaupt den meisten Antheil an der künstlerischen Ausführung dieses Werkes gehabt zu haben; die vorangehende Beschreibung

der Leichenfeierlichkeit war von dem Bischofe Ursinus verfaßt, und den Schluß bildete ein lateinisches von Johann Theodor Jablonski verfertigtes Trauergedicht.

Mit diesem prachtvollen Leichenbegängniß verschwand der Charakter, welchen Friedrich dem Hofe zu Berlin gegeben hatte, sogleich bis auf die letzte Spur; und es war eine sehr merkwürdige öffentliche Andeutung der beginnenden gänzlichen Umgestaltung des Hofes und Staates, daß Friedrich Wilhelm, wie Herr von Pöllnitz berichtet, sogleich nach Vollendung des Leichenbegängnisses seine Uniform anzog, zu Pferde sich zu den auf dem Schloßplatze aufgestellten Truppen begab, und selbst diese zu einer dreimaligen Salve aus ihren Feuergewehren commandirte. Auch von den übrigen in den Straßen aufgestellten Truppen und aus den Kanonen auf den Wällen wurde hierauf eine dreimalige Salve gegeben. Die alte Ordnung der Dinge war mit dem Leichenbegängnisse des Königs Friedrich geschlossen, und eine neue Zeit begann.

Berlin unter König Friedrich Wilhelm I.

Sitten, Gebräuche, Kleidung und Vergnügungen der Berliner unter König Friedrich Wilhelm I.

Wenige Fürsten haben in einem solchen Maaße, wie Friedrich Wilhelm I., auf ihre Unterthanen gewirkt, und durch Beispiel sowohl, als unmittelbare Einwirkung deren bürgerliches und gesellschaftliches Leben beherrscht.

Durch die Umgebungen des Königs verbreitete sich seine Art des gesellschaftlichen Umganges sehr bald unter die übrigen Stände der Hauptstadt, und seine einfachen Tabaksgesellschaften, welche dem Geiste dieser Zeit sehr zusagten, wurden das Muster für die Zusammenkünfte und Unterhaltungen nicht nur der Officiere und Beamten, sondern auch der Bürger in den Privathäusern sowohl, als den Tabagien; und so wie Friedrich Wilhelm mit seiner Abendgesellschaft auf so vertrauliche Weise umging, daß er selbst gewöhnlich einige Male im Jahre, wenn er bei besonders guter Laune war, mit eigner Hand für dieselbe einen Fisch und Salat zubereitete, so theilte sich dieser ungezwungene und vertrauliche Ton auch den übrigen Ständen mit.

Noch heilsamer war es, daß auch die strenge Sittlichkeit des Königs und seine ungeheuchelte und von jeder Empfindelei entfernte Frömmigkeit nicht ohne große Einwirkung auf die Sitten der Bewohner von Berlin blieb; und von Zeitgenossen wird es versichert, daß, so wie Friedrich Wilhelm niemals den Gottesdienst an Sonntagen und Festtagen versäumte, eben so die Bürger sich zahlreich in den Kirchen einfanden; wozu auch das Beispiel der Soldaten sehr wirksam war, welche mit aller militairischen Strenge zum Besuche der Kirchen angehalten wurden. Um aber die Soldaten zu wahrer christlicher Frömmigkeit zu gewöhnen, blieb es nicht bloß bei diesem Zwange

zur Theilnahme an dem äußern Gottesdienste, sondern es wurden auch auf königliche Kosten gedruckte Exemplare des Neuen Testaments nebst einem auf ihren Stand sich beziehenden Gebete, und eines Gesangbuches unentgeltlich unter sie vertheilt. Oeffentliche Ausbrüche der Liederlichkeit duldete Friedrich Wilhelm um so weniger, als schon jedes noch so geheime Vergehen dieser Art seinen Unwillen aufregte; und diejenigen, welche sich öffentlich dem ausschweifenden Leben ergaben, wurden oftmals durch eine sogenannte Generalvisitation überrascht, wie diejenige war, welche der König im Jahre 1730 zu Berlin am zweiten Ostertage anstellen, und als diese noch nicht gehörig gefruchtet hatte, bald darauf mit noch größerer Strenge wiederholen ließ, und wobei mehrere Hunderte von liederlichen Personen an verdächtigen Oertern ertappt und zur Strafe gezogen wurden. Störungen und Unfrieden in den Ehen erregten, wo sie bei seinen Unterthanen vorkamen, seinen heftigsten Unwillen. Die Ehescheidungen waren verhältnißmäßig zu Berlin selten, weil der König, wo ein ehelicher Streit in dem Kreise seiner Beamten zu seiner Kenntniß kam, seine Ungnade auf sehr empfindliche Weise zu erkennen gab.

Die strenge Ansicht des Königs von der Sittlichkeit und dem äußern Anstande des weiblichen Geschlechts wirkte ebenfalls sehr nachdrücklich auf die äußern Sitten; und das weibliche Geschlecht im Allgemeinen befliß sich des sittsamsten Anstandes sowohl, als einer durchaus bescheidenen Kleidung um so mehr, als jedes Frauenzimmer, welches in einigermaßen auffallender Kleidung dem Könige in den Straßen der Stadt oder auf einem Spaziergange begegnete, die empfindlichste Zurechtweisung zu erwarten hatte. Um eine solche Zurechtweisung zu vermeiden, war desto größere Vorsicht nöthig, je weniger der König im Allgemeinen von der Tugend und Züchtigkeit des weiblichen Geschlechts eine hohe Meinung hatte.

Das sparsame und einfache Leben des Hofes konnte nicht ohne Einfluß auf die verschiedenen Stände der Gesellschaft bleiben; zumal da der Geist der Sparsamkeit und strengen Haushaltung überhaupt in diesem Zeitalter aus der frühern Zeit sich erhalten hatte und durch sich selbst schon vorherrschend war. Die Frauen der vornehmsten Beamten, selbst der Staatsminister und Generale, beschäftigten sich mit dem Verkaufe der Produkte ihrer Güter, die vornehmeren Hausfrauen hielten sich nicht von den Arbeiten der Küche fern, und spannen in den Winterabenden mit ihrem Gesinde, welches überhaupt damals, zu

großem Vortheile für dessen Sittlichkeit sowohl, als für die Ordnung des Hausstandes, mit der Hausfrau in viel vertraulicherm Verhältnisse stand, als späterhin; und jede Hausmutter geizte nach dem Ruhme, so wie im Allgemeinen eines durchaus geregelten und wohl eingerichteten Hausstandes, so insbesondere des Fleißes und der Geschicklichkeit in häuslichen Arbeiten. Der Besitz eines reichen Vorraths von selbstbereiteter Leinwand und ebenfalls selbstverfertigtem Tischzeuge gehörte nothwendig zu dem Wesen einer guten Haushaltung.

Die Sparsamkeit, welche im Innern der Haushaltungen herrschte, zeigte sich auch in den Kleidungen; und darin gingen dem weiblichen Geschlechte auch die königlichen Prinzessinnen mit ihrem Beispiele vor. In den Kinderjahren wurden sie nicht einmal in Seide, sondern in Kresette oder Rasche gekleidet, und noch weniger ihnen Kleider von Zitz, Kattun oder indischen Zeugen zugestanden. Den Gebrauch der gedruckten und gemalten Kattune verbot Friedrich Wilhelm allen seinen Unterthanen zum Vortheile der inländischen Wolleumanufacturen durch das Edict vom 18. November 1721 bei strenger Strafe; und nach dem Verlaufe von acht Monaten seit der Bekanntmachung dieses Edictes, in welchen jeder sich seines Vorrathes an Kattun zu entledigen hatte, wurde die strengste Haussuchung angestellt und jeder zur Strafe gezogen, bei welchem davon noch angetroffen wurde. Der Kopf- und Haarputz war nicht minder einfach, als ihre Kleidung; und selbst die Prinzessinnen trugen ihr Haar nur einfach in die Höhe geschlagen, jedoch gepudert. Die Kleidung der Männer nahm bei dem militairischen Geiste, welchen Friedrich Wilhelm durch die fast allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst in allen Ständen erweckte, die militärische Form an, und selbst die blaue Farbe, welche die allgemeine Farbe der Uniform der Infanterie war, wurde in dem Bürgerstande herrschend. Zum Schmucke eines Mannes von Stande durfte auch noch in der Regierung dieses Königs ein Degen, so wie auch ein mit Tressen besetzter Hut nicht fehlen; und Manchetten und Chabots, welche aber nicht an dem Hemde, sondern, damit sie, wenn man nach Hause kam, sogleich bei Seite gelegt und vor Beschmutzung bewahrt werden konnten, an den Röcken und Westen befestigt waren, gehörten nicht minder zum vollständigen Anzuge. Auch trug man gern bei kälterer Witterung einen rothen Mantel.

Die Sorge für die Erhaltung der Kleidung ging so weit, daß in den Kollegien und Kanzleien niemand an die Arbeit ging, ohne Vorsteckärmel zur Schonung seines Rockes anzulegen, worin der König ebenfalls mit seinem Beispiel vorging, welcher niemals in seinem Kabinette ohne einen solchen Schutz seiner Uniform arbeitete.

Die äußere Form der Kleidung erhielt sich unter Friedrich Wilhelm um so länger, da der König ein abgesagter Feind aller neuen Moden, besonders derer war, welche den Franzosen nachgemacht wurden. Als er im Jahre 1719 besorgte, daß die großen Hüte, welche damals in Frankreich getragen wurden, und durch den französischen Gesandten, Grafen von Rothenburg, und dessen Begleiter in Berlin bekannt geworden waren, gefallen und zur Nachahmung reizen möchten, so ließ er bei der großen Musterung der Garnison von Berlin am dritten Pfingsttage auf dem Tempelhofer Berge die Regiments-Profoße mit solchen Hüten erscheinen, und man bemerkte es auch sehr bald, daß auf dem ganzen Musterungsplatze niemand einen so großen Hut trug, als der französische Gesandte, dessen aus dreißig Personen bestehendes Gefolge, und die Profoße, außer daß die Hüte der letztern noch um etwas größer waren, als die französischen.

Man bequemte sich übrigens gern nach dem Willen und dem Geschmacke des Königs, und seine Zurechtweisungen und Ermahnungen, auch wo sie Verhältnisse des häuslichen Lebens oder an sich gleichgültige Dinge, als die Art und Weise der Kleidung betrafen, fanden willige Befolgung, weil das aus der guten alten Zeit gebliebene schöne und vertrauliche Verhältniß nicht gestört war, nach welchem die Unterthanen ihren Landesherrn nicht bloß als Oberhaupt des Staates in einem kalten und starren Begriffe sich dachten, sondern zugleich als einen Vater liebten und verehrten, von welchem Gebote und Strafen mit eben so großer Dankbarkeit und Ehrerbietung anzunehmen wären, als Wohlthaten und Gnadenbezeigungen, und von welchem man sich auch die Aeußerung einer Laune gefallen lassen müsse.

Die Vergnügungen, wodurch die Berliner sich zu erheitern pflegten, behielten auch in dieser Regierung im Allgemeinen denselben Charakter, welchen sie in den letzten Jahren der vorigen Regierung angenommen hatten. Die Spaziergänge auf die umliegenden Dörfer blieben die Hauptbelustigung, vornehmlich an den Sonntagen und Festtagen, und das Kegelspiel war in den

Dorfschenken eine sehr gewöhnliche Unterhaltung; am meisten wurde Charlottenburg, dessen Erweiterung und Verschönerung Friedrich Wilhelm sich sehr angelegen sein ließ, besucht, obgleich schon im Anfange dieser Regierung die angenehme Abendbeleuchtung des dahin durch den Thiergarten führenden Weges abgeschafft wurde. Die unter Friedrich I. eingerichteten Treckschüten, auf welchen man wöchentlich mehrere Male, vornehmlich des Sonntags, zu Wasser nach Charlottenburg fahren konnte, blieben noch immer im Gebrauche. Friedrich Wilhelm war, wie bereits oben bemerkt worden ist, den Volksbelustigungen nicht im Allgemeinen, sondern nur denen abhold, welche nach seiner Meinung den Müßiggang beförderten. Zu solchen schädlichen Vergnügungen rechnete er aber vor allen die Schießübungen der Bürger; und diese Ansicht des Königs hatte selbst die Aufhebung der im Jahre 1551 gegründeten kölnischen Schützengilde und der übrigen Schützengilden in den Residenzstädten zur Folge. Im Jahre 1727 am 28. Mai erließ nämlich Friedrich Wilhelm eine Cabinetsordre an den Magistrat zu Berlin, wodurch es vorerst auf das nachdrücklichste untersagt wurde, in jenem Jahre auf den Schützenhöfen zu schießen, spielen und tanzen, und auch sonst Spielleute zu dulden, „allermaßen," wie es in dem Befehle ausdrücklich hieß, „der König alles liederliche und üppige Wesen abgestellt wissen wolle." Als dagegen die Zinngießer, Pfefferküchler, Porcelanbrenner und Bürstenbinder und überhaupt die Handwerker, welchen das Scheibenschießen Gelegenheit gab zum reichlichern Absatze der Waaren, in einer Bittschrift den König um die Bestimmung der Zeit baten, in welcher dasselbe gehalten werden dürfe, so ließ Friedrich Wilhelm ihnen durch den Magistrat eröffnen, daß das Scheibenschießen überhaupt von keinem Nutzen sei, und ihnen kein Anspruch auf Entschädigung zustehe. Hierauf nahm der Magistrat auch den Schützenkrügern die ihnen für das Bier, welches sie zum Ausschenken einlegten, bis dahin zugestandene Freiheit von Abgaben; und weil die Schützengilden ohnehin in Schulden gerathen waren, so lösten sie sich, nachdem die königliche Willensmeinung über ihre Schädlichkeit so nachdrücklich war ausgesprochen worden, gänzlich auf; und die von den Schützen-Königen getragenen silbernen Ketten sowohl, als die Schützenplätze, der Deutsche vor dem Leipziger Thore, der nicht weit davon belegene Französische, und der Berlinische vor dem Königsthore, wurden mit allem Zubehör verkauft.

Diese Vergnügungen mochte mancher um so schmerzlicher entbehren, als sonst nicht sehr für die Unterhaltung der geringern Bürger gesorgt war; selbst der Tabagien gab es sehr wenige, und die Thee- und Caffeeschenken, deren Anlegung unter der vorigen Regierung der Graf Wartenberg aus finanziellen Gründen befördert hatte, sollen zur Zeit Friedrich Wilhelm's so gänzlich in Berlin verschwunden sein, daß man nur an zwei Orten Caffee, das Loth zu Einem Groschen, verkaufte; und dieses Getränk soll überhaupt damals so selten gewesen sein, daß es in den Gesellschaften der Frauen des Mittelstandes nur aus ganz kleinen Tassen von Delfter Porcelan getrunken wurde.

Erweiterung und Verschönerung der Stadt Berlin unter König Friedrich Wilhelm I.

Bau der Friedrichsstadt.

Friedrich Wilhelm war der erste preußische Monarch, welcher seit der Erbauung des hiesigen königlichen Schlosses die hier erlassenen Befehle, Patente und Briefe nicht von Köln an der Spree, sondern, und zwar sogleich vom ersten Jahre seiner Regierung an, von Berlin datirte.

Den von seinem Vater angefangenen Bau des Schlosses setzte Friedrich Wilhelm fort, ohne neue Pläne entwerfen zu lassen, und bis zum Jahre 1716 wurden durch den Hofbaumeister Böhme, welcher schon unter Schlüter und Eosander als Conducteur an dem Schloßbau Antheil genommen hatte, die angefangenen Gebäude bis zu dem Zustande, in welchem sie noch jetzt sich befinden, vollendet. Im Jahre 1720 wurde durch den Maler Ebert an der neuen Werderschen Mühle das durch ein Druckwerk getriebene Wasserrad angelegt, wodurch das Wasser in die auf dem Eosander'schen Portale befindlichen drei großen Wasserbehältnisse geleitet wird, aus welchen es in alle Theile des Schlosses vertheilt werden kann. Im Innern des Schlosses wurde im Jahre 1728 der weiße Saal vollendet, und im Jahre 1739 das silberne Chor des Rittersaals gebaut. Die Umgebungen des Schlosses wurden bedeutend geändert durch die Abschaffung und Ebnung des bei der Domkirche ehemals befindlichen Kirchhofes, die Wegreißung des im Jahre 1661 erbauten Ballhauses und der dazu gehörigen Gebäude im Jahre 1720, und die Umschaffung des Lustgartens in einen Exercierplatz seit dem Jahre 1715.

Die Erweiterung und Verschönerung der Stadt ließ der König ganz besonders sich angelegen sein. Schon im Jahre 1716 wurden in der Spandauer Vorstadt die Gassen bis zum Oranienburger Thore abgesteckt, und überhaupt munterte Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit zum Anbau der Vorstädte auf; im Jahre 1724 wurde der Oberbaum angelegt, im Jahre 1725 die Schälung der Spree von der Schleuse bis zum Stralauer Thore größtentheils vollendet, und im Jahre 1738 erhielt der Schiffbauerdamm durch einige Schiffbauer, welchen dort Baustellen angewiesen wurden, seine jetzige Gestalt. In den Jahren 1734 bis 1737 wurde der größte Theil der Befestigung an der kölnischen Seite von der Jägerbrücke bis zur Blocksbrücke weggenommen, und dafür wurden Häuser und Gärten angelegt, auch die Jägerbrücke, Jerusalems-, Spital- und Köpenickerbrücke neu gebaut.

Mit gewaltigem Eifer betrieb der König seit dem Jahre 1725, zum Theil auf Kosten und zum Schaden der alten Städte, den Anbau der Friedrichsstadt. Nachdem bei einer im Januar jenes Jahres auf königlichen Befehl angestellten General-Visitation in diesem Theile der Stadt, welcher damals durch die Mauerstraße und die jetzige Junkerstraße begrenzt wurde, 719 bewohnte Häuser, 149 wüste Stellen und 26 neue Anbauer sich gefunden hatten, so begann er sogleich für den Anbau der wüsten Stellen mit seiner gewöhnlichen bewundernswürdigen Thätigkeit zu sorgen; und unter der Leitung des Geheimen Raths und Oberbaudirectors Philipp Gerlach wurden theils auf Kosten des Königs, theils durch Bürger auf königlichen Befehl, so viele neue Häuser gebaut, daß keine wüste Stelle übrig blieb. Einen bedeutenden Zuwachs an Einwohnern erhielt eben damals die Friedrichsstadt durch die Ankunft der aus ihrem Vaterlande vertriebenen evangelischen Böhmen, welche im Jahre 1727 durch ihren Prediger Lipperda um die Aufnahme in die preußischen Staaten ansuchten, und seit dem Jahre 1732 zwischen der Krausen- und Schützenstraße mit königlicher Unterstützung sich anbauten. Sehr förderlich für das Gedeihen der neuen Stadt war die im Jahre 1728 ergangene Verordnung, nach welcher vom folgenden Jahre an daselbst nicht nur die gewöhnlichen Wochenmärkte und Fleisch- und Brotscharren auf dieselbe Weise, als in Berlin und Köln, gehalten werden, sondern auch der neuen Stadt von den der Residenz bewilligten vier Jahrmärkten zwei zufallen sollten, so daß für jede der beiden alten Städte nur Ein Jahr-

markt blieb. Seit dem Jahre 1732 beschränkte der König sich nicht mehr auf den Anbau wüster Stellen, sondern es begann, nach einem neuen Plan und mit unerhörter Raschheit, zugleich die Erweiterung der neuen Stadt; wobei, so wie überhaupt bei dem Baue der seit dieser Zeit bis zum Jahre 1740 auf der Friedrichsstadt entstandenen Häuser, außer dem Geheimen Rath Gerlach, der Oberst Christian Reinhard von Derschau auf eine Weise thätig war, welche viele Klagen veranlaßte. Nicht nur vermögende Bürger oder reichlich besoldete königliche Beamte, sondern selbst arme Handwerker und königliche Bediente, welche nicht über zweihundert Thaler Besoldung hatten, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Bau neuer Häuser gezwungen und dadurch in Schulden gestürzt; und keine dagegen vorgebrachte Vorstellung fand Gehör *). Besonders großes Aufsehen machte es, als im Jahre 1733 der Oberst von Derschau den verdienten Geheimen Rath von Nüßler, Schwiegersohn des berühmten Kanzlers der Universität Halle, Johann Peter von Ludwig, zwang, auf einer sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen, und weder die Erinnerung an seine dem königlichen Hause ohne Besoldung und jede andere Belohnung geleisteten wichtigen Dienste, noch die Fürsprache der Königin andre Wirkung hervorbrachte, als einen königlichen Kabinetsbefehl vom 1. Februar 1733, wodurch Nüßler angehalten wurde, „auf der ihm angewiesenen Stelle auf der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen, oder Sr. königlichen Majestät allerhöchsten Ungnade zu gewärtigen.“ Selbst die königlichen Minister und Generale entgingen diesem Zwange nicht; und nicht alle vornehme Beamte, welche zum Bau neuer Häuser gezwungen wurden, erfuhren in dem Maße die Freigebigkeit ihres Herrn, als die Generale Grafen von Schulenburg und von Truchseß, der Landjägermeister Graf von Schwerin, und die Staatsminister von Marschall und von Happe, welche, jeder mit Bau-

*) Als im Jahre 1739 der König während seiner Krankheit den Probst Roloff rufen ließ, und dieser ihm zur Vergebung seiner Sünden bei Gott nur unter der Bedingung Hoffnung machte, daß er alles Böse, das er mittelbar oder unmittelbar gethan, abstelle, so verlangte der König ein Beispiel des Bösen, das er gethan habe; und der Probst hatte die Kühnheit, den harten Druck anzuführen, welcher durch den erzwungenen Anbau der Friedrichsstadt vielen Leuten zu ihrem Ruin widerfahren sei, und dabei den anwesenden Obersten von Derschau mit Namen zu nennen.

materialien von 40000 Thalern an Werth, beschenkt wurden. Dafür bauten in der Wilhelmsstraße der Graf von Schulenburg im Jahre 1734 seinen Palast, den jetzigen Palast des Fürsten Radzivill, nach in Italien verfertigten Rissen; der Graf von Schwerin unter der Leitung des Bauinspectors Karl Wiesend den nachherigen Fürstlich Sacken'schen Palast; der Staatsminister von Marschall im Jahre 1736 durch den Geheimen Rath Gerlach und den Baumeister Horst den nachherigen Gräflich Finkenstein'schen, gegenwärtig Gräflich Vossischen Palast; und das Fürstlich Reuß'sche Palais, das jetzige königliche Kriegsministerium, verdankte dem Staatsminister von Happe seine Entstehung im Jahre 1737, nach Zeichnungen der Baumeister Stolze und Dietrich. Im August des Jahres 1734 wurde nach dem von dem Geheimen Rath Gerlach entworfenen Plane der Bau des Kollegienhauses in der Lindenstraße begonnen, und noch vor dem Pfingstfeste des Jahres 1735 eröffneten das Kammergericht, Tribunal und Consistorium darin ihre Sitzungen. Der Baron von Vernezobre, welcher in Frankreich bei Gelegenheit des Law'schen Actienhandels ein unermeßliches Vermögen sich erworben hatte, und in der Burgstraße das schöne, von dem General von Montargues erbaute Haus besaß, machte sich dem Könige gefällig, indem er im Jahre 1735 nach dem Risse eines französischen Baumeisters den Palast baute, welcher späterhin in den Besitz der Prinzessin Amalia, Schwester Friedrich's des Großen, und dann des Prinzen Albrecht kam.

Bei einer solchen Thätigkeit in dem Anbau der neuen Stadt geschah es, daß noch während der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm die Markgrafenstraße ihre gegenwärtige Ausdehnung erhielt, die Kochstraße, Zimmerstraße und Leipzigerstraße jenseits der Mauerstraße verlängert wurden, die Wilhelmsstraße, der Wilhelmsplatz, der Friedrichsstädtische Markt, der jetzige Leipzigerplatz und der Belleallianceplatz entstanden, und nachdem im Jahre 1734 das alte Leipziger Thor, vor welchem seit dem Jahre 1730 der Obelisk als Meilenzeiger stand, abgebrochen worden, aus dem sogenannten großen Markte, durch den Anbau neuer Häuser in Verbindung mit der ehemaligen Schwanengasse, ein schöner Platz geschaffen wurde, welcher nach dem General, Alexander Grafen von Dönhoff, den Namen des Dönhoffschen Platzes erhielt. Im Jahre 1737 war die Zahl der Häuser der Friedrichsstadt schon

bis auf 1682 gestiegen. Die natürliche und nothwendige Folge aber der schnellen Erbauung einer so großen Zahl von Häusern war das Sinken des Werthes derselben, so daß der Geheime Rath von Nüßler das Haus, welches der Geheime Rath Klinggräf neben dem seinigen erbauet hatte, und welches völlig so groß als dieses war, für achthundert Thaler an sich brachte, um es nicht in den Besitz eines Seifensieders und Bierschenken kommen zu lassen, welcher im Begriff stand, es zu kaufen.

Der König hatte an seiner neuen Schöpfung ein solches Wohlgefallen, daß, wenn er zu Berlin sich aufhielt, selten ein Tag verging, ohne daß er auf seinem gewöhnlichen täglichen Spazierritte die Friedrichsstadt besuchte, und nach dem Fortgange der angefangenen Baue sich erkundigte; und wenn er schon in andern Gegenden der Stadt auf das Leben und Treiben der Einwohner mit forschendem Auge achtete, so war doch nirgends seine Nachforschung strenger, als gegen die neuen Ansiedler auf der Friedrichsstadt. Diese große Theilnahme ihres Herrn an allen ihren Angelegenheiten soll aber unter ihnen eine so ängstliche Furcht hervorgebracht haben, daß zu der Zeit, in welcher der König erwartet wurde, niemand, weder auf den Straßen, noch an den Fenstern, sich blicken ließ. Wenn übrigens es gegründet ist, was Faßmann erzählt, daß Friedrich Wilhelm sich vorgesetzt hatte, es dahin zu bringen, daß in Berlin jederzeit ein Heer von dreißig Tausend Mann, ohne große Belästigung der Bürger, sollte Unterkommen finden können, so läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Absichten des Königs, in Beziehung auf die Vergrößerung seiner Hauptstadt, nicht auf die Erweiterung der Friedrichsstadt sich beschränkten, sondern in noch größerm Umfange sich entwickelt haben würden, wenn längere Gesundheit und ein längeres Leben ihm wären beschieden worden.

Die genaue Kenntniß, welche Friedrich Wilhelm auf seinen oftmaligen Spazierritten durch die Straßen von Berlin, über alles, was vorging, sich verschaffte, hatte in Hinsicht der Reinlichkeit der Stadt sowohl, als überhaupt durch Einführung vielfältiger Verbesserungen, zu welchen er dadurch veranlaßt wurde, höchst wohlthätige Folgen. Wenn der König, welchem die Reinlichkeit der holländischen Städte als das Ziel vorschwebte, zu welchem auch seine Residenz gebracht werden müßte, irgend einen Uebelstand bemerkt hatte, z. B. das Werfen von Kehricht in den Spreefluß, oder das Aufhängen

von Wäsche oder Thierfellen an den Geländern der Schälung des Flusses, so erfolgte ein strenges Verbot, wodurch solche Mißbräuche abgestellt wurden; und Berlin gewann daher mit jedem Jahre ein freundlicheres Ansehen. Sehr wichtige Verbesserungen, welche die Hauptstadt seiner Sorgfalt verdankte, waren die Einführung einer zweckmäßigern Feuerordnung im Jahre 1727, die bessere Einrichtung der nächtlichen Straßenerleuchtung im Jahre 1732, die neue Polizeiordnung vom 16. Julius 1735, und die Pflasterung der Friedrichsstadt, der Spandauer und Königs-Vorstadt, so wie von Neu-Köln in den Jahren 1733 bis 1740, wovon der Arbeitslohn, mit Ausschluß des Preises der zum Theil aus einer Entfernung von sechszehn Meilen gelieferten Steine, schon im Jahre 1739 nicht weniger betrug als 83588 Thaler 3 Groschen. In den Jahren 1734 bis 1736 wurden die Friedrichsstadt, Neustadt und kölnische Vorstadt mit einer steinernen Mauer umgeben, deren Bau, mit Ausschluß der Thore, 41053 Thaler kostete.

Daß von Friedrich Wilhelm die Polizei und Rechtspflege, sowohl im Allgemeinen, als insbesondere in seiner Residenz, kräftig gehandhabt wurde, läßt sich schon nach seinen bekannten Grundsätzen von Ordnung und Sittlichkeit vermuthen. Zu den berühmtesten der fast zahllosen Strafexempel, welche während seiner Regierung zu Berlin vollstreckt wurden, gehören die Hinrichtungen des Schloßcastellans Runk und Hofschlossers Stief, im Jahre 1718, wegen Beraubung des königlichen Münzkabinets, des politischen Schwindlers Jacob Clement im Jahre 1720, und des Majors von Neuendorf vom Glasenapp'schen Regiment, welchen das Unglück traf, daß sein von ihm im Duell verwundeter Bruder das Opfer des unvernünftigen Eigensinns wurde, womit er selbst die Heilung der Wunde wehrte, im Jahre 1722. Daß bei diesen und andern Hinrichtungen der Marter und Qualen mehr angewandt wurden, als das spätere und gebildetere Zeitalter für nothwendig zur Handhabung der Gerechtigkeit achtete — dieses lag in dem Geiste und den herrschenden Ansichten der damaligen Zeit. Gegen kein Verbrechen aber hielt Friedrich Wilhelm strenge Strafe für so nothwendig, als gegen den Hausdiebstahl, indem er mit Recht den dabei vorwaltenden Mißbrauch des Vertrauens als triftigen Grund zur Schärfung der gesetzmäßigen Ahndung betrachtete; und daher erging am 9. Januar 1735 das scharfe Edict, wodurch verordnet wurde, daß jeder Dienstbote männlichen oder

weiblichen Geschlechts, welcher mit Erbrechung oder Oeffnung von Thüren, Kasten oder andern Behältnissen einen Hausdiebstahl begangen hätte, ohne alle Rücksicht auf den Werth des gestohlenen Gutes oder die Möglichkeit des Ersatzes, binnen acht Tagen verurtheilt und an einem vor dem Hause des Bestohlenen errichteten Galgen aufgeknüpft werden sollte; und zweimal wurde während der Regierung Friedrich Wilhelm's dieses strenge Gesetz in Anwendung gebracht, indem vor den Häusern des Geheimen Raths Truzettel und des Staatsministers von Happe die angedrohte Hinrichtung diebischer Dienstboten wirklich Statt fand.

So wie Friedrich Wilhelm strenge war in der Ausübung der strafenden Gerechtigkeit, eben so war er auch gewissenhaft in der Handhabung der Gerechtigkeit, welche wohl erworbene Rechte sichert und schützt. Von der Justiz der Rechtsgelehrten hatte er zwar keine besonders hohen Begriffe, und vornehmlich gaben ihm die Advocaten ein Aergerniß, welches er zwar als ein nothwendiges Uebel duldete, aber möglichst zu mindern suchte. Nicht nur wurde die Zahl der Sachwalter zu Berlin durch die am 9. Junius 1713 erlassene Ordnung der Rechtspflege auf die Zahl von vier und zwanzig beschränkt, sondern Friedrich Wilhelm gab ihnen auch die Meinung, welche er von ihnen hegte, dadurch zu erkennen, daß er durch eine eigenthümliche ihnen vorgeschriebene bescheidene Kleidung, einen schwarzen Rock mit einem bis auf die Knie reichenden schwarzen Mantel, der Neigung zum Aufwande und zu äußerer Pracht, welche er ihnen zutraute, und den Reizungen zur Unredlichkeit, welche daraus entstehen könnten, Grenzen setzte. Er erhielt aber mit kräftigem Schutze jeden Stand und jede Klasse seiner Unterthanen im Besitze ihrer Rechte; und so sehr er sonst der französischen Nation und deren Sitten und Moden abgeneigt war, so entzog er gleichwohl den eingewanderten Franzosen, welche auf mannigfaltige Weise, so wie um den ganzen preußischen Staat, so insbesondere um die Hauptstadt, wesentliche Verdienste sich erworben hatten, auf keine Weise den von seinen Vorfahren ihnen zugesicherten Schutz; vielmehr verwilligte er ihnen selbst manche neue Vortheile. Als in den ersten Jahren seiner Regierung der Ruf seiner Kargheit mancherlei Besorgnisse in der französischen Colonie erweckte, und das Gerücht von der beabsichtigten Verschmelzung aller französischen Colonien in den preußischen Staaten mit den übrigen Unterthanen sogar Auswanderungen veranlaßte, so

zerstreute Friedrich Wilhelm diese Besorgnisse durch zweckmäßige Anordnungen. Für diesen Zweck war es berechnet, daß im Jahre 1718 nach dem Tode des Staatsministers, Grafen Otto Magnus von Dönhoff, welcher die Direction aller französischen Colonien geführt hatte, der König durch den Obersten und Commandanten von Berlin, de Forcade, die hier wohnenden Franzosen versammeln und benachrichtigen ließ, daß Se. Majestät ihnen erlaube, zum Nachfolger des Grafen von Dönhoff in der Leitung ihrer Angelegenheiten sich aus den königlichen Ministern denjenigen zu wählen, zu welchem sie das meiste Vertrauen hegten. Sie baten aber den König in einem Memorial, selbst diese Wahl zu treffen, „weil die Wahl Sr. Majestät nach Höchstdero väterlicher Gnade und hocherleuchtetem Urtheile weit sicherer sein werde, als die ihrige." Bald hernach errichtete Friedrich Wilhelm, vermittelst des Patents vom 9. März 1719, das französische Oberdirectorium, welches unter der Leitung eines der königlichen Minister die Angelegenheiten der französischen Colonien, insbesondere die Wiederbesetzung der erledigten Stellen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und die Vertheilung der Gnadengehalte besorgte. Hierauf erfolgte am 20. Februar 1720 ein Edict, wodurch alle in den preußischen Staaten den französischen Eingewanderten früher ertheilten Rechte bestätigt und auch denjenigen zugesichert wurden, welche künftig einwandern würden; und die Leichtigkeit, womit die französischen Unterthanen die Theilnahme an den vortheilhaften Lieferungen und Arbeiten für die zahlreiche Armee erlangten, so wie die Aufmerksamkeit, welche der König auf das Gedeihen der französischen Colonien und den Fleiß und die Betriebsamkeit ihrer einzelnen Mitglieder richtete, endlich die Freigebigkeit, womit er die Gründung neuer Anstalten zu ihrem Besten beförderte, überzeugte alle französischen Colonien in den preußischen Staaten von der Nichtigkeit ihrer frühern Besorgnisse. Eine der wichtigsten Anstalten der französischen Colonie zu Berlin, welche unter dieser Regierung durch königliche Unterstützung zu Stande kamen, war das Waisenhaus, welches im Jahre 1729 vollendet wurde. Auch die Erbauung der Hospitalkirche und der französischen Kirche in der Klosterstraße, so wie die Einrichtung der ehemaligen Kapelle in der Köpenicker Vorstadt zu einer Pfarrkirche wurde durch die Unterstützung des Königs erleichtert.

Unter den verschiedenen Klassen der Einwohner von Berlin erfreute sich

nur die Judenschaft nicht seines Wohlwollens. In den ersten Jahren seiner Regierung standen zwar die Juden bei ihm nicht in schlechtem Ansehen. Als im Jahre 1715 ein unbesonnener Mensch mit entblößtem Degen die Juden, und besonders deren Frauen, in der Synagoge in großes Schrecken gesetzt hatte, so befahl der König die strenge Bestrafung dieses Muthwillens, und erklärte zugleich seinen ernsten Willen, die Judenschaft zufolge des ihr gewährten königlichen Schutzes gegen jede Thätlichkeit, Beeinträchtigung und Beleidigung auf das nachdrücklichste zu beschirmen. Seit dem Jahre 1721 aber änderte sich seine Meinung von den Juden dadurch, daß er den Argwohn faßte, als ob die Judenschaft das hinterlassene Vermögen des für sehr reich geachteten jüdischen Münzlieferanten Veit, welcher der königlichen Kammer mehr als hundert Tausend Thaler schuldig blieb, nach dessen Tode heimlich unter sich getheilt und dadurch die königliche Kammer betrogen hätte. Dieser Argwohn hatte die seltsame Verfügung zur Folge, daß am 15. August 1721, Morgens um sieben Uhr, die Judenschaft in ihre mit einer Wache umstellte Synagoge gerufen, und im Beisein des Consistorialraths und Oberhofpredigers Jablonski förmlich mit dem Banne belegt wurde; und seit dieser Zeit folgte eine harte Verfügung gegen die Juden nach der andern, zum Theil auf Veranlassung mehrerer in kurzer Zeit nach einander von einzelnen Juden verübter Verbrechen und des von der Judenschaft getriebenen Wuchers. Nicht nur wurde ihnen der Zwang aufgelegt, von den auf den königlichen Treibjagden erlegten wilden Schweinen jedes Mal eine große Zahl für den ihnen angesetzten Preis zu kaufen, sondern der König machte auch aus den Concessionen, ohne welche kein Jude in den preußischen Staaten geduldet wurde, Gnadengeschenke an seine Freunde, welche dafür so viel erpreßten, als möglich. Als im Jahre 1737 nach angestellter Untersuchung sich gefunden hatte, daß die Judenschaft zu Berlin aus 120 Familien bestand, welche 250 Dienstboten hielten, so bestimmte er, durch eine an den Rand des Berichts der Judencommission gesetzte Bemerkung, die Zahl der Dienstboten, welche den gesammten berlinischen Juden verstattet sein sollten, auf zweihundert. Doch widerfuhr dem Juwelier und Banquier Ephraim am 7. Januar 1740 die Ehre, daß in seinem Hause die damals zu Berlin anwesenden Schwiegereltern des Kronprinzen, der Herzog und die Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel, mit allen königlichen Prinzen und Prinzessinnen und

dem ganzen Hofe, der Einsegnung der Ehe zweier von der Judenschaft erzogenen Waisenkinder, welche auf ausdrücklichen königlichen Befehl in diesem Hause und an diesem Tage geschah, „zu ihrer Ergötzung" beiwohnten.

Wenn in diesen harten Verfügungen gegen die Juden und in mehrern schaudervollen Hinrichtungen jüdischer Verbrecher, welche seit dem Jahre 1721 zu Berlin Statt fanden, der rauhe und harte Sinn dieses Zeitalters auf eine sehr unerfreuliche Weise sich darstellt, so gewährt dagegen die allgemeine Theilnahme, welche das Schicksal der von dem unduldsamen Erzbischof von Salzburg aus seinem Lande verjagten Protestanten, wie in allen evangelischen Ländern und Städten, so auch in Berlin fand, den rührenden Beweis eines lebendigen christlich brüderlichen Sinnes. Die Ankunft eines Zuges der Salzburgischen Emigranten, welche im Jahre 1732 nach den in Litthauen von dem Könige ihnen angewiesenen Gegenden sich begaben, veranlaßte jedes Mal eine öffentliche Festlichkeit. Der König selbst ging gewöhnlich ihnen bis zum Leipziger Thor entgegen, einige Candidaten der Theologie führten sie in die Stadt und wiesen ihnen ihre Herbergen an, die Einwohner wetteiferten mit einander in freundlicher Bewirthung der unglücklichen Glaubensgenossen, die Königin ließ sie in Monbijou speisen und beschenkte sie mit Geld und Bibeln; in den Kirchen wurde zu ihrer Erbauung Gottesdienst gehalten, und nach der Predigt mit ihnen eine Prüfung in Hinsicht ihrer Kenntniß des Christenthums angestellt, welche meistens zu großer Befriedignng aller Anwesenden ausfiel.

Der christliche Sinn Friedrich Wilhelm's, von welchem in unserer Darstellung schon mehrere Beweise angeführt worden sind, zeigte sich auch in dem Eifer, mit welchem er für die Ausschmückung, Wiederherstellung und den Bau der Kirchen in der ganzen Monarchie und insbesondere zu Berlin sorgte; die letzten in unserer Stadt neu erbauten und ausgestatteten Kirchen verdanken ihm ihre Entstehung. Außer der schon vorhin erwähnten Unterstützung, wodurch der Bau und die Einrichtung mehrerer Kirchen der hiesigen französischen Colonie erleichtert wurden, baute er in den Jahren 1720 bis 1722 die neue Garnisonkirche, nachdem die alte von Friedrich I. erbaute durch die gewaltigen weit umher sich verbreitenden Wirkungen der durch das Auffliegen des Pulverthurms am Spandau'schen Thore bewirkten Erschütterung war zerstört worden. Dieses Unglück ereignete sich am 12. August 1720,

als schon die Ausräumung dieses Gebäudes begonnen war, und kostete nicht nur den sämmtlichen in dem Thurme beschäftigten Artilleristen, sondern dem jungen Prediger Block, welcher zwei Tage zuvor war ordinirt worden, und um sich zu seiner Pfarre nach Freyenstein zu begeben, auf der Post gerade in dem Augenblicke der Explosion vor dem Thore vorbeifuhr, zwei und vierzig in der Garnisonschule versammelten Kindern und ein und dreißig Bürgern, Frauen und Dienstboten das Leben; viele andre wurden beschädigt und verstümmelt; auch die Beschädigung der benachbarten Gebäude war nicht unbeträchtlich, und die Wirkungen des furchtbaren Knalls erstreckten sich selbst bis zum königlichen Schlosse, wo eine große Menge von Fenstern zerstört wurde. Zehn Jahre später, in der Nacht des zweiten Pfingsttages, den 29. Mai 1730, wurde die Petrikirche auf eine nicht minder schreckliche Weise, durch dreimaliges Einfahren des Blitzes in den im Bau begriffenen und unvollendeten Thurm, welcher noch vom Baugerüste umgeben war, zerstört, und mit ihr wurden sieben und dreißig Wohnhäuser auf dem Hundemarkt, in der Grünstraße, Brüderstraße und andern benachbarten Straßen in Asche gelegt. Friedrich Wilhelm, welcher im Begriff war, nach dem berühmten sächsischen Lustlager bei Mühlberg zu reisen, als er zu Potsdam die Nachricht von diesem Unfalle erhielt, ordnete unverzüglich die Wiederherstellung dieser Kirche an, bewilligte dazu sogleich dreißig Tausend Thaler, und auch der König von Polen beförderte diesen Bau durch das Geschenk einer großen Zahl von Quaderstücken aus den Steinbrüchen bei Pirna. Zugleich wurde die Wiederherstellung der durch den Brand der Kirche zerstörten Wohnhäuser mit königlicher Unterstützung so rasch besorgt, daß alle schon im Oktober des Jahres 1730 schöner als zuvor, und in gleicher Höhe von drei Stockwerken, wieder bewohnbar waren. Mit noch größerer Thätigkeit wurde, nach dem von dem Baumeister Grahl entworfenen Plane, der Bau der Kirche betrieben, und den dabei arbeitenden Handwerksgesellen durch ausdrücklichen königlichen Befehl die Feier des blauen Montags untersagt; schon am 28. Junius 1733, nach dem feierlichen Einzuge der Kronprinzessin, war, wie oben gemeldet worden, der Hof bei der Einweihung der neuen von dem Könige mit mehreren silbernen und vergoldeten Geräthen beschenkten Kirche gegenwärtig. Friedrich Wilhelm nahm sich überhaupt seit dieser Zeit der Petrikirche ganz besonders an; er verordnete unter andern für den Gottesdienst in derselben

schon am 25. Februar 1733 eine eigenthümliche einfache Weise, welche nicht nur durch die Abschaffung des Meßgewands und Chorrocks der Prediger, so wie der Wachslichter auf dem Altare, sondern noch besonders durch die Abstellung der Privatbeichte sich auszeichnete. Der Bau des neuen Thurms dieser Kirche war jedoch zu sehr eilfertig betrieben worden; derselbe stürzte am 25. August 1734 ein, und Friedrich Wilhelm erlebte nicht dessen völlige Wiederherstellung. Im Jahre 1737 wurde die im Jahre 1735 angefangene und von dem Baumeister Neumann auf königliche Kosten erbaute Böhmische Kirche, und am 30. August 1739 die für beide evangelische Bekenntnisse bestimmte Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit, welche ebenfalls der Fürsorge des Königs ihre Entstehung verdankte, mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Der König wohnte mit seinen vier Söhnen und einem zahlreichen Gefolge, sowohl Vormittags als Nachmittags, dem ersten in dieser Kirche nach der von ihm vorgeschriebenen Weise gefeierten Gottesdienste bei. Am Vormittage stellten kurz vor der Predigt die Geheimen Staatsminister in eigner Person die silbernen stark vergoldeten Kirchengeräthe auf den unter der Kanzel stehenden Tisch. Nach der Predigt führte der Oberhofprediger Jablonski seinen Sohn als ersten reformirten Prediger bei der neuen Kirche ein, worauf das Abendmahl nach reformirter Weise ausgetheilt, und die Taufe von zwei Mädchen und die Einsegnung von zwei Brautpaaren vollzogen wurde. Hierauf geschah die Einführung des ersten lutherischen Predigers, Johann Julius Heckert, durch den Probst Reinbeck, und auf dieselbe folgten die Feier des Abendmahls nach lutherischer Weise, die Taufe von zwei Knaben und wiederum die Einsegnung von zwei Brautpaaren. Mit der Absingung des ambrosianischen Lobgesangs wurde diese Feier beschlossen. Der nachmittägliche Gottesdienst dieses feierlichen Tages bestand nur in der Einweihungspredigt des lutherischen Probstes Reinbeck und der Aufführung einer geistlichen Cantate.

Auch die Parochialkirche in der Klosterstraße verdankte der Freigebigkeit des Königs ihr schönes Glockenspiel, welches Friedrich der Erste für den nachher wieder abgetragenen Münzthurm bestimmt hatte.

Das Andenken seines Vaters ehrte Friedrich Wilhelm durch eine nach des berühmten Schlüter Modell gegossene Statue von Erz, zu deren Piedestal er auf dem Molkenmarkte, welcher den Namen des Königsmarkts

und durch Wegräumung der alten Hauptwache und mehrerer Kramladen auch ein besseres Ansehen erhielt, am 15. April 1728 den ersten Stein legte; und am 15. Mai desselben Jahres wurde jenes Denkmal auch wirklich aufgerichtet. Späterhin schien dem Könige diese Stelle nicht passend zu sein; die Statue wurde also von dem Molkenmarkte wieder weggenommen und in das Zeughaus gebracht. Der Molkenmarkt verlor dadurch seinen neuen ehrenvollen Namen, und es wurde beschlossen, die Statue am Eingange der Linden-Allee auf der Neustadt auf eine hohe Säule, in der Weise der Trajanischen zu Rom, zu stellen.

Anlagen und Verordnungen König Friedrich Wilhelm's I.

Eine der wichtigsten Anstalten, welche Berlin der Fürsorge dieses großen Königs verdankte, war das große Hospital der Charité, welches im Jahre 1727 durch Erweiterung des schon unter Friedrich I. vor dem Spandau'schen Thore zur Zeit der Pest im Jahre 1710 gegründeten Hospitals entstand, und schon in jenem Jahre dreihundert Kranke aufnahm. Die Einkünfte dieser heilbringenden Anstalt wurden aber bald sehr vermehrt durch die königliche Schenkung eines beträchtlichen Ackers, welcher zum Küchen- und Obstgarten eingerichtet wurde, durch eine Wiese, welche ihr der Generalfeldmarschall, Graf von Wartensleben, überließ, das Vermächtniß des Freiherrn von Grappendorf von 80000 Thalern, wofür späterhin das Amt Priborn in Schlesien gekauft wurde, die Vermächtnisse des Generals von Arnim und des Banquiers Regelin, die königliche Schenkung von 100000 Thalern im Jahre 1734 zu der Zeit, als der König nach der Genesung von einer schweren Krankheit alle Hospitäler und Waisenhäuser zu Berlin und Potsdam beschenkte, endlich durch die Zuweisung des Verlags der Kundschaften, Lehrbriefe und Geburtsbriefe für die Handwerksburschen in den sämmtlichen königlichen Ländern. Auch diese letzte Einnahme war sehr bedeutend, indem für jede Kundschaft vier Groschen und für jeden Geburtsbrief zwölf Groschen bezahlt werden mußten. Als eine Merkwürdigkeit verdient es angeführt zu werden, daß man sehr früh für den Unterhalt der Armen und Kranken in der Charité die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's in Berlin bekannt gewordenen Kartoffeln anwandte, zu deren Anbau der König dem Hospitale ein Stück Landes innerhalb der Barriere längs den Pallisaden

durch den Commandanten, General-Major von Forcade, und den Obersten von der Marwitz anweisen ließ.

Der Eifer des Königs für die Beförderung der Wollenmanufactur in seinen Staaten war für Berlin von nicht geringem Vortheil. Schon im Jahre 1713 wandelte sich die Fürsten- und Ritterakademie in ein Lagerhaus um, wo der Staatsminister von Kraut den armen Arbeitern die rohe Wolle zur Bearbeitung liefern und die fertigen Zeuge von ihnen für billige Preise in Empfang nehmen und verkaufen ließ; und zum Vortheile dieser Fabriken, welche unter der Leitung des Ministers von Grumbkow standen, und vornehmlich durch den starken Verbrauch des Heeres, welches alle Jahre neu gekleidet wurde, bald für die ganze Mark ein sehr wichtiger Erwerbszweig wurden, errichtete Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 zu Berlin eine russische Handelscompagnie, welche den Vertrieb der wollenen Zeuge in den nordischen Reichen beförderte. Ein neues Leben wurde in die Wollenmanufactur durch das Edict vom Jahre 1717 gebracht, wodurch allen in die königlichen Staaten einwandernden und daselbst sich niederlassenden Wollenarbeitern Freiheit von der Accise auf drei Jahre, und von Servis, Einquartierung und andern bürgerlichen Lasten auf sechs Jahre, die unentgeltliche Lieferung des nöthigen Bauholzes, falls sie gewillet sein sollten, sich anzubauen, und die Freiheit von der Werbung für sie selbst, ihre Kinder und Hausgenossen zugestanden wurde. Zu solchen Ansiedelungen war damals fast kein Ort der Monarchie einladender, als die Hauptstadt, wo, vermittelst der durch die Wasserverbindungen erleichterten Zufuhr, manche der wichtigsten Bedürfnisse in geringerem Preise standen, als selbst in anderen kleinern Städten. So versichert Faßmann, daß zu seiner Zeit das Holz, obwohl der Preis desselben bedeutend gestiegen war, gleichwohl zu Berlin wohlfeiler gewesen sei, als zu Halle und Magdeburg.

Wenige Monate vor seinem Tode, im December 1739, gab Friedrich Wilhelm der Hauptstadt noch eine sehr dankenswerthe Bequemlichkeit durch die Einführung der Fiacres, indem er zwölf Wagen auf seine Kosten verfertigen und an diejenigen Fuhrleute vertheilen ließ, welche sich an dem für den Anfang dieser Einrichtung festgesetzten Tage an den bestimmten Plätzen einfanden.

Unter den allgemeinen Staatseinrichtungen, welche in dieser Regierung

gegründet wurden und zu Berlin ihren Sitz erhielten, nennen wir hier die General-Rechnungskammer, welcher die genaueste Untersuchung der von Pachtern, Amtleuten nnd königlichen Einnehmern aller Art abgelegten Rechnungen oblag, und das wichtige im Jahre 1723 gestiftete General-Ober-Finanz- Kriegs- und Domainen-Directorium, welches unter des Königs unmittelbarer Leitung und in verschiedenen Departements, jedes unter dem Vorsitze eines Ministers, der innern Staatswirthschaft vorstand und den Mittelpunkt der ganzen Finanzverwaltung bildete.

Um der Geschäftsführung dieses wichtigen Collegiums einen beschleunigteren Gang zu geben, verordnete Friedrich Wilhelm, daß die Sitzungen desselben niemals eher aufgehoben werden sollten, als nach Erledigung aller vorkommenden Sachen. Die lange Dauer der Sitzungen aber, welche die Folge dieses Befehls war, veranlaßte den König zu einer Anordnung, in welcher sich auf der Einen Seite seine aufmerksame vielseitige Sorge für die Zufriedenheit treuer Diener, und auf der andern Seite sein Bestreben zeigt, unangenehme Störungen der gewöhnlichen Ordnung und Lebensweise, welche er selbst sehr schmerzlich empfand, auch von andern fern zu halten. Es erhielt nämlich schon am 20. Januar 1723 der Oberhofmarschall von Prinzen den Befehl, die Mitglieder des General-Directoriums, so oft sie bis um Ein Uhr Nachmittags zusammen bleiben müßten, mit Essen und Trinken aus der Küche und dem Keller des Königs versehen zu lassen, und daher jederzeit um 11 Uhr den Küchenmeister hinauf zu senden, damit derselbe durch den Kanzleidiener anfrage, ob Anstalt zur Tafel gemacht werden solle, oder nicht. Jede für das Generaldirectorium angerichtete Mahlzeit sollte nach derselben königlichen Verordnung aus „einer guten Suppe, einem guten Stücke Rindfleisch mit Vorkost, einer guten Schüssel Fische und einem guten Rinder-, Hammel- und Kalbsbraten," in gehöriger Abwechselung und von so guter Zubereitung, „eben als wenn vor Se. K. M. Selbst angerichtet würde," bestehen, auch jeder Person „eine Quart-Bouteille guter Rheinwein gegeben werden." Zur Aufwartung dabei wurde nur Ein Laquai gestattet, „damit die Stube nicht mit Laquaien angefüllet würde," und zu diesem Ende ward auch noch befohlen, „einem jeden Gaste gleich vier silberne Teller nebst einem Glase vorzusetzen und einen großen Korb bei der Hand zu halten, worin

das unreine Geschirr gelegt werden könnte.“ Wie lange diese Speisung des General-Directoriums Statt gefunden habe, ist nicht bekannt.

Die sieben und zwanzigjährige Regierung dieses Königs, so wie sie heilbringend für die ganze preußische Monarchie war, und seinem großen Nachfolger die Mittel zu glänzenden Thaten bereitete, eben so heilbringend war sie, wie wir durch diese Darstellung bewiesen zu haben glauben, insbesondere für Berlin; obwohl ihre Wohlthätigkeit erst nach dem Tode des Königs, als seine Strenge nicht mehr verwundete, in ihrem ganzen Umfange gewürdigt und anerkannt wurde. Dem folgenden Zeitalter kam es zu Statten, daß Friedrich Wilhelm die Hauptstadt, welche zu seines Vaters Zeiten ein nordisches Athen gewesen war, in ein nordisches Sparta umschuf.

Was hat der grosse Friedrich für Berlin gethan?

Was bis zum siebenjährigen Kriege geschehen.
(1740 bis 1756.)

Die gewaltige Hand, mit der der große König Friedrich II. Preußen, sein Königreich, hoch erhob und es mit den größesten Reichen Europa's auf eine Stufe der Gleichheit stellte, mit der er mächtig eingriff in die Geschichte seiner Zeit und darüber hinaus weit in die Zukunft hinein faßte, diese gewaltige Hand ward auch an Berlin sichtbar, man möchte sagen, von dem ersten Tage seines Regimentes an.

Die Hauptstadt zählte beim Beginn der Regierung des großen Churfürsten keine 10,000 Einwohner, bei'm Tode Friedrich Wilhelm's I. hatte sie deren schon 90,000, die in 4365 Häusern wohnten.

So weit hatten die ersten Könige die Hauptstadt gebracht, für ihre Verschönerung aber war noch sehr wenig gethan, da bestieg Friedrich II. am 31. Mai 1740 den Thron seiner Väter, und im selben Jahre noch begann er mit der Erbauung des Opernhauses jene Reihe von Pracht- und Kunstbauten, die, von seinen Nachfolgern am Reich fortgesetzt, Berlin zu einer der schönsten Städte der Welt gemacht haben.

Der Baumeister des Opernhauses ist der Freiherr von Knobelsdorff; im Jahre 1742 hatte er den edeln Bau vollendet, und der große König sein Placet mit der Inschrift: Friedericus Rex Appollini et Musis darauf gesetzt. Obgleich wir das Opernhaus in den letzten Jahren zum Theil eine Beute der Flammen werden sahen, so ist es durch die Pietät, die

Se. Majestät der König den Werken Friedrich's des Großen in alle Wege bewahrt haben, doch ganz so wieder hergestellt, wie es war, als es der Freiherr von Knobelsdorff 1742 beendete und der König durch die Oper „Kleopatra" von Graun einweihen ließ. Freilich hatte das Opernhaus damals noch nicht jene grandiosen Umgebungen, die heute jene Gegend Berlin's zum glänzendsten Punkte der Hauptstadt machen; das Zeughaus stand zwar schon, Schlüter's Meisterwerk, ein Ehrenmal der frühern Herrscher, aber die Academie, die Bibliothek, die Universität, die Sanct Hedwigskirche fehlten noch, doch es saß ja schon der Mann auf dem Throne, der Bau- und Schlachtpläne mit gleicher Meisterschaft entwarf und ausführte, der den Grund zu seinen Kirchen und Schlössern eben so fest und solid zu legen wußte, wie zu seinem Staate.

Auch wußte er zu seinen Plänen hier wie dort seine Männer, Helfer und Werkzeuge zu wählen, so klug wie Keiner. Ein solcher Mitarbeiter am Werk war für ihn jener geniale Baumeister Freiherr von Knobelsdorff, der zuerst im Thiergarten einen wirklichen Garten schuf, Alleen, Bosquets, Bassins u. s. w. anlegte und durch Erbauung eines Landhauses die erste Villa im Thiergarten gründete. Jenes Knobelsdorff'sche Landhaus ist noch heut ein Flügel des Schlosses Bellevue, das Prinz Ferdinand, der Bruder des großen Königs, 1785 erbaute. Bellevue war später im Besitz des Prinzen August von Preußen, während dieser Zeit Wohnung des Königs Karl X. von Frankreich und Navarra, als er, ein vertriebener König im Exil umherwandernd, von Holyrood, dem Schlosse der alten Schottenkönige zu Edinburgh, sein Hoflager nach dem königlichen Prag im Böhmerlande verlegte und auf seiner Reise in Preußens gastlicher Hauptstadt rastete. Bei'm Tode des Prinzen August kam Bellevue in Besitz Seiner Majestät des Königs, der das Schloß zu Frühlingsausflügen benutzt und daselbst oft die Minister zum Conseil empfängt. Auch das sogenannte neue Schloß zu Charlottenburg baute Knobelsdorff, legte die achtfache Lindenallee im Thiergarten an, die man den Stern nennt, und führte die Lindenallee nach dem Schönhauser Schlosse, wo die Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich's des Großen, im Sommer zu residiren pflegte.

Bei dem Bau des Schlosses zu Sanssouci war Freiherr von Knobelsdorff ebenfalls betheiligt, die Risse sind von dem großen Könige selbst und von

ihm; die Baumeister Bouman, Dietrichs, Hildebrand und Büring arbeiteten unter seiner Anleitung.

Im Jahre 1746 ließ der König den Theil der alten Stadtwälle am Opernplatz abtragen und gewann dadurch freie Hand.

In dieselbe Zeit fällt die Bebauung der neuen Friedrichsstraße mit Kasernen und Gebäuden aller Art. Garnisonkirche und Schule waren schon vorhanden. Das neue Kadettenhaus in dieser Straße ist Friedrich's Werk, er gab ihm die Inschrift: Martis et Minervae alumnis. Auch wurde in demselben Jahre 1746 die Königsstraße, die nur bis zur Ecke der Klosterstraße reichte, bis zur Königsbrücke, die damals noch von Holz war, verlängert.

Im Jahre 1745 begann dann der Bau des Invalidenhauses mit seinen beiden Kirchen, dem er die schöne Inschrift: Laeso, sed invicto militi! gab. Der Bau wurde unter Oberaufsicht des Generals, Grafen Haacke nach Entwürfen des Ingenieur-Hauptmanns Petri ausgeführt und 1748 beendet.

Um diese Zeit entstand auch der beliebte Vergnügungsort Moabit; schon früher hatten sich dort auf dem unfruchtbaren Terrain einer Haide, die vordem einem Nonnenkloster zu Spandow gehört hatte, und deshalb Jungfernhaide genannt wurde, französische Refugiés angesiedelt, diese nannten die Gegend wegen ihrer Unfruchtbarkeit terre de Moab, oder noch derber terre maudite, und so ist der Kolonie der Name: Moabiterland, oder kurz: Moabit, geblieben, auch nachdem der westphälischen Colonisten fleißige Hände dort unter dem großen Könige hundert kleine Gärten angelegt und durch ihre, allerdings nicht ganz uninteressirte, aber doch immer noch bezahlbare Gastlichkeit, ein Sonntagselysium für die heiteren Bewohner Berlins geschaffen.

Weiter hin lag noch das Vorwerk Martineken; es hat seinen Namen von seinem letzten Besitzer Martin, den die lustige berliner Jugend seiner Kleinheit wegen Martineken nannte. Weil der große König auf diesem Vorwerk zuweilen seine Rosse purgiren ließ, so nannte man es auch wohl den Rhabarberhof.

Im Jahre 1747 ließ der König die alte Domkirche, die mitten auf dem Schloßplatz stand, abbrechen und eine neue im Lustgarten erbauen, es ist die jetzt noch stehende, die 1750 als Schloß-, Oberpfarr- und Domkirche ein-

geweiht wurde. Die Särge und landesfürstlichen Grabdenkmäler wurden in die neue Kirche übergesiedelt.

1751 wurde die Luisenstädtische Kirche gebaut, da der damalige würdige Kirchenvorsteher Sebastian Nethe große Verdienste um die Gründung dieser Kirche hatte, so nannte man die Kirche die Sebastianskirche, ja sogar Sanct Sebastianskirche, und noch viel später mußte das Consistorium den Gebrauch dieses Namens amtlich untersagen.

Es ist für den Raum dieses Buches ganz unmöglich, alle Bauten anzuführen, die Friedrich der Große in's Werk setzte; wir müssen uns mit den hauptsächlichsten begnügen.

1743 war ein königlicher Stall, der am Anfang der Linden stand, abgebrannt. 1749 ließ an derselben Stelle der König durch seinen Baumeister Boumann das Academiegebäude erbauen.

Der heutige Pariser Platz, der damals das Viereck (Quarrée) hieß, war schon mit schönen Privathäusern besetzt, aber das Brandenburger Thor war noch weiter nichts, als zwei gemauerte Säulen mit einem gewöhnlichen Schlagbaum.

Um diese Zeit machte sich ein reicher Privatmann, Benjamin George, um die Verschönerung der Dorotheenstadt sehr verdient, nach ihm hat die Georgenstraße ihren Namen erhalten.

1747 begann der Bau der katholischen Sanct Hedwigskirche. Den Plan entwarf der König selbst nach dem Plan der Sancta Maria Rotunda in Rom (Pantheon). Den oft unterbrochenen Bau leiteten die Architekten Burin und Le Glaux, Boumann vollendete ihn, sein Werk namentlich ist die herrliche Kuppel. Erst 1773 weihete der Bischof von Ermeland, Fürst Krasicki, die Kirche; sie ist einer Heiligen gewidmet, die durch ihre Geburt unserm Vaterlande angehört, der heiligen Hedwig, einer schlesischen Fürstin. Kunstwerke von Merchioni, Tessaert und Gagliari schmücken diese überaus schöne Kirche.

Im Jahre 1754 begann der Bau des Palais des Prinzen Heinrich (das heutige Universitätsgebäude), er ward durch den siebenjährigen Krieg unterbrochen.

Berlin während des siebenjährigen Krieges.
(1756—1763.)

Der große König hatte seinen Feldherrnruf durch die glückliche Beendigung der beiden schlesischen Kriege und die siegreiche Behauptung Schlesiens fest begründet, aber die schwerste Prüfung harrte noch seiner. Der dritte schlesische, der nachmals nach seiner Dauer der siebenjährige genannte, Krieg begann. Der ganze Continent erhob sich wider den „Einzigen." Die große Maria Theresia von Oestreich waffnete ihrer weiten Königreiche Böhmen, Ungarn, Gallicien, Italien Völker wider unsern König; ihr Gemal, der Kaiser Franz I., rief das deutsche Reich in Waffen wider Friedrich, Deutschlands größten Sohn, Frankreich sandte seine sieggewohnten Lilienbanner über den Rhein, aus dem fernen Osten schickte Rußlands Elisabeth ihre Heerschaaren und der Schwede ließ sein blaugelbes Dreikronenbanner flattern lustig im Pommerlande, als seien die Tage des dreißigjährigen Krieges zurückgekehrt und als habe er nur auf die Gelegenheit gewartet, Revanche zu nehmen für Fehrbellin, Rügen und Stettin. Wider diese Welt in Waffen stand der Einzige, weit entfernt auf seiner Meeresinsel der Britte, der sein Bundesgenoß war.

Aber der Einzige, das war unser Friedrich, aber er stand und er stand sieben lange Jahre hindurch und ging als Sieger hervor aus dem Kampfe mit dem coalisirten Europa.

Von den beiden ersten schlesischen Kriegen hatte Berlin nicht Noth, nicht Last gehabt, es hatte jubelnd die Siegesbotschaften empfangen, die ihm sein König sandte aus Sachsen, Schlesien und Böhmen, es hatte den freudevollen Einzug der siegreichen Truppen gefeiert, der dritte schlesische Krieg erst brachte auch für Berlin die Prüfung. Gern hätte der König seiner Hauptstadt die Prüfung erspart, trotz des heftigen Anfalls seiner Feinde von allen Seiten suchte er die Hauptstadt immer zu decken, aber der Heldenkönig sollte den bittern Kelch bis zum Grunde leeren, er sollte seine Hauptstadt selbst, sein

stolzes Berlin in den Händen der Feinde sehen, ehe ihm die Siegerkrone zu Theil wurde.

Im Jahre 1757 warf sich der General, Graf Haddick, einer der kühnsten Parteigänger der Kaiserin Maria Theresia, auf Berlin, brach am 16. October durch das Kottbusser und das Schlesische Thor in die Vorstädte, wagte sich aber nicht in die Stadt, sondern ließ mit dem Magistrat über eine Brandschatzung unterhandeln.

Der Commandant, General von Rochow hatte nur ein sogenanntes Landregiment, zwei Bataillone sogenannter „Garnisöner" und Recruten zur Disposition. Mit diesen ganz unzulänglichen Mitteln konnte er es nicht unternehmen, eine große Stadt zu vertheidigen, und um die Zünfte zu bewaffnen, die es im patriotischen Eifer verlangten und gern für ihren König und ihre Stadt gefochten hätten, dazu fehlte es an Zeit. General von Rochow that, was er thun konnte, er brachte die königliche Familie nach Spandow in Sicherheit, obwohl der muthige, patriotische Sinn der Berliner ihm das als Feigheit auslegte und heftig unzufrieden war, daß sie der Rochow nicht in den Kampf führte gegen 7000 Mann versuchte Truppen der Kaiserin-Königin. Mit dem Magistrat unterhandelte Haddick durch seinen Adjutanten, den Obristen Ried, und erhielt endlich 200000 Thaler Brandschatzung, 12000 Thaler für sich, 3000 Thaler für den Obristen Ried und zwei Dutzend Damen-Handschuhe für seine Kaiserin, gestempelt mit dem Berliner Stadtwappen. Man sieht, die Kaiserin-Königin kostete der Stadt Berlin viel weniger, als ihr General und sein Adjutant! Kaum hatte Haddick diese Beute erhascht, so war er am 18. October in aller Frühe auf und davon, er hatte ungemeine Angst, in Berlin überrascht zu werden. Und die Angst war begründet, denn einige Stunden nur nach seinem Abzuge saus'te Seydlitz, der treffliche Held, heran mit 3000 Reitern, und das ganze Corps des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau folgte ihm auf dem Fuße. Uebrigens hatten die Oestreicher in den Vorstädten Berlin's schändlich gehaus't, sie raubten und plünderten nicht blos, sondern schändeten die Weiber und mordeten mehrere Personen, unter anderen einen achtzigjährigen Greis, den Geheimenrath von Stosch.

Doch war Berlin dieses Mal noch mit dem blauen Auge davon gekommen.

Das war aber auch nur ein Vorspiel.

Am 3ten October 1760 erschien der kaiserlich russische General Tottleben vor Berlin und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. General von Rochow hatte nur 1500 Mann Besatzung zur Verfügung, aber der greise Feldmarschall Lehwald und die verwundeten Generale Seidlitz und Knoblauch waren in der Stadt, er verweigerte die Uebergabe und sendete Eilboten an den General, Prinzen von Württemberg, der in Pommern stand. Erstaunt über die Verwegenheit der Berliner, ließ Tottleben die Stadt vom Tempelhofer Berge aus von 2 Uhr Nachmittags ab bis in die Nacht mit Stückkugeln und Bomben beschießen; jedoch ohne allen Erfolg, die Thätigkeit der Berliner löschte jedes Feuer im Entstehen. In der Nacht versuchte Tottleben einen Generalsturm von der schlesischen Seite her.

Seidlitz und Knoblauch schlugen die Stürmenden drei Mal blutig zurück. Dieser tapfere Widerstand bestürzte die Russen, sie gingen zurück und verschanzten sich hinter Tempelhof.

Am Abend des 4ten October war das Corps des Prinzen von Württemberg, 6000 Mann stark, in Berlin, aber die Leute waren todtmatt nach einem Marsch von 9 Meilen und bedurften der Ruhe. Nun wagten die Russen keinen Angriff, sondern zogen sich am 5. Oktober nach Köpenick zurück. Die Bevölkerung der Hauptstadt war vom besten Geiste beseelt, und als am 8. October noch General von Hülsen mit 9000 Mann zum Succurs kam, hielt man Berlin für gerettet. Leider rückten jetzt auch die Corps des russischen Generals Czernitscheff und des östreichischen Generals Lascy heran, und nun standen fast 50,000 Feinde gegen die 15,000 Preußen, die der Prinz von Württemberg vereinigt hatte. Die preußischen Generale entschlossen sich nach mehrern glücklichen Einzelngefechten, obwohl mit blutendem Herzen, nach Spandau zurück zu gehen und die Hauptstadt aufzugeben. Aber die russischen und östreichischen Feldherren hatten gleichwohl nicht den Muth, Berlin anzugreifen, sie fürchteten, von dem Könige überrascht zu werden, und sie wären sicher abgezogen, hätte nicht der französische Bevollmächtigte, Graf Montalembert, sie durch höhnische Worte zum Angriff gereizt. Die Stadt konnte sich nicht halten, da rieth der patriotische Bürger, Kaufmann Gotskowski, sich den Russen und nicht den Oestreichern zu ergeben, und bald zeigte sich, wie gut dieser Rath gewesen war.

In der Nacht vom 8. zum 9. October schloß die Stadt ihre Capitulation mit dem General Tottleben ab, nach welcher die Stadt eine und eine halbe Million Thaler Brandschatzung, 100,000 Thaler Douceurgelder an das russische und eben so viel an das östreichische Corps zu zahlen hatte. Am 9. October Vormittag zogen die Russen unter Hörnerklang und Trommelschlag in die Stadt, besetzten die Thore und die Hauptwache und campirten viertausend Mann im Lustgarten. Die übrigen Russen und die Oestreicher lagen um die Stadt.

General Lascy war außer sich vor Wuth über diese Capitulation, er verlangte anderthalb Millionen Thaler allein für sich und die gemeinschaftliche Besetzung aller Posten in der Stadt. General Tottleben blieb fest, die Stadt habe mit ihm capitulirt und die Herren Oestreicher würden nichts weiter bekommen, als 100,000 Thaler Douceurgelder, sagte er. Und sie bekamen wirklich weiter nichts, doch ließ er sie das Brandenburger Thor besetzen und ließ einige Bataillone in der Neustadt einquartieren. Ohne General Tottleben's energischen Widerstand würden die Russen und Oestreicher Berlin barbarisch geplündert haben. Es ist zu bemerken, daß Tottleben früher in preußischen Diensten gestanden hatte und ein Bewunderer unsers großen Königs war, was sein edles Benehmen, das sonst den russischen Feldherren jener Zeit nicht eigen war, erklärt.

Das Eigenthum der Bürger schützte Tottleben, das königliche Eigenthum vermochte er nicht zu schirmen. Schloß Monbijou, der Lieblingsaufenthalt der Mutter Friedrich's des Großen, wurde schändlich ruinirt, das Zeughaus geplündert und die Pulvermagazine gesprengt.

Schlimmer als die unbändigen Kosaken haus'ten die Oestreicher, noch schlimmer als die Oestreicher aber, es ist eine ewige Schmach für ihren Namen, betrugen sich die Sachsen, die sie bei sich hatten. Die ekelerregende Gemeinheit, die überbarbarische Niederträchtigkeit, mit der sich die sächsischen Truppen damals betragen haben, läßt sich gar nicht schildern und ist schier unglaublich. Es war noch das Geringste, daß sie im Charlottenburger Schlosse Spiegel und Porcellains zerschlugen, die kostbarsten Gemälde mit Messern zerschnitten, die Antiken, Vasen, Statuen aus der Polignac'schen Sammlung gradezu zermalmten, die Gräuel, die sie an den entkleideten Frauenzimmern verübten, deren Brüder und Männer sie mit Säbelhieben in

Stücke hieben, übersteigen alle Vorstellungen. Eben so verfuhren die Oestreicher in Schönhausen. Nur in Potsdam machten sie eine Ausnahme, dort commandirte der General, Fürst Esterhazy, der keine Mißhandlung, keinen Raub, weder an öffentlichem, noch an Privateigenthum, duldete, und seinem Namen dadurch ein ehrenvolles Andenken selbst in Feindes Land gesichert hat. Besondere Verdienste um Berlin hatte sich der russische Commandant, General Bachmann, erworben, freiwillig bot ihm der Berliner Stadtrath ein Geschenk von 10,000 Rthlrn. an. „Ich bin durch die Ehre, drei Tage lang Kommandant von Berlin gewesen zu sein, hinlänglich belohnt!“ entgegnete der tapfere Soldat und nahm keinen Pfennig an.

Schon am 12. October verließen diese unwillkommenen Gäste Berlin und Umgegend; der Marsch der Oestreicher nach Sachsen glich einer Flucht, sie hatten erfahren, daß der König am 11. October bei Sprottau über den Bober gegangen sei und zum Entsatz heranrücke.

Der Schmerz Friedrich's des Großen war groß, doch begnügte er sich, zur Wiedervergeltung ein sächsisches Jagdschloß durch das Freibataillon des Obristen Quintus Icilius (Guichard) plündern zu lassen.

Der Stadt Berlin zahlte er in der Stille die zwei Millionen Thaler, die ihr der russisch-östreichische Besuch an baarem Gelde gekostet, zurück.

Was nach dem siebenjährigen Kriege geschehen.

Kaum war zu Hubertusburg der Frieden geschlossen, als der große König mit vermehrtem Eifer die Bauten fortsetzte, die er vor dem Kriege begonnen und neue unternahm, wohl auch von dem löblichen Grundsatze dabei geleitet, viele Hände zu beschäftigen und viel Geld in Cours zu bringen.

In den ersten fünf Jahren nach dem Kriege ließ er in Potsdam das Neue Palais, viele Kasernen und an 600 Privathäuser bauen; in Berlin wurde 1764 das Palais des Prinzen Heinrich vollendet.

Im Jahre 1765—69 entstand die école militaire, die Kriegsschule, auf der Burgstraße.

In den siebziger Jahren begann der Bau der königlichen Bibliothek. Man benutzte dazu einen Seitenflügel des Palastes des Markgrafen von Schwedt. Die wunderliche Gestalt des Gebäudes, die an eine Commode erinnert, ist aus dem Plane eines wiener Baumeisters. Die Risse zu dem Gebäude sind von Unger, den Bau selbst leitete der jüngere Boumann. Ueber den acht gekuppelten korinthischen Säulen, die im mittelsten Vorsprung über dem Haupteingang stehen und bis unter das Dach reichen, lies't man die von dem großen Könige selbst gegebene Inschrift: nutrimentum spiritus.

Es ist nicht möglich, hier die einzelnen Häuser alle zu erwähnen, die der König namentlich auf der Friedrichsstadt neu anlegen oder ausbauen ließ, meist nach Plänen von Unger; wir gedenken nur der Porcellainfabrik, die der mehrfach erwähnte patriotische Kaufmann Gotskowsky stiftete, der König aber dann übernahm und erweiterte.

Im Jahre 1779 wurde die Jerusalemer Kirche reparirt.

Den Wilhelmsplatz schmückte der König mit den Bildsäulen seiner Feldherren. Schwerin's, des Feldmarschalls, der „bei Prag geblieben todt“, Statue begann C. B. Adam, S. Michel vollendete sie, 1771 ward sie aufgestellt.

General Winterfeld, des Schlachtendenkers Bild, ist von den Gebrüdern Ränz, aufgestellt wurde es 1777.

Die Statue des Reiterfeldherrn Seidlitz ist von Tessaert, und im Jahre 1778 aufgestellt.

Erst im Jahre 1786, dem Todesjahre des großen Königs, kam dazu das Steinbild des muthigen und treuen schottischen Lords Keith, der als Friedrich's Feldmarschall in der entsetzlichen Nacht von Hochkirch fiel. Sein Bild ist ebenfalls von Tessaert.

In den siebenziger Jahren wurde auch der Gensd'armenmarkt wesentlich in der Weise hergestellt, wie er sich noch heute darstellt. Der Platz hieß eigentlich der Friedrichsstädtische Markt, die Ställe des Regiments der Gensd'armes, die sich dort befanden, gaben dem Platz den Namen, den er heut noch führt, obwohl Friedrich der Große 1773 die Ställe wegbrechen und durch den Capitain von Gontard neue Häuser anlegen ließ. Das Hôtel de Brandenbourg ist eins dieser Häuser. 1774 wurde zwischen

den beiden Kirchen, die aber noch keine Thürme hatten, das französische Schauspielhaus erbaut, der König gab ihm die Inschrift: ridentur et corriguntur mores. Der Baumeister war der ältere Bouman. Die Thürme der beiden Kirchen verdanken ihre Entstehung einer Erinnerung des Königs an den Platz del popolo in Rom, obwohl sie von den dortigen beiden Kirchen ganz verschieden construirt sind; sie wurden in den Jahren 1780—85 von Karl von Gontard und Unger erbaut. Am 28. Juli 1781 stürzte der schon ziemlich hoch aufgeführte Thurm der deutschen, oder neuen, Kirche plötzlich wieder zusammen.

Die Brücken ließ der König steinern aufführen, so die Königs-, Friedrichs- und Spandauerbrücke. Ferner 1776 die Spittelbrücke über den ehemaligen Festungsgraben, die nach Gontard's Angaben mit rothenburger Quadern überwölbt, mit Kramläden im Halbcirkel und einer einfachen jonischen Säulenlaube davor umgeben wurde.

Am 29. October 1780 wurde die Georgenkirche feierlich eingeweiht, von der alten Kirche war nur der Thurm beibehalten, Erbauer derselben war der Kriegsrath und Oberbaudirector Naumann; der König hatte das Bauholz und den größten Theil der Gelder dazu bewilligt, der Rest war durch Collecten zusammengebracht worden.

Zur Statistik der Hauptstadt unter Friedrich dem Großen.

Bei'm Regierungsantritt des großen Königs (1740) zählte die Hauptstadt überhaupt 5400 Häuser, von denen viele hölzern, verfallen, oder gradezu nur elende Hütten waren; im Todesjahre Friedrich's (1786) zählte man 6888 Vorderhäuser und 3355 Hinterhäuser. Die elenden Hütten waren verschwunden, die hölzernen Häuser waren stattliche steinerne geworden und Paläste aller Art entstanden. Im Jahre 1740 hatte Berlin 90,000 Einwohner, 1784, mit dem Militair, nahe an 150,000. Die Garnison, mit Soldatenweibern und Kindern, zählte 33,000 Köpfe, sie stand unter dem Gouverneur und dem Kommandanten, und wurde von folgenden Truppen-

theilen gebildet: 1 Schwadron Garde du Corps, dem Leibregiment Husaren, dem Regiment Gensd'armen, 6 Regimentern Infanterie, dem Artillerie- und Pontoniercorps, dem Invalidencorps und einem Stamme Landmiliz.

In Bezug auf ihre Abstammung war die Bevölkerung Berlin's eine sehr gemischte; zu den Wenden und Deutschen, welche die erste Bevölkerung bildeten, kamen unter dem großen Churfürsten die wegen ihrer Religion flüchtigen französischen Reformirten, Refugiés, man zählte derselben 1784 über 5000 Seelen. Namen wie: Ancillon, Claude, George, Humbert, Humblot, Lecoq, Sautier, Palmié u. v. A. verrathen noch heut die französische, oder wallonische Abstammung. Unter König Friedrich I. kamen dazu die ebenfalls ihres Glaubens wegen flüchtigen Böhmen, man zählte deren 1784 über 1000; Namen wie Cottlatzeck, Kropascheck, Pulchrabeck, Kafffa, Swoboda u. a. gehören dieser Kolonie an. Juden gab es 1784 fast vierthalb Tausend; die Generalprivilegien von 1730 und 1750 gaben ihnen manche Vorrechte, aber legten ihnen auch Beschränkungen auf. Nur einige Familien, z. B. Ephraim und Itzig, erhielten aus ganz besonderer Gnade in gewissen Beziehungen die Rechte christlicher Unterthanen. Sie standen speciell unter der kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer und dem Kammergericht. Außer den specifisch alttestamentarischen Namen führten sie meist Namen wie: Schlesinger, Dessauer, Mendelssohn, Fränkel, Gebert, Gumpert, Hirsch u. s. w.

Im Jahre 1784 wurden in Berlin im Durchschnitt täglich 50 Ochsen geschlachtet und 30 Wispel Roggen verbacken.

Der Magistrat der Hauptstadt bestand aus einem Präsidenten, den seit 1726 der König ernannte, drei oder auch vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oekonomiedirector, einem Kämmerer und zwölf Rathmännern. In öffentlichen Urkunden nannte sich dieser Körper: „Wir Präsident, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenzien." Der Magistrat hatte das allgemeine Stadtregiment mit Inbegriff der Jurisdiction, deßhalb zerfiel er in vier Departements: das Justizdepartement, zu dem die beiden ältesten Bürgermeister, die Syndici und drei Rathmänner gehörten; das Polizeidepartement, dessen Director der Stadtpräsident war; das Oekonomie- und das Kämmereidepartement.

Sämmtliche Häuser Berlins waren im Jahre 1784 bei der Feuersocietät für die Summe von 19,003,500 Thalern versichert.

Von den 31 Kirchen, die man damals in Berlin zählte, gehörten den Lutheranern allein: die Nicolai-, Marien- und Petrikirche, die Kirchen zum grauen Kloster, zum heil. Geist und Sanct Georgen-, die Gertraudten- oder Spitalkirche, die Sophienkirche, die Louisenstädtische Kirche, die Garnisonkirche und endlich die 3 Betsäle, die Hausvogtei, in dem Arbeitshause und im Kalandshof (Polizeigefängniß). Den Reformirten gehörten allein: der Dom und die Parochialkirche. Beiden Confessionen gemeinschaftlich waren die übrigen Kirchen.

Obgleich der große König, besonders nach dem siebenjährigen Kriege, nur Uniform trug und auch diese etwas vernachlässigte, so hielt er doch darauf, daß diejenigen Personen, die sich ihm näherten, gewählte, ja, ausgezeichnete Kleidung trugen. Die Männer trugen meist Röcke von kurzer Taille, mit langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen und seidenem Unterfutter. Der Geschmack zeigte sich in der Wahl der Farben, deren man einige benannte: Seladon, Bleumourant (blümerant) Mortdoré, Couleur de Chair, Grisdelin u. s. w. Die Röcke der Herren von Stande waren kunstreich gestickt und mit Gold oder Silbertressen benäht. Die Westen, die lange Schöße hatten, waren von Drap d'or oder Drap d'argent, Seide und Sammet. An Manschetten und Jabots trug man Kanten und Spitzen, mit denen viel Luxus getrieben wurde. Man trug noch Perrüquen, Puder, fliegende Locken, Haarbeutel u. s. w., kleine dreieckige Hüte, Degen und Stöcke. Die Schuhe hatten noch oft farbige Absätze. Bei Regenwetter trug man rothe oder blaue Mäntel.

Die Damen trugen Reifröcke, Bouffanten und Schleppen, enge Schnürleiber, aufgepauschte Busentücher von Flor, gepuderte Locken, steife Frisuren, breite Kopfzeuge mit Barben, Schminke, Schönpflästerchen und Stöckchenschuhe. Die Bürgerfrauen trugen noch Mützen, steife Hauben, Röcke mit vielen Falten und Kamisöler mit kurzen Schößen. Die Bürger hatten meist blaue Röcke, weil das blaue Tuch billig war, seit es die Armee trug. Massive silberne Knöpfe und die Feinheit des Tuches zeichneten den wohlhabenden Bürger auch in dieser einfachen Tracht aus.

Das Königlich Preussische Haus vor dem siebenjährigen Kriege.

Für die Hauptstadt jeder Monarchie ist die Familie des Monarchen von großer Bedeutung; für Berlin, das seinen Königen nahezu Alles, was es ist und hat, verdankt, ist diese Bedeutung eine noch größere. Darum möge hier eine Aufzählung* derjenigen hohen Personen stattfinden, aus denen die königliche Familie bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges bestand.

Noch lebte die Mutter Friedrich's des Großen, gewöhnlich und zum Unterschiede von der regierenden Königin die „Königin Mutter" genannt. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Monbijou. Von hier aus besuchte sie während des Sommers ihre Söhne in Oranienburg und Rheinsberg. An ihrem Geburtstage, welcher auf den 27. März fiel, pflegte der König eine neue Oper zu geben. Höchst aufmerksam auf alles, was ihr Vergnügen machen konnte, schloß Friedrich sie nichts desto weniger von jeder Theilnahme an der Regierung aus.

Der König residirte während des Sommers in Sans-Souci, während des Herbstes und Winters abwechselnd in Potsdam und in Berlin; doch so, daß Potsdam den Vorzug hatte. Charlottenburg wurde vernachlässigt, seitdem es ein Sans-Souci gab; nur blieb es von Zeit zu Zeit der Sammelplatz der königlichen Familie.

Die regierende Königin Elisabeth hatte ihren Wohnsitz zu Schönhausen während des Sommers, auf dem königlichen Schlosse zu Berlin im Winter.

Hielt der König sich in Berlin auf, so speis'te er regelmäßig alle Sonn-

tage bei seiner Gemahlin, mit seinen Brüdern, die ihr, nach seinem Beispiele, die größte Devotion bewiesen.

Wir erwähnen in diesem Zusammenhange nicht der Prinzessinnen Wilhelmine und Ulrike, von welchen jene — wie bereits gesagt ist — mit dem Markgrafen von Baireuth, diese mit dem Könige Adolph Friedrich von Schweden vermählt war. Eben so wenig gedenken wir der übrigen vermählten Töchter Friedrich Wilhelm's I.: der Markgräfin von Anspach, der Markgräfin von Schwedt und der Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Von den sechs Töchtern dieses Königs blieb nur die Prinzessin Amalie unvermählt. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Berlin, wo sie zwei Paläste hatte: den einen Unter den Linden, den andern in der Wilhelmsstraße, jetzt das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht; sie wohnte hier auch, nachdem sie zur Aebtissin von Quedlinburg ernannt war.

Die folgende Geschichte zeigt, wie sie zu ihrem Bruder, dem Könige, stand. —

Friedrich Wilhelm I. hatte bei der Geburt eines jeden seiner Kinder ein Capital von 100,000 Thalern niedergelegt, das in der Folge entweder zum Ankauf adeliger Güter verwendet, oder auf Zinsen im Lande angelegt wurde. Das für die Prinzessin Amalie ausgesetzte Capital nahm der König beim Antritte seiner Regierung an sich, weil es noch nicht untergebracht war; die kriegerischen Umstände nöthigten ihn dazu. Die Zinsen, welche er auf 5000 Thaler setzte, erhielt die Königin Mutter, so lange sie lebte, jährlich eingehändigt, um davon die Erziehung und den Unterhalt der Prinzessin zu besorgen. Daß davon nichts übrig blieb, versteht sich wohl von selbst. Nach dem Tode der Königin Mutter legte der König seiner Schwester 5000, und nach Beendigung des siebenjährigen Krieges noch 6000 Thaler zu. Zu diesem Einkommen kamen später 16- bis 17,000 Thaler, welche die Prinzessin als Aebtissin von Quedlinburg genoß. Ehe dieser Zuwachs erfolgte, brachte die sehr beschränkte Lage der Prinzessin es mit sich, daß sie Schulden machte; aber der König, obgleich davon unterrichtet, that immer, als ob dies unmöglich sei. Einst, beim Weggehen von der geliebten Schwester, bemerkte er einen ansehnlichen Koffer, und fragte sie, ob dies ihr Geldkasten sei. Die Prinzessin antwortete, daß sie keinen Schatz, wohl aber Schulden habe. Und

wie hoch belaufen sich diese? fragte der König. „Auf vier Tausend Thaler,“ war die Antwort; so weit reichte die Furcht vor dem Könige und die Scheu, ihm zu mißfallen. Es würde der Wahrheit gemäß gewesen sein, 40,000 Thaler anzugeben. Friedrich erwiderte nichts auf der Stelle, sandte aber bald darauf eine Schachtel an die Prinzessin, worauf geschrieben stand: Kirschen. Geöffnet, enthielt die Schachtel vier Rollen, jede mit 100 Stück Friedrichsd'or angefüllt. Bei einem zweiten Besuche zog der König wiederum vier dergleichen Rollen aus der Tasche und warf sie beim Weggehen in den erwähnten Koffer. Dabei blieb es. Sein Grundsatz war, den Bedürfnissen seiner Angehörigen und Verwandten so wenig als möglich nachzugeben, um sie dadurch zu einer strengeren Wirthschaftlichkeit zu nöthigen, und sich selbst vor einer Menge von Bitten und Forderungen zu bewahren, die er nicht befriedigen konnte, ohne seinen größeren Entwürfen zu schaden.

Der Prinz August Wilhelm, Friedrich's nächster Bruder, wohnte im Sommer auf dem Schlosse zu Oranienburg, im Winter zu Berlin in dem Palaste, der nachher von Seiner Majestät dem Könige Friedrich Wilhelm III. bewohnt wurde. Seit dem 6. Januar 1742 mit der Prinzessin Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel, einer Schwester der regierenden Königin, vermählt, ward dieser Prinz, der seit dem 30. Juni 1744 den Titel eines Prinzen von Preußen führte, in dem eben genannten Jahre Vater, indem seine Gemahlin jenen Prinzen gebar, welcher in der Folge als Friedrich Wilhelm II. den Thron bestieg. Dies war damals ein so freudiges Ereigniß, daß Friedrich es in der Geschichte seiner Zeit, wiewohl diese erst nach dem siebenjährigen Kriege begonnen wurde, nicht mit Stillschweigen übergangen hat. Spätere Früchte dieser Ehe waren eine Prinzessin, welche in der Folge dem Erbstatthalter der Niederlande, Prinzen von Oranien, vermählt wurde, und ein Prinz, Namens Friedrich Heinrich Karl, der im Jahre 1767 zu Protzen an den Blattern starb. Dieser hoffnungsvolle Prinz war der Liebling Friedrich's des Einzigen.

Als der König 1767 von der Heerschau in Pommern zurückkehrte, erhielt er die Nachricht von dem Tode des jungen Prinzen Heinrich, den er sehr schätzte und liebte. Seine Betrübniß darüber war so groß, daß er zu Bernau still halten ließ und abstieg, um hier eine Nacht zu bleiben und den ersten Schmerz vorüber gehen zu lassen. Einer von den höheren Offizieren seines

Gefolges wagte, ihm zu sagen, daß er sich über einen unvermeidlichen Verlust beruhigen sollte. „Er hat Recht" — erwiderte der König — „aber er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch diesen großen Verlust verursacht wird." Ja, Ihro Majestät, ich fühle ihn, sagte dieser würdige Offizier; denn er war einer der hoffnungsvollsten Prinzen. — „Er hat Unrecht — war des Königs Antwort. Er hat den Schmerz auf der Zunge, und ich habe ihn hier (mit der Hand auf das Herz zeigend); denn dieser Prinz war einer der besten Menschen." Bei diesen Worten stürzten häufige Thränen aus den Augen des Königs. Darauf wendete er sich weg und sagte: „Ich will allein sein." Nach seiner Ankunft in Potsdam wählte er für die Gedächtnißpredigt, die dem Prinzen gehalten werden sollte, die Worte der heiligen Schrift: Meine Wege sind nicht eure Wege,' und meine Gedanken sind nicht eure Gedanken.

Die Schicksale dieses prinzlichen Hauses entwickelten sich aus dem Antheile, welchen der Prinz von Preußen an den Kriegen seines Bruders nahm: ein Antheil, der ihm schon im Jahre 1744, wo er bei der Belagerung von Prag vom Pferde stürzte, gefährlich zu werden drohte.

Der Prinz Heinrich, zweiter Bruder des Königs, hatte seinen Wohnsitz in Rheinsberg, dessen Schloß der König ihm geschenkt hatte; an seinem Palaste in der Hauptstadt wurde noch immer gebaut, und der siebenjährige Krieg unterbrach dieses Werk, bis es nach dem Hubertsburger Frieden endlich vollendet wurde. Seit dem 24. Juni 1752 mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Cassel vermählt, lebte er abwechselnd in der Hauptstadt und zu Rheinsberg.

Der Prinz Ferdinand, jüngster Bruder des Königs, erhielt das Schloß zu Neu-Ruppin, wo sein Regiment in Garnison lag, zu seinem Wohnsitze. Dieser Prinz vermählte sich den 27. September 1755 mit der Prinzessin Anne Elisabeth Luise, Tochter des Markgrafen Friedrich von Schwedt, welche seine Nichte war. Ihm wurde die Würde eines Heermeisters des St. Johanniter-Maltheser-Ordens aufbewahrt, in deren Besitz bis zum Jahre 1762 der Markgraf Karl von Schwedt blieb. Seine Einführung geschah im September des eben gedachten Jahres zu Sonnenburg, in Gegenwart mehrerer Verwandten des königlichen Hauses.

Außer diesen Prinzen und Prinzessinnen blühte die Nachkommenschaft des großen Kurfürsten in dem markgräflich-schwedtschen Hause fort. Die Prinzen dieses Hauses hatten ihre Beschäftigung meistens im Militair gefunden, und unter ihnen ward der Markgraf Karl, der seine Laufbahn im Jahre 1762 zu Breslau beschloß, wegen seiner Herzensgüte und wegen seiner Vorliebe für die Wissenschaften allgemein geachtet. Er bekleidete die Würde eines Heermeisters des Johanniter-Ritter-Ordens. Seine Brüder waren der Markgraf Friedrich Wilhelm, welcher zu Schwedt residirte, und Friedrich Heinrich, Domprobst zu Halberstadt.

Man denkt sich leicht das rege Leben, das so viele Prinzen, welche sämmtlich in der Blüthe des Alters standen, in die Gesellschaft brachten. Am erfindungsreichsten war der Prinz Heinrich. Unerschöpflich an Einfällen, brachte er bald das eine, bald das andere Schauspiel auf die Bahn, wobei er seinen ganzen Hof, nicht selten sogar die ihn besuchenden Fremden, in Schauspieler zu verwandeln beflissen war.

Der Geschmack an Schauspielen aller Art war übrigens damals so vorwiegend, daß Friedrich selbst darauf einging. Im Jahre 1750 wurde im Lustgarten zu Berlin am 25. August ein aus vier Quadrillen bestehendes Carousfel-Reiten zur Schau gegeben, und den 27. August des Abends bei Erleuchtung wiederholt. Für die zahlreichen Zuschauer waren Gerüste erbaut; und die kostbaren Preise theilte die Prinzessin Amalia, nach dem Urtheile der Richter, aus. Diese waren: der Staatsminister von Arnim, der General-Lieutenant von Schwerin, Herr von Keith und der Commandant Graf von Haake. Die erste Quadrille, die römische genannt, hatte den Prinzen von Preußen zum Anführer; die zweite, die karthaginensische, den Prinzen Heinrich; die dritte, die griechische, den Prinzen Ferdinand; die vierte, die persische, den Markgrafen Karl. Unter diesen Anführern standen eine Menge anderer Prinzen und Personen von hohem Range, die durch Pracht und Aufwand sich den Vorzug streitig machten. Seit länger, als einem Jahrhunderte, hatten die Berliner nichts Aehnliches gesehen. Voltaire, welcher vor Kurzem in Berlin angelangt war und sich sehr gut darauf verstand, Dinge dieser Art durch seinen Witz zu heben, machte auf dieses Schauspiel folgende Verse:

Jamais dans Athénes et dans Rome
On n'eut ni de plus beaux jeux, ni de plus dignes prix.
J'ai vu le fils de Mars, sous les traits de Paris,
Et Venus, qui donnoit la pomme.

Die Veranlassung zu diesem glänzenden Schauspiele scheint übrigens keine andere gewesen zu sein, als die Ankunft des Markgrafen von Baireuth und seiner Gemahlin. Beide verweilten den ganzen August 1750 am Hofe des Königs; und da es der Schriftstellerei damals noch an würdigeren Gegenständen fehlte, so übte sie sich in einem historischen Tagebuche der Feste, welche Friedrich zu Potsdam, Charlottenburg und Berlin gegeben hatte.

Die Häuser Hohenzollern und Arnauld.

(Eine Geschichte aus der französischen Colonie.)

I.

In einem stattlichen Hause unter den Linden hatte der Baron von Blankendorf die zweite Etage gemiethet für den ganzen Winter, den er in Berlin zubringen wollte, um Amanda von Weißensee, seiner verstorbenen Schwester einziges Kind, in die Welt und an den Mann zu bringen. Der Baron hatte sich nur schwer zu diesem Winterfeldzuge entschlossen, er kannte die Kostspieligkeit eines solchen, und mit gar wehmüthigem Blick hatte der gute Haushalter die holländischen Goldgeharnischten abgezählt, die ihn nach Berlin geleiten sollten und von denen er voraussah, daß sie auf dem Platze bleiben würden.

Amanda von Weißensee hatte keine Ahnung davon, daß der Oheim nur ihretwegen sich so in Kosten gesetzt, nur ihretwegen sich entschlossen den Winter in Berlin zuzubringen, sie glaubte sich unentbehrlich in Blankendorf, hatte sie doch seit ihrer Confirmation dem sparsamen Oheim unentgeltlich als Wirthschafterin gedient und ihm außerdem noch die Zinsen ihres kleinen Erbes überlassen, und der Oheim Blankendorf verschenkte doch sonst nichts, das war ja zum Sprichwort geworden in der ganzen Gegend.

Die Sache hatte auch allerdings ihren Haken — der Oheim hatte nämlich ein einfaches Exempel gemacht, das lautete: Amanda hat 10,000 Thaler, davon Zinsen 400, führt mir die Wirthschaft, dafür ernähre und kleide ich sie; reiner Gewinn: 400 Thaler. Weiter, die Wittwe des Kaufmanns Kanft in Frankfurt a. O. hat 40,000 Thaler, davon Zinsen 1600 Thaler,

führt mir die Wirthschaft, dafür ernähre und kleide ich sie; reiner Gewinn: 1600 Thaler. Dazu kommt: da ich eine Mißheirath schließe, so besucht mich kein Edelmann mehr aus der ganzen Gegend; ich habe sie zwar stets sehr mäßig bewirthet, aber so zweihundert Thaler jährlich hat es mich doch gekostet; zweihundert zu sechszehnhundert macht 1800 Thaler, der Profit ist zu bedeutend, ich verheirathe meine arme Nichte und heirathe die reiche Wittwe.

Uebrigens hätte der Baron, wenn es so schlecht weg nur auf's Heirathen angekommen wäre, sich die gesammten Kosten des berliner Winterfeldzuges sparen können, denn Amanda von Weißensee war ein sehr hübsches, großes, etwas volles Fräulein von fast vierundzwanzig Jahren, das für die erste Schönheit in seiner Gegend galt, und trotz der Einsamkeit von Blankendorf, doch schon einen Anbeter gefunden und ein ernsthaftes Verhältniß geknüpft hatte, dieser Anbeter war Monsieur Arnauld, einziger Sohn des reichen Seidenfabrikanten Thomas Robert Arnauld in Berlin.

Der reiche berliner Seidenhändler besaß in der Nähe von Blankendorf einen prächtigen Garten und eine allerliebste Villa, wo er in heit'rer Weise mit seinen Verwandten und seinen Landsleuten von der französischen Colonie in Berlin die Festtage zu verleben pflegte. Dort war der junge Herr Arnauld, der ein Gelehrter war, auf seinen Spaziergängen dem Fräulein von Weißensee begegnet, hatte, hingerissen von ihrer frischen Schönheit und ihrem heitern, naiv-witzigen Wesen, sein Herz an sie verloren und sich als Ersatz das ihrige ausgebeten, was denn auch ohne viele Umstände zugestanden worden war.

Fräulein Amanda hatte von je eine stille Neigung für gelehrte Männer gehabt, und der feine Franzose wußte in der Weise seiner Landsleute seine Gelehrsamkeit zu zeigen, ohne in die hölzerne Pedanterie zu verfallen, die damals den deutschen Gelehrten fast ungenießbar machte.

Monsieur Arnauld und Fräulein von Weißensee hatten auch längst vor Beginn des Winterfeldzuges sich gegenseitig ewige Liebe und Treue geschworen und ihre Hochzeit nur bis zu der Ernennung Monsieurs zum Professeur, die nicht lange mehr auf sich warten lassen konnte, aufgeschoben.

Sie machten, ohne indeß direct davon zu sprechen, nicht gerade ein Geheimniß aus ihrer gegenseitigen Zuneigung, und der Oheim Blankendorf hatte den Stand der Dinge auch bald genug durchschaut.

Man sollte meinen, der alte sparsame Herr müsse froh gewesen sein, für seine Nichte, der er sich doch entledigen wollte, eine so gute Partie zu finden, dem aber war nicht also. Der alte Edelmann, der für seine Person gar kein Bedenken trug, eine Mißheirath abzuschließen und durch eine Heirath mit einer reichen Krämerwittwe seinen Namen zu compromittiren; er machte sich ein Gewissen daraus, seine Nichte dem Sohn des reichen Handelsherrn zu geben. Baron Blankendorf hatte seinem Schwager und seiner Schwester versprochen, ihr Kind standesmäßig zu verheirathen, und hatten Geiz und Gewinnlust auch manchen edeln Keim in seinem Innern erstickt, so war er doch noch, wie ein ächter Cavalier, der Sclave seines gegebenen Wortes.

Das wollen wir zu seiner Ehre so annehmen, obwohl Andere meinten, Baron Blankendorf sei so gewissenhaft sonst nicht, und er pflege sein Wort den Verstorbenen besser zu halten, als den Lebenden, denn er fürchte, daß Verstorbene, denen er sein Wort nicht halte, ihm als Gespenster erscheinen und als grausige Erscheinungen quälen und martern würden.

Unmöglich war das nicht, denn wenn der Glauben entweicht, so läßt er hinter sich die Thür auf, und statt seiner schleicht sich der Aberglauben ein.

Gespensterfurcht, oder Gewissenhaftigkeit, kurz jeden Abend hielt der wackre Oheim der schönen Nichte eine Vorlesung über die Pflichten eines Edelfräuleins, über die schrecklichen Folgen der Mißheirathen und verwandte Gegenstände, um sie ihrer Liebe zu Monsieur Arnauld abwendig zu machen. Fräulein Amanda lachte ganz munter zu diesen Vorlesungen, die überhaupt selten von Erfolg gekrönt zu sein pflegen, denn sie hielt dieselben geradezu für eine Eulenspiegelei des wunderlichen Oheim's, dessen Heirathsprojecte mit der Krämerwittwe ihr bekannt waren, und der überdem den Besuch des Monsieur Arnauld stets mit großer Zuvorkommenheit annahm.

Im Herbst hatte Baron Blankendorf, der Menschen und Verhältnisse in seinem Vortheil sehr geschickt zu benutzen und auszubeuten verstand, den Monsieur Arnauld gebeten, ihm eine möglichst anständige und möglichst billige Winterwohnung in Berlin zu besorgen; und er hatte richtig gerechnet, denn Monsieur Arnauld, der die Schwäche des alten Herrn für sogenannte fabelhafte Billigkeit kannte, hatte ziemlich theuer das Quartier Unter den Linden gemiethet, es auf seine Kosten sehr elegant meubliren lassen und es dann dem Baron für eine wirklich fabelhaft billige Summe überlassen.

Blankendorf schmunzelte und lächelte fein, als er die Einrichtung der Wohnung mit dem Preise verglich.

Der Baron war schon einige Wochen in Berlin, er hatte seine Amanda überall gezeigt, Courmacher hatten sich auch in Menge gefunden, aber Bewerber nicht, obwohl der alte Herr mit großer Schlauheit von seiner Kinderlosigkeit und von Amanda, als der einzigen Freude seines Alters, zu sprechen verstand. Es wollte nichts verfangen, so viel Lieutenants von der Kavallerie und der Infanterie der Baron auch auftrieb; entweder waren die Berliner schlauer, als der alte Oheim, und durchschauten ihn, oder es lag an Fräulein Amanda's Benehmen, vielleicht an Beiden zugleich.

Heute hatte Blankendorf wieder einen Versuch gemacht, und zwar mit einem seiner entfernten Verwandten, der noch dazu Graf war, der aber hatte sich den Schnurrbart in die Höhe gestrichen und hatte mehr offenherzig, als höflich erwidert: „aber Baron, plagt Sie denn der Satan? was soll ich mit der Cousine? Mädchen süperbe, à la bonheur! aber sie hat kein Geld, und ich habe dreißigtausend Thaler Schulden, und daß Sie der Cousine nichts geben, cher baron, das ist klar! Ueberdem hat diese theure Cousine auch eine liaison mit dem Professor Arnauld, kenne ihn, netter Bursche, bin seinem Vater noch das seidene Kleid für die kleine Cochois schuldig, die mir von Romberg von den Gensd'armen abspenstig gemacht hat, sehr reiches Haus, die Arnauld, sehr anständig, mahnt nie!"

Wüthend kam der Baron nach Hause, er trat in das Zimmer seiner Nichte. Wie gesagt, elegant und geschmackvoll hatte Arnauld die Wohnung seiner Dame eingerichtet. Mit blauem Damast war das große Zimmer decorirt, ein grauer Teppich mit blauen Figuren bedeckte den Fußboden und blaue Seide die schwellende Ottomane und die breiten, hochlehnigen Stühle, welche den großen runden Tisch umgaben, auf dem der Professor täglich neue Bilder und Kunstgegenstände auszulegen pflegte zu Amanda's Unterhaltung. Wunderliche Porcellainfiguren standen auf den braunen alterthümlichen Schränken, hohe Vasen auf den Consolen der riesigen runden Spiegel, und in einer Ecke, die durch die blaue Damastdrapperie in eine Nische verwandelt war, sah man eine hohe Urne von vergoldetem Metall, aus der grünes Gesträuch üppig emporwuchs.

Ein ächtes Rococcozimmer im besten Geschmack jener Zeit.

Und in einem der Fenster da saß auf einem Lehnstuhl Fräulein Amanda von Weißensee, zierlich frisirt und gepudert, das runde, hübsche Gesicht frisch und frei, die Augen in Lebensluft funkelnd. Knapp spannte sich das seidene Kleid um die runden Formen bis zur zierlichen Taille, Hals, Brust und Arm nicht allzu ängstlich versteckend, während dann in weiten Falten bauschend die Robe die ganze Breite des Stuhls einnahm, aber doch den zierlichen Fuß und einen Theil der wohlgeformten Wade sehen ließ.

Ein gut eingerichtetes Zimmer jener Zeit, zeigte eine weit größere Mannigfaltigkeit im Ameublement, als unsere heutigen Einrichtungen. Eine breite halbrunde Ottomane war der Sitz der Damen, wenn sie an dem großen Tisch Platz nahmen, der in der Mitte des Zimmers zu stehen pflegte, der Ottomane gegenüber stand dann, ebenfalls im Halbkreise, eine Reihe von breiten Stühlen mit hohen steifen Rücklehnen, aber ohne Seitenlehnen. Das waren die Plätze der Herren. In den Ecken hatte man wirkliche Lehnstühle, mit Lehnen für Rücken, Arme, Ohren u. s. w., in die Fenster aber stellte man jedem solchen Lehnstuhl gegenüber einen etwas niedrigeren, breiten Sessel ohne jede Lehne. Auf solchen Sesseln saßen die Herren, welche den Damen den Hof machten, je nachdem es die Dame erlaubte, oder die Kühnheit des Anbeters wagte, wurden sie dem Lehnstuhl, in dem die Dame saß, näher gerückt. Solche Tabourets nahmen auch die Töchter des Hauses und rückten sie dicht an Papa's, oder Mama's Lehnstuhl, wenn sie den Aeltern schmeicheln, oder etwas abschmeicheln wollten. Auch die Kinder setzte man darauf, wenn man ihnen etwas lehren wollte, und zum Stützpunkt für die kurzen Beinchen waren zwischen den Füßen des Sessels Querleisten angebracht. Den gemeinen, sogenannten Stuhl, das, was man heute darunter versteht: ein wackliges, zerbrechliches Ding mit einem scharfkantigen, schmalen, martervollen Sitz und einer stets knackenden Lehne, die sich mit mehr als neronischer Grausamkeit gerade in der Mitte des Rückens einbohrt, diesen gemeinen Stuhl kannten unsere Väter gar nicht, denn selbst in den Küchen, Kochstuben und Bauernstuben spreizten die braun angestrichenen Holzsessel ihre vier Füße weit auseinander und hatten einen breiten Sitz, der nur nach hinten ein Weniges schmäler zulief und eine stattliche Rückenlehne in Form einer Acht trug, geschmückt mit einem herzförmig ausgeschnittenen Loche. Der gemeine Stuhl

ist erst eine Erfindung der billigen Herrlichkeit und der widerwärtigen Lumpeneleganz unserer Tage.

Also, Fräulein Amanda von Weißensee saß in einem Lehnstuhl am Fenster und Monsieur Arnauld saß auf einem Tabouret vor ihr, und Amanda mußte heute sehr nachsichtig, oder Monsieur Arnauld sehr kühn gewesen sein, denn das Tabouret stand so dicht an dem Lehnstuhl, daß es gar nicht näher stehen konnte, und Amanda hielt die Hand Arnauld's in der ihren, und beide lagen innig verschlungen in dem Schooß der Dame, und das etwas lange, ernsthafte Gesicht des Franzosen mit den dunkeln Augen war so nahe an dem Amanda's, daß es nicht der geringsten Anstrengung, von beiden Seiten, bedurfte zum Küssen.

Ein ganz gutes Gewissen hatten die Liebenden auch nicht, denn Amanda schlug ihre Augen etwas verwirrt nieder und der Professor sprang etwas hastig auf, als sich plötzlich die Thür öffnete. So hastig aber auch die Bewegung des Professors war, so wußte er doch außerordentlich geschickt dabei sein Tabouret aus der zärtlich vertraulichen in eine achtungsvoll entfernte Position zu versetzen.

Der Baron trat ein; Blankendorf war ein alter Mann mit weiß gepudertem Kopf, sein Gesicht war nicht schön, aber auch nicht häßlich, seine Augen klein und wasserblau. In seiner Haltung und seinen Manieren war eine seltsame Mischung von angeborenem Anstande und schlechten Angewöhnungen. Er trug einen blauen Rock, weil das blaue Tuch massenhaft im Lande für die Armee fabricirt wurde, und deßhalb das billigste war. Freilich versicherte der alte Herr, er trage die Farbe der Uniform nur aus Patriotismus und aus purer Verehrung für den großen König.

Der Professor, der dem Edelmann einige Schritte mit tiefer Verneigung entgegen ging, trug einen eleganten Rock von violettem Sammet mit goldbesponnenen Knöpfen, mit Tressen besetzt, und mit weißer Seide doublirt, Manschetten und Jabot reich mit Spitzen besetzt, Weste, Unterkleider und Strümpfe von schwarzer Seide und Diamantschnallen auf den Schuhen; es war ein großer stattlicher junger Herr, der sein eigenes Haar, und nur leicht gepudert, in einem kleinen Haarbeutel trug.

Monsieur Arnauld näherte sich dem Baron in zierlichen Pas, lehnte seine Linke leicht auf das Stahlgefäß seines Degens, verbeugte sich graziös,

mit der Rechten den Hut, den er rasch von der Console genommen, fast bis zur Erde schwenkend.

„Mein Herr Baron, ich habe die Ehre, Ihnen guten Tag zu sagen!"

Das gelblich-graue Gesicht des Baron's röthete sich dunkel, als er den verhaßten roturier sah, dem er das Mißgeschick zuschrieb, das ihn bei seinen Versuchen, Amanda zu verheirathen, bis jetzt verfolgt hatte. Doch noch nahm sich der Edelmann zusammen, er blieb, auf seinen Rohrstock gestützt, in der Mitte des Zimmers stehen, und nickte: „Guten Tag, Monsieur Arnauld, seid recht vergnügt, wie ich sehe, eh!"

Arnauld verneigte sich und antwortete, mit einem Blick auf die Dame, lächelnd: „In der Nähe von Mademoiselle Aimée — —"

„Donnerwetter, Herr," schrie der Baron, froh etwas gefunden zu haben, an dem er seinen Groll auslassen konnte. „Lasset hier Euren französischen Kram bei Seite, meiner Schwester Tochter heißt mit ihrem ehrlichen deutschen Namen Amanda, und den soll ihr Niemand nehmen!"

„Pardon, Monsieur le baron!" versetzte der Franzose launig, der in seiner Liebesseligkeit das Donnerwetter auf der Stirn des Edelmannes nicht bemerkte, „Amanda ist kein deutscher Name, er kommt von dem lateinischen verbo: amare, Gerundium: amandus. amanda, amandum, amanda heißt eine Dame, die man lieben soll oder lieben muß, und insofern konnte kein besserer und passenderer Name für Mademoiselle gefunden werden; in Frankreich aber versäumt man niemals die Pflichten gegen Damen, und darum ist die Dame, die man lieben soll, oder muß, immer geliebt, aimée, heiß geliebt, bien-aimée; und ich habe so viel von dem Geist meiner französischen Väter geerbt, daß —"

Der arme Professor konnte nicht weiter sprechen, denn, außer sich vor Wuth, unterbrach ihn der Baron, und schrie:

— „Daß Ihr hier her kommt und meiner Nichte, der albernen Gans, den Kopf verdreht mit Eurem wälschen Gesalbader, daß Ihr Unfrieden stiftet in einer edeln Familie, daß Ihr die Zukunft meiner Nichte gefährdet, hol' Euch der —"

„Nicht weiter, Herr Baron," rief Arnauld gebieterisch und richtete sich stolz auf, während seine Augen flammten; „beleidigen Sie mich nicht, ich komme hier her, als ein Ehrenmann, und bitte Sie um die Hand Ihrer Nichte, mit Erlaubniß von Mademoiselle, welche mich liebt!"

Der Baron bebte vor Zorn, und sprudelnd rief er aus: „scheert Euch im Augenblick zur Thür hinaus, Unverschämter, was denkt Ihr denn? wißt Ihr, daß die Blankendorf und Weißensee schon zur Zeit der Kreuzzüge edel waren? he! wißt ihr nicht, daß ein Weißensee schon vor vierhundert Jahren Klostervogt in Lehnin war? und daß ein Blankendorf anno 1419 von den Berlinern als Wegelagerer gefangen und hingerichtet wurde? wißt ihr nicht, daß das Dorf Weißensee von dem Conrad Weißensee seinen Namen hat, der wegen Hochverrath in die Acht kam und seiner Güter für verlustig erklärt wurde? wißt ihr nicht, daß der große Churfürst einen Blankendorf für den sparsamsten märkischen Edelmann erklärt hat, weil er zum Frühstück nur einen gebratenen Apfel und ein Glas Wasser zu verzehren pflegte. —“

Arnauld konnte nicht anders, er mußte lachen, und Fräulein Amanda, die immer noch nicht recht wußte, ob der Oheim Scherz trieb, oder nicht, stimmte frisch und fröhlich in das Lachen ihres Geliebten ein.

„Hinaus, Elender!“ befahl der Baron und hob den Stock, kaum aber bemerkte der Professor die Bewegung des Baron's, so röthete das heiße französische Blut sein bleiches Angesicht, er sprang einen Schritt vor, entwand dem alten Mann leicht den Rohrstock, schleuderte denselben weit in das Zimmer, und drückte den Baron selbst in einen Lehnsessel, dann eilte er auf die bestürzte Amanda zu, küßte ihr die Hand, verneigte sich tief und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Sprachlos saß der alte Edelmann in seinem Sessel, da trat Amanda zu ihm, und fragte nicht eben freundlich: „Sie müssen krank sein, Oheim, denn sonst könnte ich nicht begreifen, was Sie zu einem so, so, so auffallenden Benehmen gegen Herrn Arnauld bewegen konnte, den ich schon lange liebe, und der heute gekommen war, um Sie um meine Hand zu bitten. Nehmen Sie sich in Acht, Oheim, Herr Arnauld ist gestern zum Lector des Königs ernannt worden, und hat mit Erlaubniß Sr. Majestät um meine Hand angehalten!“

„Wie? Lector des Königs? Erlaubniß des Königs?“ stammelte der Baron bestürzt.

„So ist es!“ entgegnete Amanda kalt, und verließ das Zimmer.

II.

In der französischen Straße wohnte der Professor Arnauld, im Hause seiner Aeltern. Dorthin lenkte er in großer Aufregung seine Schritte; er hatte Mühe, sein heißes Blut zu beruhigen, der Gedanke, daß der Baron seinen Stock gegen ihn aufgehoben, brachte ihn immer wieder außer sich, und es bedurfte seiner ganzen Liebe für Amanda, um ihn zurückzuhalten, daß er nicht umkehrte und von dem Oheim seiner Braut blutige Rechenschaft forderte. Noch ganz echauffirt trat der junge Mann in das Haus seiner Aeltern. Er nahm, wie gewöhnlich, seinen Weg durch das offene Magazin, in welchem der reiche Seidenhändler den Verkauf seiner Stoffe selbst leitete.

„Bon jour!" rief der Vater dem vorüber eilenden Sohne nach, der aber achtete des väterlichen Grußes kaum, stürmte durch das Magazin und lief in dem kleinen Stübchen hinter dem Magazin seiner Mutter gerade in die Arme. Die freundliche zierliche Frau, bürgerlich elegant gekleidet, flüsterte ihm heiter knixend zu: „Monsieur le lecteur du Roi!" denn die Dame war sehr glücklich über die geachtete Stellung, die ihr Sohn in der unmittelbaren Nähe des großen Monarchen gefunden.

Die Familien der französischen Colonie haben stets gewetteifert mit den alten Unterthanen der Hohenzollern in der Verehrung für die Landesherren.

Der Lector faßte sich und küßte zärtlich die runde Wange, die ihm die Mutter hinhielt, das Mutterauge hatte aber auch sofort die Aufregung des Sohnes bemerkt, und den dringenden Fragen weichend, erzählte der junge Mann mit tiefster Indignation die Behandlung, die ihm von dem Baron zu Theil geworden. Die Mutter war darüber wo möglich noch mehr empört, als der Sohn, und weinte helle Thränen, daß die allerliebste Mademoiselle, die sie schon so lieb gewonnen hatte, nun doch nicht ihre Schwiegertochter werden solle.

Der Lector aber sagte drohend, „ich gebe die Hoffnung nicht auf, der König wird sich meiner schon annehmen!"

„Zu mir, Thomas, mein Sohn!“ sagte plötzlich eine dünne, näselnde Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmerchens.

„Ah, Großpapa!“ rief der Lector und trat zu dem Alten, der, seine große goldene Dose in der Hand, in seinem Stuhle lag.

„Wir gehen nicht zu dem Könige, mein Sohn,“ sagte der Alte, indem er eine Prise nahm und mit seinen lebhaften dunkeln Augen unter den grauen Wimpern hervor freundlich aufblickte zu dem stattlichen Enkelsohne, „wir wollen den König nicht damit behelligen, le grand Frédéric hat mehr zu thun, und da das Königliche Haus stets in gutem Einvernehmen gewesen mit dem Hause Arnauld, so ist es unsere Pflicht, die Alliance unserer beiden Häuser nicht auf das Spiel zu setzen, wenn es nicht unumgänglich nöthig!“

Thomas Arnauld lächelte leise über die ächt französische Eitelkeit des Alten, der die Alliance der beiden hohen Häuser Hohenzollern und Arnauld nicht einer Heirath wegen auf's Spiel setzen wollte.

„Sie wollen mir die Hand von Mademoiselle verschaffen, ohne Hülfe des Königs, Großpapa?“ fragte er.

„Ich will das, Thomas, mein Sohn!“ nickte der Alte und nahm sehr behaglich eine zweite Prise, dann nestelte er einen kleinen Schlüssel, den er an einem schwarzen Bändchen um den Hals trug, los, reichte ihn seiner Schwiegertochter und sprach: „Sie würden mich sehr verbinden, liebe Margot, wenn Sie den Schrank dort öffnen, den obersten Kasten mit diesem Schlüssel erschließen und mir die rothe Maroquinmappe reichen wollten.“

Madame Margot brachte alsbald eine ziemlich große Mappe, die mit einem breiten seidenen Bande umwunden war, der Greis öffnete sie mit zitternder Hand, dann nahm er ein Pergament heraus, eins, zwei, drei, vier, fünf und mehr Blätter, alle mit großen Siegeln versehen, die reichte er seinem Enkel: „Hier, Thomas, mein Sohn, das ist dein Eigenthum, und ich denke, Du wirst zu Deiner Vermählung mit Mademoiselle de Weissensée nichts weiter von Seiner Majestät brauchen, als dessen Glückwunsch, den er Dir in Anbetracht der alten Verbindung unserer Häuser nicht versagen wird.“

Der Alte schwieg und blickte, die eben genommene Prise zwischen den Fingern behaltend, lachend auf den jungen Mann, der, die Sonne des Glücks auf dem sonst so ernsten Gesicht, die Papiere überflog; die Hände über dem Busen gefaltet, schaute die Mutter verwundert ihren Sohn an.

„Großpapa," rief der Lector endlich, die Papiere zusammen legend, „so wäre ich . . ."

„Der Baron Arnauld von Saint-Arnauld, Mitglied der Stände von Blois und ein französischer Edelmann vom ältesten Blut!" ergänzte der Greis mit freudigem Stolz.

„Ah, Monsieur!" rief Dame Margot jubelnd, „nun kann ihm der Baron seine Nichte nicht verweigern, denn er ist auch ein Baron, mein Sohn ist auch Baron!"

„Dein Sohn ist kein Baron," sagte plötzlich eine ernste Stimme, „Dein Sohn ist der Sohn des berliner Seidenhändlers Thomas Robert Arnauld in der Französischen Straße!"

Es war der Vater des Lectors, der, in der Thür des Gemachs stehend, unbemerkt Zeuge der Scene gewesen war.

„Mais, mon Dieu!" rief die Mutter.

„Mais, mon fils!" fragte der Alte.

„Mein Sohn," nahm der Seidenhändler ernst das Wort, indem er in das Zimmer trat, „Deine Urgroßältern sind als arme, um ihres Glaubens willen, Vertriebene flüchtig in dieses Land gekommen, dessen Herrscher sie gastfrei aufnahmen; sie haben ihrem Stande entsagt und in bürgerlich-ehrenhafter Thätigkeit ein Vermögen gewonnen, das der Fleiß Deines Großvaters und Deines Vaters gemehrt hat; mein Sohn, es lag ein Segen auf der bürgerlichen Thätigkeit unseres Geschlechtes in diesem Lande, wirf diesen Segen nicht von Dir, indem Du Titel und Namen annimmst, die einem Lande angehören, das uns ausgestoßen hat, dem unsere Familie fremd geworden ist, seit Menschenaltern; ich bitte Dich, mein Sohn, thue es nicht, laß diese verschollenen Barone von Saint-Arnauld begraben sein, ich fürchte, daß das entsetzliche Unglück, das sie aus ihrem Vaterlande vertrieb, erwacht und auf's Neue über unser Haus kommt!"

Der Alte nahm eine Prise, dann rief er hastig: „Nicht so schnell, mein Sohn, Thomas soll nur thun, was so viele gute Edelleute vor ihm gethan. Verarmte in Bretagne ein Geschlecht, so gab das Haupt im Parlament seinen Degen ab und ging in fremde Lande; so lange er fern war mit den Seinen, ruhete der Adel, kehrte aber er oder Einer von den Seinigen zurück und war im Stande, die Stellung eines Edelmannes wieder einzunehmen, so

forderte er vom Parlament in offener Sitzung seinen, oder seines Vaters Degen zurück, und war ein Edelmann, wie zuvor. So, mein Sohn, haben's unsere Väter gehalten, und so, wünsche ich, soll es unser Sohn machen. Ich bin Seidenhändler gewesen, mein Leben lang, aber ich habe Handelschaft getrieben, wie ein Edelmann, und nicht wie ein Jude, und Du, mein Sohn, bist stets meinem Beispiel gefolgt, Thomas kann ruhig den Namen seiner edlen Väter führen, wir haben ihn unbefleckt erhalten!"

Der Alte winkte, er wollte allein sein, und gehorsam entfernte sich die Familie.

Es ist wahr, wie Edelleute, die sie waren, führten einige jener Refugiés der französischen Colonie ihre Handelsgeschäfte. So verabredeten einst zwei derselben eine gemeinschaftliche Unternehmung. Der Eine von ihnen starb gleich nach Zahlung der Einlage, und seine Erben, die von der Speculation nichts wußten, ließen das Capital einziehen. Der Andere war viel zu stolz, um sich auf die Speculation zu berufen, er zahlte das Capital zurück; einige Monate später war die Speculation geglückt, jeder Theilnehmer hatte 9000 Thaler gewonnen. Nun aber verlangte das eine Haus, das andere solle den ihm gebührenden Antheil an dem Gewinn der Speculation annehmen, das andere eben so stolze Haus weigerte sich, in welcher Weigerung das erste Haus einen Schimpf erblickte. Endlich klagte das erste Haus, bezahlte große Kosten und verlor den seltsamen Prozeß. Seitdem führte dieses Haus die Summe von 9000 Thalern als eine Forderung des andern in ihren Handelsbüchern bis in die neueste Zeit fort. Die beiden Handelshäuser bestehen als solche nicht mehr, aber die Namen beider finden sich jetzt noch in Berlin.

Es waren wunderliche Handelsleute, diese Refugiés, aber sie waren klug und glückliche Speculanten, und wurden reich, trotz, oder vielleicht wegen ihrer edelmännischen Grillen.

Als der Lector allein war mit seinen Aeltern, erklärte er gerade heraus, er werde dem Wunsche seines Großvaters Folge leisten und den Namen und die Titel seiner Väter wieder annehmen, und die Mutter stimmte ihm sofort bei und nannte ihn ein über das andere Mal: „notre cher baron!"

Der Vater Seidenhändler kreuzte die Arme und fragte förmlich: „Sie sind also fest entschlossen, die alten Familientitel wieder aufzunehmen?"

„Das Glück meines Lebens, die Hand meiner Geliebten, Papa!“ stammelte der Lector, der seinen Vater sehr liebte, zögernd.

„Bedenken Sie sich wohl, mein Sohn,“ sprach der Vater fast drohend, „Ihr Großvater kann Ihnen allerdings die Adelsbriefe vermachen, das ist aber auch Alles, ich dagegen habe zu dem Erben meines Vermögens den Herrn Thomas Arnauld, aber nicht den Baron von Saint-Arnauld eingesetzt, und, Sie kennen mich, mein Sohn, der Baron von Saint-Arnauld wird nie mein Erbe!“

Dame Margot überschüttete ihren Gemahl mit einer Fluth von Vorwürfen, der aber blieb fest: „es ist ein Verhängniß, ein Unglück, das über unser Haus kommt mit der Aufnahme der alten Namen und Titel!“

„Nun, Vater,“ sagte der Lector endlich ernst, „es sei, ich verliere Ihr Vermögen, Ihre Liebe bleibt mir doch, und ich will es wagen!“

„Meine Liebe bleibt Dir gewiß, mein Sohn,“ entgegnete der Vater gerührt, und die weiche Mutter schluchzte laut: „aber bedenke Dich, mein Sohn, wovon willst Du leben mit Deiner Frau?“

„Vater,“ antwortete der Sohn mit fast wehmüthigem Spott, „Sie haben das Schulgeld nicht umsonst für mich bezahlt, und ich bin des Königs Lector.“

„Mein Sohn!“ entgegnete der Seidenhändler kopfschüttelnd, „der Lector des Königs kann schon die Frau eines Lectors erhalten, aber keine Baronin, besinne Dich!“

„Aber,“ fiel jetzt die Mama Margot, die sich die Thränen getrocknet, ein, „soll denn die Mutter gar nicht mit reden, wenn es sich um das Schicksal ihres Kindes, ihres einzigen Sohnes, handelt? Mein Gemahl, ich verstehe Sie nicht mehr, Sie haben immer das Glück Ihres Sohnes gewollt, und nun wollen Sie plötzlich sein Unglück; sehen Sie denn nicht, daß Mademoiselle Amanda das Glück Ihres Sohnes ist, daß er sie liebt, daß er ewig unglücklich ist, wenn er sie nicht bekommt, und daß er sie nicht bekommen kann, wenn er nicht Baron ist; gehen Sie, Sie sind ein Barbar, ein Stein, ein Monstre!“

Mama Margot war böse, sehr böse, sie verließ das Zimmer und schlug dessen Thür heftig hinter sich zu.

„Ihre Mutter liebt Sie sehr, mein Sohn,“ sprach der Seidenhändler,

als wolle er die Heftigkeit der lebhaften Französin entschuldigen, „aber", setzte er hinzu, „Ihr Vater liebt Sie nicht weniger, glauben Sie mir das, Thomas, können Sie die Hand der jungen, liebenswürdigen Dame erlangen, ohne Erniedrigung, ohne Beleidigung des Standes, zu dessen Zierden unser Haus seit drei Menschenaltern gehört, ohne Aufnahme jener alten Familientitel, an denen mehr Unglück und Blut klebt, als Sie glauben, lieber Sohn, so will ich die junge Dame als meine liebe Tochter herzlich willkommen heißen, anders nie, bedenken Sie sich, Thomas, ehe Sie einen letzten Schritt thun!"

Vater und Sohn schüttelten sich die Hand, sie waren schmerzlich bewegt, aber sie zürnten einander nicht, denn der Sohn wußte die Gefühle zu würdigen, die seinen Vater zu solcher Härte trieben, er hatte selbst zu viel von dem Sinn seines Vaters.

III.

Am Nachmittage desselben Tages schritt Herr Arnauld hastig die Linden hinauf und war so vertieft in seinen Gedanken, daß er das Zusammenströmen der Menge gar nicht bemerkte und nichts vernahm von den schallenden Jubelrufen, die lauter und immer lauter ertönten.

Der große König kam vom Brandenburger Thor her geritten, etwas vorwärts gebeugt saß er da auf dem großen Schimmel mit der Scharlachschabrake, den berühmten Krückstock hielt er in der Hand und die wunderbaren großen blauen Augen leuchteten wie klare Sterne aus dem bekannten Angesicht mit den scharfen Zügen.

Eine Schaar jubelnder Schulknaben tanzte um den großen König her, und unaufhörlich klangen die hellen Stimmen: Der König soll leben, hurrah! der alte Fritz soll leben, Vater Fritz! hoch! hoch! Und aus allen Fenstern lugten frohe und stolze Gesichter, und überall standen die Männer soldatisch-straff und die Frauen tief knixend, und Aller Augen leuchteten; sie waren stolz, einen großen Mann zu sehen, und dreimal stolz, daß dieser große Mann ihr König war, so recht eigentlich ihr eigener König von Preußen.

Immer lauter jubelten die Knaben; es war vielleicht dieselbe Knabenschaar, und vielleicht war's auch Mittwoch Nachmittag, welcher der große König freundlich-barsch zugerufen: „Geht in die Schule Jungens und lernt was!" auf welche Anrede die kecke berliner Jugend bekanntlich in ein Jubelgeschrei ausgebrochen war und erwidert hatte: „He! der alte Fritze weiß nicht ein Mal, daß Mittwochs Nachmittag keine Schule ist!" und den lachenden Monarchen bis in's Schloßportal verfolgt hatte.

Monsieur Arnauld war schon dicht an dem Roß des Königs, aber das Falkenauge des Monarchen hatte ihn längst erkannt, ehe er die Nähe des Königs ahnete, er ward seinen Herrn auch erst gewahr, als der ihn anrief: „Er muß umkehren, ich will Ihn sogleich im Schloß sprechen!"

Der König setzte seinen Schimmel in Trab, laut schreiend jagte ihm die Jugend nach und im Doublirschritt folgte ihm Arnauld.

Eine halbe Stunde etwa war Herr Arnauld im Cabinet des Königs gewesen, als der Monarch klingelte und zwei Leibhusaren ausschickte.

Eine Stunde später erschien der Baron von Blankendorf zitternd und bebend, seine Nichte am Arm, im Vorzimmer des Königs, wo sie einen Herrn fanden, den Fräulein Amanda sehr freundlich grüßte, der sich aber seinerseits ziemlich kalt vor der Dame verneigte. Das war der Seidenhändler Herr Thomas Robert Arnauld, des Professors Vater.

Der Baron litt eine Höllenmarter der Angst, endlich rief ein Officier aus dem Cabinet des Königs: „Baron Blankendorff, eintreten!" Mit einem verzweifelten Blick auf seine Nichte und schlotternden Knieen trat der Baron in die Höhle des Löwen.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihm zugeschlossen, so eilte Amanda auf Arnauld's Vater zu und flüsterte hastig: „Sie sind Arnauld's Vater, lieber Herr, Sie haben eingewilligt, mich als Tochter anzunehmen, nicht wahr, Arnauld ist mir nicht böse? ich kann nichts für die — Heftigkeit meines Oheim's."

Amanda erglühte und erbleichte, als sie sprach und eine lichte Thräne hing an ihrer Wimper. Beinahe zärtlich tröstete der Seidenhändler das zitternde Fräulein, dann setzte er mit dem ganzen Stolze eines ächten Preußen und der vollen Zuversicht eines wahren Patrioten hinzu: „Beruhigen Sie sich, liebes Kind, da der König sich der Sache annimmt, so wird sie bald



ein gutes Ende nehmen und ich werde Sie bald meine Tochter nennen können!"

Und so war es, denn in dem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Officier ließ die Beiden eintreten; da stand der große König vor einem kleinen Tisch mit Papieren und hinter ihm der Herr Lector Arnauld mit Freude strahlendem Antlitz, vor ihm aber der Herr Baron, etwas essigfreundlich, aber doch ziemlich gefaßt, drein schauend.

„Er nimmt's doch nicht übel, Arnauld," sprach der König heiter zu dem Seidenhändler, „ich habe den Freiwerber für Seinen Sohn, meinen Lector, Thomas Arnauld" — der König betonte jedes Wort genau — „gemacht, der Baron Blankendorff giebt Seinem Sohne Fräulein von Weißensee zur Frau, und damit das Vermögen der jungen Leute gleich ist, so legt Er zu Seiner Nichte Vermögen aus eigenen Mitteln und verwandtschaftlicher Liebe 30,000 Thaler zu, nicht wahr, Blankendorff, das ist doch Seine Absicht?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät", stammelte der Baron wehmüthig.

„Nun, Lector, reiche Er Seiner Braut die Hand und präsentire Er sie Seinem Papa!"

Mit angenommener Barschheit entzog sich der König den Danksagungen der Liebenden und entließ sie sofort.

Der Baron stopfte die durch Amanda's Aussteuer in seine Geldrollen gelegte Bresche bald durch seine Heirath mit der Frankfurter Kaufmannswittwe wieder zu, fühlte sich aber sehr sicher vor Gespenstern, da ihm der König selbst versichert hatte, der Lector Arnauld sei ein ächter, rechter, ein veritabler Baron. Arnauld's Großvater aber versicherte noch oft, daß le grand Frédéric durch seine eben so kluge, als edle Handlungsweise die alte Alliance der Häuser Hohenzollern und Arnauld unauflöslich gemacht habe.

Ueber die Namen der Strassen und Plätze Berlins.

Der Molkenmarkt führte schon im 14. Jahrhundert seinen jetzigen Namen, den er vermuthlich von der Kuhmelkerei im nahen Mühlenhof erhalten. Er war der älteste Markt Berlins; unter Friedrich Wilhelm I. wurde er Exercierplatz, die Krambuden wurden weggebrochen und dafür 1728 die Bildsäule König Friedrich I. dort aufgestellt. Damals wurde der Molkenmarkt „Königsmarkt" benannt. Der Name kam aber nicht in Aufnahme, und als die Bildsäule, übrigens ein Werk Schlüter's, bald wieder weggenommen und in den Charlottenburger Garten versetzt wurde, so verlor sich der neue Name ganz, und der alte „Molkenmarkt" trat in seine früheren Rechte wieder ein. Das Königl. Polizeipräsidium, Molkenmarkt No. 1, war schon früh ein churfürstliches Haus; 1572 bewohnte es der berühmte Kanzler Lampert Distelmeyer; 1645 der Graf zu Lynar, der um das Salzwesen der Mark sich so hohe Verdienste erworben. Später besaß es der Obermarschall von Grumbkow, dann der General-Feldmarschall, Reichsgraf von Barfuß, dann der Generallieutenant, Graf von Dönhoff; 1763 kaufte es der Banquier Schultz; 1776 wurde es der General-Tabaks-Compagnie überlassen; 1791 schenkte es der Fiscus an den Magistrat, der die Stadtvoigtei in dem Garten des alten Palastes anlegte.

Die Spandauerstraße war die eigentliche Hauptstraße des alten Berlin bis in die neueste Zeit, und ist in unserm Buche von derselben mehrfach die Rede gewesen. Das Haus No. 2 war eine Klause mit einem Heiligenbilde und einer ewigen Lampe; gegenüber das Haus No. 79 heißt jetzt „Stadt Ruppin," aber schon im 17. Jahrhundert hieß es die „alte Ruppiner

Herberge." An Stelle des Hauses No. 81 stand der alte Pulverthurm, der 1720 durch die Fahrlässigkeit einiger Artilleristen in die Luft flog. Der alte Stadtkeller befand sich in dem Hause No. 64, es gehörte später dem von Gerresheim, sein Wahrzeichen war ein grüner Baum. Das Haus No. 70 hieß „die Lampe" oder „der Lampenschmidt." Hier stand das Kreuz mit der ewigen Lampe, das die Berliner zur Sühne des an Propst Cyriax von Bernau verübten Mordes errichten mußten. In dem Hause No. 7. wohnte der um die Brandenburgische Geschichte so verdiente Magister Haftitz von 1572—1586. Das Haus No. 72 ließ der Staatsminister von Bartholdy durch Nehring erbauen. 1725 gehörte es einem von Rochow; 1733 einem von Schmettau; 1737 dem berühmten Concertmeister und Componisten Friedrich's II., Graun. Es ließen sich noch viele Häuser nennen, die in dieser Weise eine Bedeutung haben.

In der Papenstraße, deren Namen wir schon früher erklärt, erwähnen wir des Eckhauses an der Spandauerstraße No. 13; es gehörte im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem Prediger Wahrendorff und hieß „der halbe Mond und güldene Sterne"; später kaufte es der Kaufmann Amberger, und seitdem heißt es bis heute „Sonne, Mond und Sterne." Das Haus daneben, No. 12, gehörte dem ersten Preußisch-Protestantischen Bischofe Ursinus von Bär.

In der Stralauerstraße ist eins der ältesten Häuser No. 55, bis in's vorige Jahrhundert hieß es „die blaue Hand;" vermuthlich war es von einem Färber erbaut worden. No. 33 gehörte dem Geheimenrathe Schindler, dem Stifter des nach ihm benannten Waisenhauses. No. 50 gehörte dem Kloster Zinna, es wechselte vielfach seine Besitzer, 1830 kaufte der Butterhändler Ablung die berlinische Residenz der alten Aebte von Zinna.

Monbijou war im 17. Jahrhundert ein churfürstlicher Garten, in welchem Louise von Oranien, des großen Friedrich Wilhelm erste Gemahlin, die Mutter unseres Königshauses, eine holländische Meierei anlegte. Die Königin Sophie Charlotte veräußerte einen Theil an den Reichsgrafen Kolbe von Wartenberg; nachdem der Graf in Ungnade gefallen, kaufte der König die Besitzung zurück und schenkte sie seiner Gemahlin; jetzt erst bekam sie den Namen: „Monbijou". Die jetzigen Schloßgebäude ließ König Friedrich Wilhelm II. nach Zeichnungen von Unger

erbauen und gab das Besitzthum an seine Gemahlin. Später war es die Residenz des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, Präsident des Staatsraths und Chef des Garde-Corps; jetzt wird es von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Adalbert von Preußen bewohnt.

Die Luisenstraße hat ihren Namen von weiland Ihrer Majestät der hochseligen Königin Louise. Die Thierarzneischule steht in dem ehemaligen gräfl. Reuß'schen Garten.

Die Karlstraße heißt nach Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl von Preußen.

Die Schumannstraße heißt nach dem ersten Bauunternehmer in diesem Viertel.

Die Albrechtstraße ist nach dem Prinzen Albrecht von Preußen K. H. benannt.

Die Marienstraße nach Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzessin Karl von Preußen.

Die Auguststraße hieß zuerst „Armsündergasse", wegen des Koppen'schen Armenhauses, das man „das Thürmchen" nannte, weil es früher ein solches hatte und seit 1708 zum Aufbewahren der Körper verunglückter Personen diente; 1739 ward das „Thürmchen" ein Hospital und die Straße bekam den Namen „Hospitalstraße".

Die Kleinegasse hat ihren Namen oft gewechselt; zuerst hieß sie „Frischensgasse", nach dem Dr. Frisch, dem Erfinder des Berliner Blau, der das Haus No. 13 baute; dann hieß sie Kirchhofsgasse, dann Fledermausgasse, wegen gewisser abendlicher Zusammenkünfte daselbst, dann Wildenhansgasse, nach dem Mehlwäger Wildenhans, der das Haus No. 8 baute.

Der Haaksche Markt hat seinen Namen von dem General, Grafen von Haake, der als Commandant von Berlin 1751 den Anbau dieser Gegend leitete.

Die Weinmeisterstraße war früher der Weingarten des Weinmeisters Stohse.

Die Grenadierstraße hieß zuerst die „verlorene Straße"; das älteste Haus darin, No. 10, gehörte dem Pater Torcken, 1781 kaufte es der Oberbaurath Bouman.

Der Alexander-Platz hat seinen Namen von dem hochseligen Kaiser Alexander von Rußland.

Die Jacobsstraße hat ihren Namen von einem Bürger Namens Jacob Stücker, welchem Grund und Boden der Straße gehörte.

Die Wadzeckstraße hieß einst Mudricksgasse, denn Georg Mudrick gab 1695 das Terrain dazu her; seit 1819 hat sie ihren Namen von der, vom Prof. Wadzeck in dem Hause No. 8, welches früher zur churfürstl. Sandschäferei gehörte, gestifteten Waisenanstalt.

In der Landsbergerstraße hieß das Haus No. 27 sonst der „arme Lazarus."

Die Lietzmannsgasse hat ihren Namen von dem verdienten Bürgermeister Lietzmann.

Die Büschingsstraße ist nach dem 1793 verstorbenen Gymnasialdirector Büsching benannt.

Die Waßmannsstraße nach dem Zimmermeister David Waßmann.

Die Elisabethstraße ist alt, sie hieß seit 1695 Baumgasse; ihren jetzigen Namen empfing sie nach Ihrer Majestät der Königin Elisabeth.

Die Kaiserstraße ist die ehemalige Sandgasse; sie hat ihren jetzigen Namen seit dem Einzuge des Kaisers Alexander von Rußland.

Die Rosengasse heißt eigentlich Rosée'sgasse und hat ihren Namen von dem Schwiegersohn des Ministers von Meinders, dem Schweizerobristen Rolas du Rosée, der hier große Gärten besaß, als Erbe seines Schwiegervaters.

Die Krautsgasse heißt nach dem berühmten Staatsminister von Kraut, der hier 1723 einen schönen Garten anlegte.

Die Koppenstraße heißt nach dem Stadthauptmann Koppe.

Die Neumanns-Gasse wechselte ihren Namen mit dem Besitzer des Hauses No. 8 in der Breitenstraße. Als derselbe Dominicus Heyse hieß, hieß die Gasse „Heyse's Gäßlein"; da das Haus an Peter Neumann kam, entstand die Neumannsgasse.

Die Roßstraße hieß eigentlich Raschmacherstraße, denn hier wohnten die Raschweber, Raschmacher; der Name wurde verdorben in Rascher-, Roscher-, Rosser-, endlich in Roßstraße.

Die Schornsteinfegergasse hieß in ganz alten Zeiten das „Kater-

nakögäßlein"; dann hieß es nach dem ehrenwerthen Bürger Peter Zilge, welcher 1712 daselbst ein Haus hatte, „Peterzilge'sgasse", welches man in Petersiliengasse verwandelte, ehe der jetzige Name aufkam.

Die Kurstraße heißt eigentlich Kurfürstenstraße, das Fürstenhaus darin (No. 52 und 53) ließ 1674 der damalige Staatsminister, Freiherr Eberhardt von Danckelmann nach Rissen von Nehring erbauen. König Friedrich I. bestimmte das Palais zur Wohnung fremder Fürsten. Im vorigen Jahrhundert logirten dort: Prinz Eugen von Savoyen, Herzog Johann von Marlborough, Fürst Mentschikoff, Fürst Leopold von Anhalt-Dessau u. A. Später war dort die Königl. Kriegskanzlei und die Königl. Haupt-Stempel- und Karten-Kammer.

Die Jägerstraße hat ihren Namen vom Jägerhaus, Jagdzeughaus und Hofjagdamt, das sich in einem Hause befand, welches an der Stelle der heutigen Bank stand. Die Namen der Holzgartenstraße, der Adlerstraße, der Falkoniergasse u. s. w. deuten alle auf den waidmännischen Ton dieser Stadtgegend, die übrigens am Wall (Wallstraße und Niederwallstraße) lag. Das Eckhaus, welches jetzt in Besitz der Herren Treu und Nuglisch, gehörte 1709 dem Oberjägermeister von Hertefeld.

Der Hausvogteiplatz war ein Theil des alten Jägerhofes, er hieß früher Krähenmarkt und Schinkenplatz; den letztern Namen führte er seit Friedrich Wilhelm I., der einem Invaliden erlaubte, hier mit westphälischem Schinken zu handeln. In dem Gebäude selbst befinden sich die Hausvogteigerichte seit 1750.

In der Oberwallstraße hat das heutige Prinzessinnen-Palais, die Häuser No. 1 u. 2, der General-Major v. Beschaffer 1719 gebaut, dessen Schwiegersohn und Erbe war der spätere Großkanzler von Cocceji; von ihm kaufte die Besitzung der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Schwedt, von dessen Töchtern aber, der Fürst-Aebtissin von Herford und der Fürstin von Anhalt-Dessau, erhielt das Palais seinen Namen, und behielt ihn, als es Friedrich Wilhelm II. 1790 kaufte. Das Gouvernementshaus baute 1725 der General von Montargus, die späteren Besitzer waren die Staatsminister von Thulemeier und von Heinitz. Das Haus No. 3 gehörte dem berühmten Hofmaler Pesne, der es 1747 erbaut.

Auf dem Werderschen Markt hatte Simonetti 1672 das Wer-

dersche Rathhaus erbaut, es brannte 1794 ab, auf derselben Stelle erbaute Genz das neue Münzgebäude, das mit der alten Münze, Unterwasserstraße 2, in Verbindung gesetzt wurde. Auf der Stelle der Werderschen Kirche stand im 16. Jahrhundert ein churfürstliches Reithaus, das 1645 einfiel, im Jahre 1699 wurde es der Werderschen deutschen und französischen Gemeinde geschenkt, die, nach Grünberg's Zeichnungen, eine einfache Kirche dort erbauen ließ; im Jahre 1821 ward dieselbe niedergerissen und von 1824 bis 1830, nach Schinkel's Plänen, in mittelalterlichem Geschmack neu erbaut.

Der Platz am Zeughause hat selbstverständlich seinen Namen von dem Zeughause, einem der schönsten Gebäude Berlins, von Nehring und de Bodt unter Friedrich I. erbaut. Neben dem Zeughause befand sich sonst ein unbedeutendes Wachtgebäude, 1818 ward es weggebrochen und von Schinkel die „Neue Wache" erbaut, rechts und links von derselben stehen seit 1833 die Marmor-Bildsäulen der Generale von Scharnhorst und Graf von Bülow-Dennewitz von Christian Rauch. Der Hauptwache gegenüber befindet sich der Palast, der jetzt unter dem Namen „Palais des hochseligen Herrn" am bekanntesten sein dürfte. Dieses Gebäude wurde von Nehring, vermuthlich gleichzeitig mit dem Zeughause, unter Churfürst Friedrich III. (König Friedrich I.) errichtet, und zwar für den Marschall von Frankreich, Grafen Schomberg, der aus französischem in churbrandenburgischen Dienst trat. Später residirte hier der Gouverneur von Berlin. Im Jahre 1734 erhielt es Friedrich der Große als Kronprinz, der gab es beim Antritt seiner Regierung dem Prinzen von Preußen (August Wilhelm), dessen Wittwe es später bis zu ihrem Tode (1780) bewohnte; 1793 erhielten es der hochselige König und seine Gemahlin als kronprinzliches Palais. Friedrich Wilhelm III. hat es, so lange er lebte, bewohnt, hat sich dort bei der Grundsteinlegung des Denkmals Friedrich des Großen seinem Volke zum letzten Male gezeigt und ist dort gestorben.

Hinter der Neuen Wache liegt die Singakademie, im Jahre 1825 und 1826 von dem herzogl. Braunschweigischen Hofbaumeister Ottmer erbaut. Hier hielt bekanntlich im Jahre 1848 die National-Versammlung ihre Sitzungen, und unweit davon befindet sich das bei dieser Gelegenheit besonders bekannt gewordene Kastanienwäldchen.

Die prächtige Straße, die man „Unter den Linden" nennt, wurde

1680 angelegt, die Churfürstin Dorothea, Gemahlin des großen Churfürsten, pflanzte eigenhändig den ersten Baum der vierfachen Baumreihe. Im Jahre 1699 war die Baumreihe schon sechsfach, 1787 war sie von der Schadowsstraße bis zum Pariser Platz verlängert. Das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen steht an Stelle eines Hauses, das der General von Weiler erbaute, später gehörte dasselbe den Markgrafen Philipp Wilhelm und Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt und hieß der markgräfliche Palast. Das jetzige Palais erbaute der Baurath Langhans in den Jahren 1834—36. Das Palais daneben kaufte König Friedrich Wilhelm II. für den Grafen von der Mark, nach dessen frühem Tode besaß es dessen Mutter, die Gräfin von Lichtenau, dann kam es an den damaligen Erbprinzen von Oranien, es gehört jetzt dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Das Palais No. 7 baute 1734 der Geheimrath Müller, 1765 kaufte es die Aebtissin von Quedlinburg, Prinzessin Amalie von Preußen, Schwester des großen Friedrich, von den Zinnow'schen Erben, und ließ es durch Boumann so ausbauen, wie es noch vor einigen Jahren war, ehe es S. M. der Kaiser Nicolaus von Rußland ankaufen und zum russischen Botschaftshôtel prächtig einrichten ließ.

Am Pariser Platz, der bis 1814 das Quarrée hieß, ließ König Friedrich Wilhelm II. in den Jahren von 1789—93 das schönste Thor in Europa erbauen. Das Brandenburger Thor baute der Geh. Regierungsrath Langhans (starb 1808) nach dem Muster der Propyläen in Athen. Es ist 64 Fuß hoch und 195 Fuß breit. Die Reliefs, welche die Durchgänge schmücken, sind nach Zeichnungen von Rhode von Berliner Bildhauern in Sandstein ausgeführt. Der Werth derselben ist außerordentlich ungleich. Sie beziehen sich auf die Mythe des Hercules und sollen allegorisch die Thaten Friedrich des Großen verherrlichen. Die Deckenstücke waren einst von Rhode ebenfalls in allegorischer Weise gemalt, jetzt sieht man nur noch im mittlern Durchgange einen Adler in einem Kranz von Oelzweigen, in den übrigen einfache Rosetten. Auf der Attika des mittlern Theils erblickt man eine in edelster Form ausgeführte Quadriga, auf welcher die Victoria steht. Mit der einen Hand lenkt die Siegesgöttin die Rosse, mit der andern trägt sie einen Stab, an dessen Spitze ein mit Lorbeer umwundenes eisernes Kreuz mit einem Adler. Diese prachtvolle, 16 Fuß hohe, Gruppe ist von Schadow

modellirt, von den Gebrüdern Wohler in Potsdam in ganzer Größe in Holz ausgeführt und dann von dem Kupferschmidt Jury in Potsdam in Kupfer getrieben. Napoleon ward so hingerissen von der Schönheit dieser Gruppe, daß er sie als edelste Siegesbeute im Jahre 1807 abnehmen und nach Paris bringen ließ. Preußens Ritter haben das Palladium mit ihren Schwertern wieder erobert, aus Paris nach Berlin zurück gebracht und es an seine alte Stelle gesetzt.

Die Charlottenstraße hat ihren Namen von der 1705 verstorbenen Königin Sophie Charlotte erhalten.

In der Mittelstraße (die mittelste der drei ersten Straßen der Dorotheenstadt) ist die Dorotheenkirche 1678—1687 von der Churfürstin Dorothea erbaut, mit einem Grabdenkmal des Grafen von der Mark von Schadow.

In der Dorotheenstraße war der Platz, wo jetzt die Freimaurerloge Royal-York de l'amitié steht, ein Schiffsbauplatz, den der große Churfürst unter eines Schiffscapitains Aufsicht gestellt. 1696 gehörte das Grundstück dem Oberpräsidenten von Danckelmann, das Haus ließ der Oberhofmeister von Kamecke 1712 durch Schlüter erbauen. No. 23 heißt Hôtel d'Orange (Orangenhaus). König Wilhelm III. von England ließ es Anfangs des vorigen Jahrhunderts durch seinen Gesandten am Königl. Preuß. Hofe, Lord Raby, kaufen und bestimmte es zu einem Armen- und Krankenhause für die Franzosen, die aus seinem französischen Fürstenthum Orange (gehörte nachmals Preußen) vertrieben wurden.

Die Markgrafenstraße hat ihren Namen von dem markgräflich Schwedt'schen Palais, auf dessen Rückseite in der Behrenstraße die Markgrafenstraße stieß. Bekanntlich wurde dieses markgräfliche Palais theils in die Bibliothek, theils in das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen verbaut. Da, wo die Lindenstraße mit der Markgrafenstraße zusammenstößt, war sonst der französische Schützenplatz. Das französische Schauspielhaus, das 1774 Friedrich der Große errichten ließ, wurde 1787 von Friedrich Wilhelm II. dem deutschen Schauspiel eingeräumt, Friedrich Wilhelm III. ließ 1801 das Gebäude abtragen und ein neues von Langhans erbauen. Im Jahre 1817 brannte dieses nieder und das gegenwärtige Schauspielhaus wurde 1821 von Schinkel erbaut.

Die Junkerstraße hieß früher Bauernstraße, warum der Name geändert wurde, ist nicht recht klar.

Die Mauerstraße sollte die Circumvallationslinie der Stadt bezeichnen, man ging später weit darüber hinaus, hier ist die Dreifaltigkeitskirche 1737—1739 von König Friedrich Wilhelm I. erbaut. Der Platz, auf dem sie steht, hieß sonst der Hammelmarkt. Ferner ist hier die Böhmische oder Bethlehemskirche 1735—1737 von König Friedrich Wilhelm I. erbaut.

Die Französischestraße hat ihren Namen von der französischen Colonie.

Die Taubenstraße ist nach dem churfürstlichen Taubenhause benannt. Das älteste Haus in dieser Straße ist No. 17. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte es der Geheimrath Horn, unter Friedrich dem Gr. wohnte hier Voltaire eine Zeitlang. 1764 kam es an die Generalin von Blankensee, 1766 an das Kornmesser'sche Waisenhaus.

In der Mohrenstraße quartierte Friedrich Wilhelm I. die Mohren ein, welche ihm die Holländer schenkten, die er dann bei dem Musikcorps der Gardebataillons einrangirte.

In der Leipzigerstraße ließ Friedrich der Gr. in den Jahren von 1773 bis 1777 46 alte Häuser niederbrechen und neue dafür bauen. Das Kriegsministerium erbaute der Minister, Freiherr von Happe. Das Haus No. 19 bestand ursprünglich aus vier kleinen Häusern, der Rentmeister Bär baute dieselben zusammen, von ihm erwarb es das Directorium der Städtekasse. Es war lange unter dem Namen des Städtekassenhauses bekannt. Dann wurde das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in das Gebäude verlegt und jetzt hat die Marineabtheilung des Kriegsministeriums dort ihre Büreaux.

Die Schützenstraße heißt nach einem Bürger Namens Schütz, sowie die Kochstraße nach dem Hofrath Cochius. Hier ist das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium 1747 vom Ober-Konsistorialrath Hecker als Dreifaltigkeitsschule begründet, bestand aus dem Pädagogium, der Kunstschule, der Mädchenschule und der deutschen Schule. Das Pädagogium ist das jetzige Gymnasium, die Mädchenschule ist ebenfalls abgezweigt und heißt Elisabethschule.

Die Wilhelmsstraße heißt nach dem Könige Friedrich Wilhelm I.

Das Haus No. 64 (nachmals Palais des Prinzen August von Preußen, jetzt ein Ministerialgebäude) erbaute der Obristlieutenant von Pennavière. No. 66 der Geheimrath von Risselmann. No. 72 (Palais des Prinzen Friedrich von Preußen) der Präsident von Görne. No. 73 der General von Schwerin. No. 74 (Hotel des Justizministeriums) der Geh. Kriegsrath Kellner. No. 76 (Hotel des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten) der General von Pannewitz. No. 77 (Palais des Fürsten Radziwill) der General von Schulenburg.

Das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, Wilhelms-Platz No. 9, an der Ecke der Wilhelmsstraße, ließ der Johanniter Heermeister von Sonnenburg, Prinz Ferdinand von Preußen, zum Palais des jedesmaligen Ordenshauptes, nach Zeichnungen von de Bodt, im Jahre 1736 von Richter erbauen. In seiner jetzigen Gestalt wurde das Palais 1827 unter Schinkel's Leitung hergestellt.

Das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, Wilhelmsstraße No. 102, ließ der Baron von Vernezobre in den Jahren 1738—39 erbauen, 1760 erwarb es der Banquier Werstler, 1769 der Minister von der Hagen, 1772 die Aebtissin von Quedlinburg, Prinzessin Amalie von Preußen, Schwester des großen Friedrich, 1787 Prinz Ludwig von Preußen, 1810 das Louisenstift, 1832, nachdem es von Schinkel prachtvoll umgebaut, der gegenwärtige durchlauchtigste Herr Besitzer.

Am Bellealliance-Platz, sonst Rondeel genannt, mußten die Gewerke auf königl. Befehl Häuser bauen lassen, No. 11 gehörte dem Schlächtergewerk und führte einen Ochsenkopf als Wahrzeichen, es wurde zum Zucht- und Arbeitshause eingerichtet; als 1775 das Arbeitshaus verlegt wurde, siedelte auch der Name Ochsenkopf in das neue Gebäude über. Der alte Ochsenkopf wurde ein Kavalleriepferdestall.

In der Lindenstraße wurde das Kammergericht (No. 15) im Jahre 1734 von Gerlach erbaut.

Wo die Koch- und Jerusalemerstraße auf die Lindenstraße stoßen, steht die Jerusalemskirche. Ein berliner Bürger Namens Müller hatte hier zum Andenken seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande, im Jahre 1484 eine Kapelle zu Ehren der heil. Jungfrau, des heil. Kreuzes, des heil. Fabian und Sebastian erbaut. Ein Klausner hatte die Aufsicht über die

Kapelle. Das Amt besetzte seit der Reformation der Churfürst. Noch zur Zeit des großen Churfürsten nannte man die Kapelle „das Kirchlein Hierusalem". Im Jahre 1679 ließ der Geheimrath von Martitz die Kapelle restauriren und gründete das Jerusalemshospital. 1728 wurde die jetzige Kirche nach Zeichnungen von Gerlach erbaut. Der Thurm mußte, weil er von Holz war, schon 1747 abgenommen werden. Der jetzige Thurm ist erst in neuester Zeit erbaut.

Der Dönhofsplatz hieß zuerst der große Markt, seinen jetzigen Namen empfing er von dem General, Grafen von Dönhoff. Der Obelisk wurde 1730 als Meilenzeiger aufgerichtet.

Auf dem Spittelmarkte wurde die Gertraudten-, oder Spittelkirche 1405 zu Ehren des heiligen Matthäus, Bartholomäus und der heil. Gertraudt gegründet. Sie erlitt mehrere Umbauungen in den Jahren 1711, 1734, 1777, 1790 und 1833. Das Gertraudtenhospital, welches zur Verpflegung von 24 alten Personen weiblichen Geschlechts dient, ist ebenfalls 1405 gegründet, 1574 mit dem Beghinenconvent in der Brüderstraße vereinigt und mehrmals umgebaut worden.

Die Wallstraße hieß sonst von der Roßstraße bis zur Waisenbrücke die „Syropsgasse", von der Zuckersiederei, die 1749 an der Stelle errichtet wurde, wo jetzt das neue Hospital steht. Das Haus No. 25 hat zum Wahrzeichen den Simson, welcher die ausgehobenen Thorflügel auf dem Rücken davon trägt; das Wahrzeichen soll an das neue Cöpenicker Thor erinnern, das an dieser Stelle von 1658 bis 1734 stand. No. 72 ist 1705 von Schlüter erbaut, es gehörte dem Geheimen Rathe von Krosigk, der es zu astronomischen Beobachtungen benutzte. No. 55 hat mannichfache Schicksale gehabt, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts stand eine holländische Windmühle daselbst und daneben ein königliches Waschhaus, 1749 wurde die erste Zuckersiederei daselbst angelegt, dann wurde es ein Tabacksmagazin, bis es der hochselige König 1798 kaufte und zum Hospital einrichten ließ. Die Häuser No. 31 und 32 gehörten lange Zeit hindurch den Reichsgrafen von Schwerin und von Sparr.

Die Splittgergasse heißt nach dem Banquier Splittgerber, dem das Grundstück, wo sich jetzt die Loge zu den drei Weltkugeln befindet, von 1748 bis 1793 gehörte.

Die Cöpenickerstraße war zuerst eine wirkliche Landstraße nach Cöpenick. Im Jahre 1640 besaß ein gewisser Johann Kriebeler daselbst eine Meierei, die 1660 dem Statthalter der Mark, Fürsten Johann Georg von Anhalt, gehörte und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch unter dem Namen der Kroll'schen Meierei bestand. Das Grundstück 167 war ursprünglich ein Lusthaus mit Garten, vom Geheimen Finanzrath Herold angelegt und Louisenhof benannt. 1767 wurde die jetzige Gardeschützenkaserne für das von Pfuhl'sche Regiment erbaut.

In der Wassergasse gehörte das Grundstück No. 17 im Jahre 1700 dem Grafen von Schafgotsch, das Haus war sein Lustschloß, es gehörte ein schöner Garten mit einer Wasserkunst dazu.

Die Ohmgasse heißt nach dem Professor Ohm, dem das Haus No. 2 daselbst gehört.

Die Dresdenerstraße hieß früher der „Ricksdorfer Damm".

Die Schäfergasse ist eine der ältesten Anlagen dieser Gegend, sie war schon im 16. Jahrhundert unter dem Namen „der neue Trift" vorhanden. Das Haus No. 15 war die von Blücher'sche, später von Jagow'sche Schäferei, die der Magistrat 1579 von der Wittwe Rust erkaufte.

In der (alten) Jacobsstraße war das Eckhaus an der Kürassierstraße No. 43 ein churfürstlicher Hammelstall, den 1662 die Amme des Churprinzen als Freihaus erhielt. Das Eckhaus an der Stallschreiberstraße hieß „der grüne Baum". Der Garten des königl. Oberbergamts ist nur ein Theil des großen Gartens, den der Minister von Creutz in der Jacobsstraße besaß und der bis zur Lindenstraße reichte. Um 1750 hieß die neue Jacobsstraße und die alte bis zur Kürassierstraße „An der Conterscarpe", erst 1780 erhielten beide Straßen ihren jetzigen Namen.

Die Kommandantenstraße entstand bei Anlegung der neuen Fortificationen 1658. Im Merian'schen Garten wurde 1727 die französische Kapelle erbaut, da sie namentlich für Wallonen bestimmt war, so nannte man sie die Wallonenkirche.

Die Feilnerstraße hieß bis vor Kurzem Hasenhegerstraße, sie bestand schon im 17. Jahrhundert und hatte ihren Namen von dem churfürstlichen Hasenheger, der dort seine Amtswohnung hatte.

In der Husarenstraße ist die Anstalt des Hofrath Soltmann für

künstliche Mineralbrunnen. Der sehr hübsche Garten der Anstalt hieß sonst Mecklingswiese, der alte Lieblingsplatz der liebenden Paare während des kölnischen Schützenfestes.

Das Haus No. 33 in der Feldstraße bekam der Plantier Sello unter der Bedingung zum Geschenk, daß er alle für den Thiergarten und die königlichen Plantagen in Berlin, Monbijou und Sanssouci erforderlichen Bäume zu zwei Groschen das Stück liefere.

Die Stallschreiberstraße hat ihren Namen von dem churfürstlichen Stallschreiber, der in No. 15 seine Amtswohnung hatte. Im vorigen Jahrhundert war der gräfl. Schafgotsch'sche Garten in No. 43 berühmt.

Die Kürassierstraße hieß bis 1836 Todtengasse, sie ist sehr alt, schon 1604 war da ein Armenkirchhof mit zwei Krankenhäusern vorhanden. Die Häuser No. 21, 22, 23 und 24 gehörten ehemals dem Schneider-, Schlächter-, Bäcker- und Schustergewerk. No. 25 war der alte Pest-Kirchhof, dann Begräbnißplatz der Petrigemeinde.

Die Orangenstraße ist wahrscheinlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerst von französischen Flüchtlingen aus dem Fürstenthum Orange bebaut und benannt worden.

Das ist's, was wir von den Straßen Berlins und deren Namen anzumerken hatten. Es versteht sich von selbst, daß hier die ältern Straßen im eigentlichen Berlin und im alten Köln weggelassen sind, da dieselben in früheren Abschnitten schon genügende Erklärung und Beachtung gefunden haben.

Der Kriegs- und Domainenrath Krantz.

(Genrebild aus den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen.)

„Der Herr Kriegs- und Domainenrath belieben Ihren Scherz zu treiben mit der Unwissenheit von Dero ergebenstem Diener!" sagte der Salarienkassenrendant Wolchonsky und verneigte sich halb spöttisch, halb devot vor dem großen Manne, der vor ihm stand und mit rauher Stimme grollte: „Ich sage Ihnen, ich komme um, ich sterbe in diesem langweiligen Berlin, den ganzen Tag über höre ich nichts, als die große Trommel und die Quickpfeife, sehe nichts, als dieses ewige Blau, oben der Himmel, unten die Soldaten; Soldaten genug, aber wer in dieser großen öden Kaserne, die man Berlin nennt, was anderes sucht, als Unterofficiere und Trommelschläger, der kann bei Tage die Laterne vergeblich anzünden, und wer nun gar an wissenschaftlichen Umgang gewöhnt ist, der möchte lieber den ganzen Tag schlafen, wenn ihn nur die verdammte große Trommel dazu kommen ließe!"

Der also sprach, das war der verabschiedete Klevische Kriegs- und Domainenrath Krantz, der sich damals in Berlin aufhielt und seinem Witz in mehreren Flugschriften so rücksichtslos die Zügel schießen ließ, daß der alte Fritz alles Ernstes das frühere Censuredict wieder in Erinnerung brachte. Krantz war ein großer schöner Mann von etwa fünfzig Jahren und hoch rothen Wangen, er trug mehrere fliegende und gepuderte Locken mit einem zierlichen Haarbeutel, aus dem ein breites schwarzes Seidenband hervorging, das um seinen Stiernacken geschlungen war, sein Rock war von feuerfarbenem Tuch mit schwarzseidenem Unterfutter, kurzer Taille, langen Schößen, breiten Aermeln, reich mit gewaltigen Knöpfen und goldenen Treffen benäht. Krantz trug weiter eine langschößige Weste von Drap d'or und seine Manschetten,

wie sein Jabot waren von den kostbarsten Kanten, er liebte Pracht im Anzuge, auch das Gefäß seines Degens war mit einer goldenen Schleife versehen und die Knie- wie Schuhschnallen mit ächten Steinen besetzt.

Zwischen seinen dicken Lippen hielt der Kriegs- und Domainenrath den Bernsteinknopf seines sogenannten Mignonstöckchens, was zu jener Zeit keinem anständig gekleideten Manne fehlen durfte, und sah mit seinen glühenden Augen nieder auf den Salarienkassenrendanten, der sich durch die heftige Rede des Andern in seinem patriotischen Stolz als Preuße und Berliner gewaltig gekränkt fühlte.

Der kleine Mann, der, was den Schnitt anlangt, ganz ebenso, in Bezug auf Farbe und Stoff aber weit bescheidener gekleidet war, als sein herculischer Gegner, namentlich aber Busenstreif und Manschetten mit Häkchen an Weste und Rock befestigt trug, damit selbige zu mehrerer Schonung im Hause abgenommen werden konnten, dieser kleine sonst so freundliche Mann machte ein bitterböses Gesicht und blies dichte Wolken aus seiner kleinen Gypspfeife; es dauerte lange, ehe Herr Wolchonsky zu Worten kam, dann aber ging er tüchtig in's Geschirr, wie ein ächter Berliner. „Der Herr Kriegs- und Domainenrath pardonniren", sagte er, „wenn ich mir zu Dero Expectoration ganz gehorsamst anzumerken erlaube, wie es doch sofort ersichtlich, daß Dieselben vom Rhein anhero gekommen, denn obwohl die Klevischen Lande, schon über ein Säculum in Possession des hohen königl. Hauses, in remarquabler Weise prosperiren, so sind dieselben doch noch immer nicht, was in specie die Liebe zu dem hohen königl. Hause angeht, mit diesen alten churbrandenburgischen Landen auf eine Stufe zu stellen."

„Ich venerire den großen König", unterbrach Krantz seinen Gegner und neigte ehrerbietig das Haupt, als er des Königs gedachte, „aber —"

Wolchonsky aber ließ den Mann nicht zu Worte kommen.

„Mit Vergunst", sprach er halb verweisend und fuhr fort, „ich bin forcirt, die Ehre meiner Vaterstadt zu defendiren und avant tout die Glorie und Renommée unserer Gelehrten, Künstler und hommes de lettres zu salviren; ich bekenne, der Herr Kriegs- und Domainenrath pardonniren meine Aufrichtigkeit, nicht zu begreifen, wie sich Dieselben da über Mangel beklagen können, wo abondance vorhanden. Wollen Dieselben Musik hören, wo könnten Sie herrlicherern Tönen mit Entzückung lauschen, als im Korsika'schen Saale

(lag in der Gasse zwischen dem Gießhause und dem Zeughause und hieß später au Parlament d'Angleterre), wo Benda und Bachmann den ganzen Winter hindurch allwöchentlich ein Mal Appollon und die Pieriden jaloux machen? Oder spazieren Dieselben hochgeneigtest in die Brüderstraße in die Stadt Paris (No. 39), wo der Herr Kapellmeister Reichhardt, ein König im Reiche der Musik, dero Tactstock gleich einem Scepter schwingen, und ist dem Herrn Kriegs- und Domainenrath auch das noch nicht genug, so begeben sich Dieselben nur in's englische Haus in der Mohrenstraße, wo Messieurs Müller et Leuschke das Ohr des entzückten Hörers mit zärtlichen Melodien kitzeln. Zuletzt ist auch, für den Herrn Kriegs- und Domainenrath mit, das Opernhaus von Sr. Majestät dem Könige errichtet worden, wo königl. Municenz den unentgeltlichen Genuß der herrlichsten Opernmusik gestattet. Wo hat eine andere Oper Sänger wie: Porporino, Partino, Salimbeni, Tossoni und Tombolini, Sängerinnen wie die: Astroa, Farinella, Laura, die Schmäling-Mara, die Cerrera und die Todi? Französisches Schauspiel finden Sie auf dem Gensd'armenmarkt im Schauspielhause, für deutsches Schauspiel sorgen seit Jahren die Herren Schuch, Koch und endlich Döbbelin in der Behrenstraße (das deutsche Schauspiel befand sich seit 1765 in dem Hofe der Häuser No. 55, 56 und 57.). Zur Abwechselung mögen sich der Herr Kriegs- und Domainenrath dann etwa in die große Ressource (Schloßfreiheit 7), oder in die Vieweg'sche Lesebibliothek in der Spandauerstraße begeben, dort finden Dieselben alle Gazetten und Journale, die in unserer Stadt erscheinen, die Vossische Zeitung (gegründet 1722, verboten 1740, weil der Redacteur Rüdiger falsche Nachrichten verbreitet hatte, wieder privilegirt 1751 für Rüdiger's Schwiegersohn, den Buchhändler Voß). Die Haude- und Spenersche Zeitung (privilegirt 1740), welche wöchentlich dreimal: Dienstags, Donnerstags und Sonnabends, ausgegeben werden. Auch finden Dieselben dort weiter das Intelligenzblatt, welches täglich erscheint (besteht seit 1727, die Einkünfte desselben gehörten bis in die neueste Zeit dem großen Militairwaisenhause zu Potsdam). Messieurs de Francheville und le Bauld de Nans lassen, auch für den Herrn Kriegs- und Domainenrath, allwöchentlich eine Gazette litteraire de Berlin an's Licht treten; von kritischen Blättern haben wir dort des Herrn Büsching's „Nachrichten von neuen Landkarten, geographischen und andern Büchern"; ferner des hochverdienten Herrn Doctor

Biester's Berlinische Monatsschrift und des Herrn Nicolai Allgemeine deutsche Bibliothek. Eingegangen ist des Herrn K. Fr. Wegener's Berlinischer Zuschauer und desselben Berlinische Zuschauerin, möchte aber nicht darauf bestehen, daß dadurch ein Verlust entstanden. Der Herr Kriegs- und Domainenrath wollen sich weiter beklagen über Mangel an Gelehrten und Künstlern, ich aber wage unmaßgeblich meine Ansicht dahin abzugeben, daß Dieselben den Wald vor den Bäumen nicht sehen, wie man zu sagen pflegt, denn wo ist ein Ort, der solche Gelehrte zählt wie Berlin, unter den Theologen nenne ich sofort Sack, Spalding, Teller, Dietrich, Zöllner, welcher letztere hochwürdige Herr auch eine nicht allzu compendiöse, aber sehr curiöse Reisebeschreibung so eben hat an's Licht treten lassen; unter den Rechtsgelehrten nenne ich des Herrn Großkanzlers von Cocceji Excellenz, die Minister von Carmer, von Zedlitz, die Geheimräthe Suarez und Klein; wir haben endlich vaterländische Geschichtsforscher, wie: Gercken, Lenz und Oelrichs; Männer wie König und Moehsen und"

Hier versagte dem allzu eifrigen Salarienkassenrendanten die Stimme.

„Endlich", sagte der Kriegs- und Domainenrath Krantz mit unverhehlter Bewunderung, „Herr Wolchonsky, ich beneide Sie um Ihre Lungen!"

„Warum geben mir der Herr Kriegs- und Domainenrath nicht den mir zustehenden Titel, ich bin seit 17 Jahren ein treuverdienter Salarienkassenrendant!" entgegnete Wolchonsky etwas empfindlich und legte seine Pfeife aus der Hand.

„Entschuldigen Sie meine Unaufmerksamkeit, Herr Salarienkassenrendant!" begütigte Krantz den kleinen Mann, der auch auf der Stelle wieder freundlich wurde und ihn zu einem Spaziergang nach den Zelten einlud, „dafern es dem Herrn Kriegs- und Domainenrathe beliebte."

Es war noch etwas rauhe Frühlingsluft, die Herren nahmen also ihre rothen Tuchmäntel, roth war Modefarbe für Mäntel in den letzten Regierungsjahren des großen Friedrich, um, bedeckten ihre gepuderten Locken mit den kleinen betreßten Hütlein und schritten hinaus.

Sie gingen die Linden hinunter und der Salarienkassenrendant verfehlte nicht, seinen Begleiter auf alle die neuen Paläste dieser herrlichen Straße, deren Bau eben beendet, oder die noch im Bau begriffen waren, mit patriotischem Stolze aufmerksam zu machen. Der Salarienkassenrendant war eine

bekannte Berliner Figur jener Zeit, und der Kriegs- und Domainenrath Krantz hatte ungemeines Aufsehen erregt durch Schriften wie: die Gallerie des Teufels, die Chronik von Berlin, die Charlatanerien u. s. w. Roth- und Blaumäntel aller Art schlossen sich den beiden Spaziergängern an, und so wandelten sie durch das Brandenburger Thor, das damals noch aus zwei einfachen steinernen Säulen und einem Schlagbaum bestand, und betraten den Thiergarten. Die beiden Apollo-Statuen, mit dem Bogen und der Lyra, standen schon; rechts, am Exercierplatz hin nach der Spree zu, führte die Churfürstenallee nach dem „Zirkel", wo sich die schöne Welt des damaligen Berlin Nachmittags und Abends zusammen fand, sich unterhielt und der Militairmusik lauschte, die sich hinter den Baumgruppen verstecken und das Publicum durch Musikstücke unterhalten mußte.

Der Gouverneur von Berlin, General von Ramin, hatte das eingeführt und sein Nachfolger, der Feldmarschall von Möllendorf, behielt diese Einrichtung, die den Berlinern ungemein gefiel, bei.

Unsere Spaziergänger befanden sich bald in einem Gedränge von Phaetons und Wagen aller Art, Officiere von den Gardes du Corps, dem Regiment der Gensd'armes und den Ziethen'schen Husaren sprengten auf und ab, wetteiferten in Reitkünsten und zeigten die Pracht und Eleganz ihrer Rosse. Plötzlich wich Alles bei Seit, die Reiter hielten, alle Häupter entblößten sich und neigten sich tief, die lustwandelnden Damen senkten ihre Fächer, wie auf ein militairisches Commando und knixten steif. Zwei goldbeblechte Läufer, wallenden Federschmuck auf dem Haupt, leicht geschürzt und vergoldete Stäbe in der Hand, trabten vor einer Karosse her; sechs reichgeschirrte Pferde, langgespannt und vom Bock gelenkt, zogen einen sogenannten Wurstwagen. In den Schlägen dieses Wagens standen prächtig geschmückte, allerliebste, kleine Pagen und vier riesenhafte Heiducken hielten sich an den Trobbeln hinten. Stallmeister ritten neben her. In dem Wagen saß eine ältliche Dame ganz in einen orangefarbenen Ueberwurf gehüllt.

„Wer ist das?" fragte der Kriegs- und Domainenrath, als der Wagen vorüber war.

„Das geruhten zu sein", versetzte der Salarienkassenrendant wichtig, „die hochwürdigste Fürstin-Aebtissin von Quedlinburg, Prinzessin Amalie von

Preußen Königliche Hoheit, die jüngste Schwester Seiner Majestät des Königs."

Die Herren kamen nach den „Zelten", nahmen im Flur an einem Tischchen Platz und tranken ein Krüglein starkes, süßes Stettiner Doppelbier, der Magentrank der gesetzten Berliner von damals.

„Saget mir, Freund, Herr Salarienkassenrendant, wollte ich sagen", hub Krantz an, „weßhalb nennt man diese Gebäude Zelte?"

Ein Sonnenstrahl flog über das Antlitz Wolchonsky's, er war bewandert in der Geschichte seiner hochgeliebten Vaterstadt Berlin und erzählte gar gern von derselben. „Das werde ich Ihnen sofort discursive zu expliciren die Freude haben", begann er eifrig; „vor zwanzig und etlichen Jahren, geehrtester Herr, wenn meine Memorie nicht manquiret, anno 1760, ertheilten Se. Majestät der König — wenn Friedrich des Großen Erwähnung geschah, pflegten sich seine Zeitgenossen stets ehrerbietig zu neigen, auch der Kriegs- und Domainenrath Krantz that es, obwohl er zu den Malcontenten jener Zeit gehörte — „einem Franzosen Namens Mourier die Erlaubniß, unter einem leinenen Zelte Kaffee, Bier und andere Refraichissements feil zu bieten. Dieses Zelt stand den ganzen Sommer über und wurde im Winter eingepackt und zur Stadt geführt, bis man diese Gebäude einrichtete. Erinnere mich ganz wohl noch des Tages aus meiner Jugend, da Mourier hier sein erstes Zelt aufstellte, hatte als Schild eine goldene Gans mit einem sehr aimablen Calembourg, stand nämlich darunter zu lesen: „mon oie (monnoye) fait tout!"

Der kleine Mann lachte lustig, der Kriegs- und Domainenrath aber brummte nachdenklich und verdrießlich: „wahr! wahr! Geld macht Alles!"

„Wenn der Herr Kriegs- und Domainenrath nichts dagegen haben, so macht eine Gans, wenn nicht Alles, so doch viel, wenigstens zuweilen!" bemerkte Wolchonsky mit Bedeutung.

„Sie meinen die capitolinischen Gänse?" fragte Krantz.

„Oh, nein!" brach der Salarienkassenrendant kurz ab und schaute suchend durch die Thür in's Freie.

Die Gespräche an den Tischen ringsum wurden sehr lebhaft geführt, es wurde tüchtig gekannegießert, und sehr bald konnte man auch hier den großen Gegensatz bemerken, der in den letzten Regierungsjahren des großen Frie-

brich durch das Preußische Volk ging. Voll Bewunderung für den König, oder, wie man ihn ausschließlich fast nannte, für den alten Fritz, waren Alle, mit wenigen Ausnahmen, und nur mit Erhebung und gerechtem Stolz wurde sein Name genannt, aber mit Ehrfurcht und Liebe gedachten des gewaltigen Fürsten fast nur die älteren Männer und Frauen, die jüngere Generation sprach von ihm mit Furcht, ja, oft mit Grauen. Man kann das am Ende langer Regierungen immer beobachten, die Jugend hofft auf die Zukunft, auf den Thronfolger, sie will die Zukunft, die Herrschaft der Vergangenheit ist ihr lästig. Das war in noch erhöhtem Maaße bei der Berliner Jugend der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Fall, sie hatten den großen König nicht jung gesehen, das blutige Trauerspiel der Jugend des Kronprinzen hatte sie nicht unmittelbar erschüttert, sie kannten nicht seine Jugendsiege in dem schlesischen Kriege, nicht die Glanzperiode seiner Regierung zwischen dem zweiten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege, sie waren nicht mit ihm eins geworden im Blut und im Unglück während der entsetzlichen sieben Jahre, sie kannten nur den strengen, alternden Monarchen, da auf der einsamen Höhe seines Ruhmes ein Gebieter über ihnen stand und immer mehr sein stolzes Herz, weich und empfänglich stets für Alles, was groß, gut und schön, in harte kalte Formen barg. Die Jugend von damals fürchtete und verehrte den König, aber sie murrte im Stillen über ihn, und der fanatische, fast das Gefühl verletzende, Jubel, mit dem die Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. begrüßt wurde, war wirklich der wahre Ausdruck von Gefühlen, die bei des Einzigen Lebzeiten nicht den Muth hatten, sich laut zu äußern.

Bei den älteren Leuten aber war dagegen auch die Verehrung für den großen Heldenkönig so fanatisch, daß sie selbst die leiseste und zahmste Opposition nicht dulden wollten und jeden Tadel Friedrich's als Hochverrath ansahen.

Der Kriegs- und Domainenrath Krantz, ein excentrischer Kopf, aber ein ehrenwerther Mann, paßte nicht in den starr gewordenen Formalismus der Fridericianischen Verwaltung, Friedrich verabschiedete ihn, aber er sah dem kühnen Manne, der seine Verwaltung derb genug in periodischen Schriften angriff, Vieles nach und Krantz verleugnete seine Bewunderung für die Person des Königs auch nirgend. Dennoch war Krantz in Berlin verschrieen, man nannte ihn einen incendiarischen Pamphletisten, und Viele, die dem schönen

geistreichen Manne sonst gewogen waren, gingen ihm aus dem Wege. Die Opposition war in Preußen noch nicht Mode.

Man wunderte sich in den Beamtenkreisen Berlins auch nicht wenig, den Salarienkassenrendanten Woldhonsky so oft und ganz öffentlich in der Gesellschaft von Krantz zu sehen, denn Woldhonsky war als einer der eifrigsten Patrioten und Verehrer des Königs bekannt und hatte die Ehre gehabt, der Person des Königs öfter zu nahen, weil sein Vater Zeugverwalter Friedrich's gewesen, als derselbe noch als Kronprinz das Schloß zu Rheinsberg bewohnte. Wir werden gleich sehen, warum der patriotische Salarienkassenrendant sich nicht von dem berüchtigten Pamphletisten zurückzog.

Krantz bemerkte es nicht, daß Woldhonsky immer ungeduldiger nach der Thür blickte und flüsterte ihm in's Ohr: „Hochgeehrter Herr und Freund, ich sehe mich leider abermals genöthigt, Dieselben mit der Bitte um ein Darlehen zu belästigen, obwohl ich eigentlich noch nicht weiß, wie ich's wieder erstatten soll — nein, es ist besser, gebt mir kein Geld, ich kann's nicht wieder bezahlen, ich brächte Euch darum, aber gebt mir Euren Rath — ich bin gewohnt, sorglos zu leben, ich verkümmere in Nahrungssorgen!"

Woldhonsky warf einen raschen Blick auf die reiche Kleidung seines Freundes und auf die eigene, so bescheidene, dann aber erwiderte er: „Der Herr Kriegs- und Domainenrath belieben zu scherzen, da es doch nur von demselben dependiret, sofort außer allen Sorgen zu sein!"

„Ich verstehe Sie nicht!" sagte Krantz verwundert.

„Wie judiciren der Herr Kriegs- und Domainenrath über eine Mariage?" fragte Woldhonsky lächelnd.

Krantz lachte und flüsterte: „Liebster Herr Salarienkassenrendant, ich bin fünfzig Jahre, alter Junggesell, verrufen in ganz Berlin als Pamphletist, welcher Vater gäbe mir seine Tochter, oder welches Mädchen nähme mich?"

„Hm!" meinte Woldhonsky trocken, „der Herr Kriegs- und Domainenrath sind fünfzig Jahre, sehen aber für ihr Alter noch sehr reputirlich aus, wissen das Aimable sehr zu zeigen. — Pamphletist! Hm! Die Weiber sind oft wunderlich, es könnte ja Eine eben die Absicht haben, den Herrn Kriegs- und Domainenrath zu bessern, und der königliche Titel ist auch von Importance, und ist's nicht ein Mädchen, so wär's vielleicht eine schmucke Wittfrau!"

„Sie sprechen so bestimmt", nahm jetzt Krantz das Wort, „daß ich Ihnen ernsthaft sagen muß, wie ich nicht geneigt bin, mich an eine alte Megäre zu verkaufen, trotz meines Elends; soll ich mich zu einer Mariage entschließen, so muß die Frau, Mädchen oder Wittwe, hübsch sein, denn ich kann mit Niemand leben, der mir Ekel einflößt, ferner muß sie eine gute Rennomée haben, denn ich achte mich selbst sehr hoch und meinen ehrlichen Namen dazu, endlich müßte sie wenigstens tausend fünfhundert Thaler Revenuen haben, denn so viel brauche ich, wenn ich mir nicht stets wie ein Hungerleider vorkommen soll!"

Wolchonsky entgegnete halblaut und fast mehr mit sich selbst, als mit Krantz sprechend: „Rennomée, irreprochable; Revenuen, laß sehen, unter zwei Tausend Thaler Zinsen hat sie gewiß nicht; nun, ob sie Denenselben hübsch genug ist, darüber mögen der Herr Kriegs- und Domainenrath anitzo selbst judiciren, dafern es demselben genehm!"

Mit den letzten Worten stand der Salarienkassenrendant auf und führte zwei Frauen an den Tisch, die eben eingetreten waren. Die ältere der beiden Frauen war schon sehr alt, aber tüchtig geschminkt und durch Schönpflästerchen nicht eben verschönt. Krantz war wüthend, denn er glaubte, Wolchonsky wolle sich einen Spaß mit ihm machen, als er ihm diese Dame vorstellte, und sprach: „Darf ich die Frau Bürgermeisterin Nehrhof aus Müncheberg dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Krantz präsentiren!"

Die alte Person knixte tief und schmunzelte kleinstädtisch freundlich, während Wolchonsky Krantz zuflüsterte: „Wittwe und schönes Vermögen!" So freundlich die alte Frau die Conversation begann, so steif blieb Krantz und sah sich schon nach einer passenden Gelegenheit zur Flucht um; er besann sich nur noch, ob er sich durch plötzliches Nasenbluten, oder durch irgend einen andern Zufall abrufen lassen sollte. Da sagte plötzlich eine recht angenehme Stimme: „Da mich mein Herr Schwager ganz abandonnirt, so muß ich mich selbst dem Herrn Kriegs- und Domainenrathe präsentiren, dieweilen ich die günstige Gelegenheit nicht zu negligiren denke, einem solchen Bel Esprit mein Compliment zu machen!"

„Ah!" rief der Salarienkassenrendant, schelmisch mit den Augen zwinkernd, „der Herr Kriegs- und Domainenrath pardonniren, Frau Johanne Wol-

chonsky, die Wittwe meines seligen Bruders, hat die Ehre, Denenselben ihr Compliment zu machen!"

Krantz schaute mit einer Art von Bewunderung auf, denn das war wirklich ein schönes Weib, was da vor ihm stand, obwohl es vierzig Jahre alt sein mochte; der großblumige Reifrock dieser Frau war kurz genug, um zwei allerliebste Füßchen sehen zu lassen und die Schleppe hing anmuthig über dem linken Arm; trotz des engen Schnürleibes und des aufgepauschten Busentuches von Flor, zeigte der Wuchs ein stattliches Embonpoint, das gepuderte Haar aber und das breite Kopfzeug mit niederhängenden Barben gaben dem runden, rothen Gesichtchen mit den frischen Lippen und den lebhaften braunen Augen einen außerordentlich pikanten Ausdruck.

Der Kriegs- und Domainenrath hätte gleich darauf geschworen, daß Frau Johanna Wolchonsky noch nie in ihrem Leben Schminke genommen, und er hätte keinen Meineid geleistet, denn ächt und natürlich war Alles an dieser Frau, ihre goldenen Ringe und ihr Schmuck eben so ächt, wie ihr ganzes Wesen natürlich.

Krantz beeilte sich, der Wittwe einen Stuhl zu bieten und sich dann neben ihr niederzulassen, Wolchonsky warf einen zufriedenen Blick auf das Paar und bemühte sich dann, in der wahren Höflichkeit jener Zeit, die Mutter seiner Schwägerin zu unterhalten.

„Der Herr Kriegs- und Domainenrath", begann die feurige Wittwe gleich, „sollen, wie mir communiciret, ein Gegner Seiner Majestät sein und in dero Schriften oft die Raisons des großen Königs nicht gelten lassen!"

„Man hat zu meinem allergrößesten Leidwesen Madame falsch berichtet", vertheidigte sich Krantz, „denn ich gehöre zu den Verehrern des großen Königs, wie er mit Recht genannt wird, aber ich tadele einzelne Maßregeln seiner Verwaltung!"

„Das kann ich nicht approbiren", fiel die Wittwe rasch ein, „denn der Herr Kriegs- und Domainenrath sollen erfahren, daß der König zu mehrerenmalen das Wort allerhöchstselbst an mich zu richten geruhet haben, ich kenne den König und weiß, daß er allein Alles besser versteht, als die andern zusammen, und sollten sich die königlichen Diener auch zuweilen in der Executirung seiner Ordres irren, so darf ein guter Patriot deshalb noch nicht schelten und Schriften an's Licht stellen, welche der Rennomée des großen Königs zum

Abbruch dienen, nein, ich bin persuadiret, daß der Herr Kriegs- und Domainenrath, wenn dieselben die Sache in fernerweite reifliche Ueberlegung nehmen, ihre Gegnerschaft nicht fürder mainteniren werden!"

Krantz war sehr glücklich, denn aus dieser hitzigen Vertheidigung des großen Königs nahm er ab, daß dieses schöne Frauenzimmer die Wittwe sei, von der Woldhonsky zuvor geredet, er gab sich darum auch ohne Rückhalt den Einwirkungen der Reize hin, welche sich Frau Johanna reserviret, und spielte den Galanten so unübertrefflich, daß er mit Sturmschritt auf das Herz der Wittwe eindrang, das, ihm gegenüber von Anfang an schlecht verwahrt, gar bald die weiße Fahne aufsteckte und Chamade schlug.

Als es Zeit war, nach der Stadt zurückzukehren und der Salarienkassenrendant bescheidentlich daran erinnerte, sah ihn Krantz mit einem fast verweisenden Blicke an, dann stand er auf, bot seiner Dame sittig den Arm, welche anmuthig drei Finger darauf legte, und so wanderten Beide nach der Stadt, ohne sich um Woldhonsky und die Müncheberg'sche Bürgermeisterin, noch um sonst wen, zu kümmern. Desto mehr bekümmerte man sich um sie, und alle Leute verdachten es der vermöglichen Kaufmannswittwe, daß sie sich mit dem gefährlichen Patron, dem incendiarischen Pamphletisten, so weit eingelassen, und Viele schalten über den Leichtsinn der Mutter und des guten Woldhonsky, daß sie solches zugegeben.

Einige Wochen später sah man den Kriegs- und Domainenrath Krantz wieder im Thiergarten, dieselbe runde hübsche Frau am Arm, dieses Mal aber ging weder die Mama von Müncheberg, noch der Salarienkassenrendant hinter dem Paar her, viele Leute aber riefen den Vorüberschreitenden zu: „Serviteur, Frau Kriegs- und Domainenräthin!"

Krantz hatte wirklich die schmucke Wittwe geheirathet, schrieb Lebtage keine Pamphlets wider Friedrich's Verwaltung mehr, und zeigte in dem traurigen Jahre 1806 und später, was für einen festen, unerschütterlichen Patrioten Frau Johanna aus dem Malcontenten von 1786 gemacht.

Ja, ja, aus einem Malcontenten von 1786 schneidet man noch immer ein Dutzend Patrioten von heute, Gott sei's geklagt! —

Von König Friedrich Wilhelm II.

Die Königliche Familie nebst den Hofstaaten war im Berliner Schlosse in den Appartements des Königs, im zweiten Geschoß nach dem Lustgarten belegen, versammelt. Es war während der Rheincampagnen, der König hatte eben Depeschen von der Armee erhalten und sprach in dem einen Zimmer angelegentlich mit seinem Liebling, dem General Bischoffswerder. Die Hofleute standen in respectvoller Entfernung, oder hatten sich im andern Gemach um einen hochlehnigen Stuhl gruppirt, auf welchem eine alte Dame saß, deren Augen vor Alter zwar die Farbe, aber nicht ganz das Feuer verloren hatten; sie trug eine schwarze Robe und über dem grauen Haar und dem alten welken, aber weißen Antlitz einen schwarzen Spitzenschleier, dessen herabhängende Zipfel unter dem noch vollen runden Kinn zusammengeknüpft waren, während der dritte Zipfel in den Nacken und der vierte tief in die Stirn niederfiel. Diese Dame, die einen goldenen, mit Diamanten besetzten Krückstock in der Hand hielt, war Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, Königin von Preußen, die achtzigjährige Wittwe des großen Friedrich. Neben dieser greisen Fürstin saßen die Prinzessinnen Heinrich und Ferdinand, noch ganz in das Hofcostume des großen Monarchen gekleidet, hoch aufgesetzt und von Brillanten blitzend. Hinter dem Stuhl der verwittweten Königin, in schiefer Linie halb rechts, standen vier oder fünf Tabourets für den Hofstaat, der fast eben so ehrwürdig war, wie die Königin selbst; auf dem ersten saß die Obersthofmeisterin von Kannenberg, eine Dame, vor der selbst der große Friedrich Respect hatte, und Fräulein Juliane von Brandt, einst eine gefeierte Schönheit; beide Damen waren noch älter, als die Königin. Die Jüngste in diesem Hofstaat war Fräulein von dem Knesebeck, aber auch



W. Scholz gez.

diese war noch unter König Friedrich Wilhelm I., also vor länger als fünfzig Jahren, Hofdame geworden.

Jetzt trat der Hofmarschall der Königin, Baron von Dorville, vor und bat um Erlaubniß, ihr seinen Neffen, den Cornette von der Marwitz vom Regiment Gensd'armes, vorstellen zu dürfen.

Der junge Officier verbeugte sich tief, die alte ehrwürdige Dame nickte ihm herablassend zu und sagte dann in mütterlichem Tone ermahnend: „Er ist recht jung Officier geworden, muß seinem Namen Ehre machen!“

Christine Elisabeth nannte noch alle Leute „Er.“

Jetzt trat ein Herr von Massow vor und rühmte, um sich angenehm zu machen, oder um die Königin im Voraus über den Verlust ihres Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Braunschweig zu trösten, der am Rhein schwer verwundet worden war (derselbe, der 1815 bei Quatrebras fiel), die Bravour, die der junge Prinz im Gefecht bewiesen. Die Königin aber ärgerte sich und sprach hitzig: „Dummer Kerl! dummer Kerl! brav gewesen! brav gewesen! Alle Prinzen von Braunschweig sind brav! Mein Neveu auch nicht aus der Art schlagen! Ich auch 'ne Prinzeß von Braunschweig!“ Es war für sie die höchste Beleidigung, der Bravour ihres Hauses auch nur zu erwähnen, weil sie sich ganz von selbst verstand.

Christine Elisabeth ließ auch immer die lutherischen Pröpste von St. Nicolai und Marien in ihrem Zimmer vor sich predigen. Wie nun nach dem Tode Friedrich's des Großen im Kirchengebet die Stelle: „Vornehmlich laß Deine Gnade und Barmherzigkeit groß werden über Deinen Knecht, unsern allertheuersten König“, dahin verändert wurde, daß es hieß, „über Se. Majestät“, und die gleich folgende Stelle: „sonderlich wollest Du ihm zu seiner Regierung geben: ein weises Herz, königliche Gedanken, heilsame Rathschläge, einen tapfern Muth, starken Arm, verständige und getreue Räthe, gehorsame Unterthanen u. s. w.“ ganz weggelassen wurde, da stellte sie den Propst Zöllner ärgerlich zur Rede und auf seine Erwiderung, daß es auf Befehl geschehe, sagte sie: „ganz unbegreiflich! Mein seliger Herr gewiß ein großer König, ein Herr von großen Gaben! Doch niemals hochmüthig gewesen, immer Knecht Gottes geheißen! Auch gewiß immer Königliche Gedanken gehabt, sehr weise Rathschläge, sich doch nicht geschämt, immer

um mehr zu bitten. Begreife nicht, wie mein Neven, der jetzige König, sich leichter davon passiren kann."

Die Königin unterhielt sich ziemlich laut mit ihren Damen, die Prinzeß Ferdinand plauderte mit dem Hofmarschall, Baron Dorville, und die Prinzeß Heinrich, eine geistreiche Dame von großer, edler Gestalt, die höchst liebenswürdig sein konnte, examinirte den Cornette von der Marwitz, ehrfurchtsvoll und bescheiden beantwortete der junge Mann die an ihn gerichteten Fragen.

„Warum heißen Sie nicht von Marwitz, wie andere Edelleute, was soll das heißen, von der Marwitz?" fragte die Prinzessin.

„Königliche Hoheit", antwortete der junge Officier, „die Familie hat ihren Namen von Einer von Marwitz und —"

„Wie das? erzählen Sie mir!"

„Königliche Hoheit", erzählte der Cornette, „das ganze Geschlecht Derer von Marwitz war ausgestorben bis auf eine einzige Jungfrau; wie diese nun einen Bewerber fand, ward sie traurig darüber, daß ihr Namen, Stamm und Geschlecht vergehen sollte von der Erde mit ihr; darum reisete sie an des Kaisers Hof, stellte ihm beweglich ihren Gram vor, warf sich ihm zu Füßen, weinte und raufte sich das Haar und bat flehentlich, der Kaiser möge erlauben, daß, wenn ihre Ehe gesegnet würde, ihre Söhne Namen und Wappen Derer von Marwitz führen dürften." Das erlaubte ihr der Kaiser, und als sie denn wirklich Söhne geboren, da befahl er, daß selbige von der Marwitz, als von Einer von Marwitz stammend, heißen sollten; zugleich änderte und besserte er auch das alte Wappen. Der goldene Stamm im blauen Felde mußte neue Sprossen treiben (revirescit) und als Helmschmuck führte man seitdem zwischen den kaiserlichen Adlerflügeln eine wachsende Jungfrau, welche die Hände erhebt; einige Genealogen sagen, sie raufe sich das Haar, Andere behaupten, sie setze sich den Brautkranz auf, Ew. Königl. Hoheit bemerken, daß Beides richtig sein kann!"

„Ah, das ist hübsch!" sprach die Prinzeß Heinrich huldreich und erhob sich.

Der Hof wurde entlassen.

Eine Stunde später etwa saß König Friedrich Wilhelm II. in seinem

Cabinet allein mit dem alten braven Feldmarschall von Möllendorf, dem klugen, schlauen und ehrgeizigen General von Kalkreuth und seinem geistvollen, aber hochfahrenden Günstling, dem General von Bischoffswerder. Man berieth, ob der Krieg gegen Frankreich fortgesetzt werden solle, oder nicht. Der König war es müde, sich von seinen Bundesgenossen, den Oestreichern und Engländern, mißbrauchen zu lassen. Seine Armee war siegreich, sie siegte in großen Schlachten, wie bei Kaiserslautern und Pirmasens, über die Franzosen, und doch sah man keine Frucht daraus für Preußen hervorgehen, weil die lieben Alliirten, die Engländer und Oestreicher, die Vortheile, welche Preußen ersiegte, nur für sich ausbeuten wollten. Preußen war also nicht abgeneigt, einen Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen, während England und Oestreich das Mögliche aufboten, Preußen bei der Coalition zu erhalten. England hatte deshalb einen jungen Diplomaten, Mylord Spencer, mit ausgedehnten Vollmachten nach Berlin geschickt.

Ueber diese wichtige Angelegenheit wurde im Cabinet berathen. Während der Berathung hörte man plötzlich drei Mal leise an die verkleidete Thür klopfen, der König winkte und General Bischoffswerder öffnete, an der Thür stand der Kammerdiener Rietz, einer der besonderen Lieblinge des Königs, er flüsterte dem General einige Worte zu, der sofort dem Könige Mittheilung machte.

„So spät in der Nacht?“ fragte Friedrich Wilhelm verwundert und erstaunt. Doch er erhob sich und befahl den Herren, ihn zu erwarten.

Nach einer halben Stunde etwa kam der König zurück, sein Gesicht war hochroth, man sah, er war zornig: „Messieurs“, sagte er und knitterte einen Brief in der Hand: „Mylord Spencer scheint alle Leute für eben so schlecht zu halten, als er selbst ist, und denkt, mit Geld sei Alles zu machen, er hat an Madame Rietz geschrieben und ihr 200,000 Pfund Sterling (über eine Million) geboten, wenn sie mich bewegen könne, mit einer größern Macht und ganz im Willen Englands den Krieg gegen Frankreich fortzuführen, Madame Rietz hat mir so eben den Brief des unverschämten Engländers gebracht und mir dadurch einen neuen Beweis ihrer Treue gegeben.“

Danach dauerte die Berathung nur noch kurze Zeit, am andern Morgen erhielt Mylord Spencer seine Pässe, der Abschluß des Separatfriedens

wurde beschleunigt und Madame Rietz, die ehemalige Geliebte des Königs, wurde zur Gräfin von Lichtenau erhoben *).

Friedrich Wilhelm II. war ein gewaltiger Held, groß und riesenstark, den Krieg hatte er unter dem größten Kriegsmeister, seinem Oheim, dem alten Fritz, gelernt, und so gut gelernt, daß der große König im Bairischen Erbfolgekriege einst zu ihm sagte: „Prinz, umarmen Sie mich, Sie sind nicht mehr mein Neffe, Sie sind mein Sohn!“ Im Kriege gegen die französische Republik theilte er Mühen und Gefahren mit dem Geringsten seiner Grenadiere. Bei der Beschießung von Arconnes hielt Friedrich Wilhelm II. hoch zu Roß mit seinem Kronprinzen (nachmals König Friedrich Wilhelm III.) mitten unter den Preußischen Kanonen. Die feindlichen Kugeln schlugen vor und dicht neben den Pferden in die Erde.

„Ew. Majestät exponiren Sich zu sehr!“ baten der Kronprinz und die Generale.

„König Friedrich“ antwortete der Monarch, „hat sich oft noch weit mehr ausgesetzt, aber freilich, es wäre ein Triumph für diese Republikaner, wenn sie auch noch den König von Preußen niederschießen könnten, nachdem sie ihren eigenen König, meinen Bruder, von Frankreich so schmachvoll hingemordet.“ Dennoch ritt der König mit seinem Kronprinzen nicht aus der Schußlinie, sondern auf die andere Seite der Batterie. Dort aber schlugen die Kugeln, wo möglich noch dichter, ein. „Majestät“, bat der Kronprinz seinen Vater, „befehlen Sie doch, daß ich allein hier bleibe!“ Der König lächelte und sprach: „Nein, lieber Sohn, ich muß hier bleiben, um der Zeuge Deiner Kaltblütigkeit zu sein!“

So war König Friedrich Wilhelm der Zweite, der oft schwer verkannte, meist ungerecht, nicht beurtheilte, sondern kurzweg verurtheilte Monarch, von ihm gilt, wie beinahe von keinem Andern, das Wort des Dichters: „Seine Tugenden und glänzenden Eigenschaften waren sein und eigen, seine Fehler und Gebrechen aber die Fehler und Gebrechen seiner Zeit.“

---

*) Der treffliche General von der Marwitz sagt von dieser Affaire in seiner kernigen Sprache: „Das Weibsbild, nämlich die Rietz, aber war dem Könige treu und hatte Preußische Ehre im Leibe, daher gab sie den Brief dem Könige.“

Es ist kaum glaublich, wie man Friedrich Wilhelm II. verkannt hat, er allein unter allen Fürsten trat mit ritterlichem Muth der französischen Republik der Schande und Blutschuld gegenüber, er allein wollte aufrichtig seinem „Bruder von Frankreich“ helfen, ihn retten, ihn rächen. Während alle andern Mächte, in diesem Falle verbrecherisch eigensüchtig, in's Geheim ihren Vortheil verfochten, focht er, ein ächter Ritter, ehrlich und treu, ohne Nebenzweck, Jahre lang für die ewige Satzung der Legitimität, die er damals schon erkannte. Und er focht selbst, und focht wie ein Held und ein Feldherr; die Heere der Republik, die Oestreichs Cohorten niederwarfen, sie können sich keines Sieges über Preußische Waffen rühmen, und die Siege von Pirmasens und Pirmasens, von Kaiserslautern und Meckenheim, sie sind der Siege der Armee des großen Friedrich vollkommen würdig, endlich als Friedrich Wilhelm der Zweite starb, da hinterließ er Preußen an Umfang so groß, wie es vorher nie war und wie es nicht wieder geworden ist, bis auf den heutigen Tag.

Wahrhaftig, es steht uns wohl an, heut den Namen und Ruhm eines solchen Königs gering zu achten!

Friedrich Wilhelm war galant gegen Damen, wie ein ächter Ritter, Großmuth war eine der hervorstechendsten Eigenschaften seines Charakters. Als die Königin Louise ihren Geburtstag, den zehnten März, im Jahre 1794 zum ersten Male als Kronprinzessin von Preußen in Berlin feierte, waren König, Hof und Stadt Berlin eifrig bemüht, glänzende und freudige Ueberraschungen für dieses Fest zu bereiten. Ehren, Huldigungen, Geschenke aller Art. Friedrich Wilhelm II. schenkte ihr das Schloß Oranienburg, das er für sie hatte neu und prachtvoll einrichten lassen. Er gab es ihr gern vor Allen, denn es war seines Vaters August Wilhelm's, des Prinzen von Preußen, Schloß gewesen. Alle Wünsche Louise's waren in großartigster Weise erfüllt. Friedrich Wilhelm II. aber fragte bei der Gratulation gleich, ob seines ältesten Sohnes geliebte Gemahlin noch einen Wunsch habe. Louise erröthete lieblich und sagte leise: „ach ja, noch eine Hand voll Gold für die Armen in Berlin!“

„Und wie groß ist diese Hand voll Gold?“ fragte Friedrich Wilhelm lächelnd.

„So groß, wie König Friedrich Wilhelm's Herz!“ versetzte Louise rasch.

Die Armen Berlins haben sich selten eines so reichen Geschenkes zu erfreuen gehabt, wie an diesem Tage.

Von der gewaltigen Stärke des Königs weiß man, daß er seinen Kammerdiener Rietz, der selbst ein Riese war, mit einem Druck zu Boden stürzen konnte.

Seit dem Jahre 1796 kränkelte der König, er wurde so mager, daß er nicht wieder zu erkennen war. Am 25. September 1797 erschien er noch auf dem Ball, den er an diesem Tage zur Feier des Geburtstages der Königin zu geben pflegte. Er sah aus wie ein Schatten und konnte kaum noch gehen, dennoch blieb er über eine Stunde und unterhielt sich, wenn auch matt, so doch fein, wie immer, mit den Prinzessinnen, den Frauen seiner Söhne. Er glaubte sich nicht so krank, als er war, und brauchte Geheimmittel, die ihm noch mehr geschadet haben sollen. Man versichert, er habe aurum potabile, trinkbares Gold, zu sich genommen. Er starb im Marmorpalais am 16. November 1797 nach langen, schweren Leiden.

In Berlin wußte man, daß das Ende des Königs nahe, Viele trugen ungeheuchelt Trauer, obwohl es auch bei diesem Todesfall nicht an Leuten fehlte, die in sträflicher Weise ihre sanguinischen Hoffnungen für die Zukunft zur Schau trugen. Es war ein heller Tag und Unter den Linden wimmelte es von Spaziergängern, plötzlich kam der General von Götze, Kommandant von Berlin, blos von einer Ordonnanz begleitet, von seiner Wohnung heraufgejagt, in voller Carriere nach dem Brandenburger Thore. Kaum war er daselbst angekommen, so gingen die fünf großen Thore zu, Niemand konnte mehr herein, Niemand mehr heraus. Jetzt wußte Jeder, daß König Friedrich Wilhelm der Zweite versammelt war zu seinen Vätern.

Innerhalb einer Viertelstunde war die Hauptstadt vollständig gesperrt, die Regimenter versammelten sich auf verschiedenen Plätzen und schwuren unter Hurrah- und Hochrufen Sr. Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten den Eid der Treue.

Uebrigens wunderte man sich, daß der neue König sich Friedrich Wilhelm der Dritte nannte, man wußte, daß er die Absicht gehabt habe, sich Friedrich der Dritte zu nennen, es war ihm aber in Potsdam, ohne daß er einen Befehl deßhalb gegeben hatte, unter dem Namen Friedrich Wilhelm gehuldigt worden, und in seiner Bescheidenheit soll er gesagt haben:

„Mag auch wohl leichter sein, Friedrich Wilhelm zu heißen, als Friedrich.“

Die Leiche Friedrich Wilhelm's des Zweiten war im königlichen Schlosse in Berlin in Parade ausgestellt. Der Leichenzug ging vom Schlosse, durch die Schloßfreiheit nach dem Dom. Vor dem Sarge trug der General-Feldmarschall von Möllendorf das Reichspanier, hinter dem Sarge die zwölf Staatsminister die Reichsinsignien, Krone, Scepter, Reichsapfel, Schwert, Churhut u. s. w. Der Sarg wurde von acht Generalmajors in die Kirche getragen, acht Generallieutenants hielten die Schnüre des Leichentuches. Der königlichen Loge gegenüber war ein Katafalk zwölf Stufen hoch aufgerichtet, auf diesen wurde der Sarg niedergesetzt. Der Feldmarschall stand mit dem Reichspanier zu Häupten des Sarges, der Generaladjutant von Bischoffswerder aber mit gezogenem Degen zu Füßen des Sarges als Leichenwacht. Die Staatsminister standen, auf jeder Seite sechs, neben dem Sarge, und legten die Reichsinsignien auf die Tabourets. Als nun die Trauerrede gehalten und die Trauerhymne von der ganzen Kapelle gesungen worden war, da wich Alles zurück vom Sarge des Monarchen, nur der Generaladjutant, General Bischoffswerder trat an die Mitte des Sarges und legte seine Rechte darauf, da versank er mit ihm in die Tiefe des Gewölbes unter der Kirche, während das Rollfeuer der Kanonen und das Knattern der Gewehrsalven Gesang und Orgelklang übertönten und die Mauern des Domes erbeben machten.

Es soll etwas mächtig Erschütterndes gehabt haben, den allmächtigen Günstling des Königs, den General von Bischoffswerder, sich so scheinbar mit seinem todten Herrn begraben zu sehen!

Louise und Berlin.

1) Der 23. December 1793.

Am 23. December war's im Jahre 1793, einem winterlich hellen Sonntage, da sah's in der Hauptstadt aus, als sei ganz Berlin ausgezogen, um auf der Potsdamer Chaussee bis nach Schöneberg zu kampiren. Heute sollten die hohen Prinzessinnen Louise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz ihren feierlichen Einzug halten in Berlin als verlobte Bräute des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. und dessen Bruders, des Prinzen Ludwig von Preußen.

Seit zehn Uhr Morgens hielten links von der Chaussee die Zünfte, Gilden und Corporationen Berlins hoch zu Roß mit gezogenen Degen, denn sie wollten von hier aus den fürstlichen Bräuten voran reiten. Rechts von der Chaussee hielten die Gardes du Corps in Gallauniform. Der Hofmarschall des Kronprinzen, Herr v. Massow, hatte in Schöneberg erst einen Etikettestreit zu schlichten, denn die Corporationen der Bürgerschaft wollten es durchaus nicht leiden, daß dem Staatswagen der fürstlichen Bräute der Wagen der Kammerherren vorausfahre, wie es herkömmlich, weil es sonst den Anschein gewinnen könne, „als habe die Bürgerschaft die Kammerherren und nicht die Prinzessinnen eingeholt." Dem Hofmarschall von Massow gelang es, die Kavaliere zum Nachgeben zu bewegen. Um 1 Uhr kamen die Prinzessinnen unter dem brausenden Jubelrufe der ungeheuren dort versammelten Menschenmenge in Schöneberg an, und ein neues Gespann von acht Pferden aus dem königlichen Marstall wurde vorgelegt. Während dieses geschah, defilirten die Züge der

berittenen Bürgerschaft und die Führer erbaten sich am Schlage die Erlaubniß, vorreiten zu dürfen, was die fürstlichen Bräute in huldvollster Weise gestatteten. Nun eröffneten sechs königliche Postsecretaire, an der Spitze von 40 blasenden Postillons, die sämmtlich neu uniformirt waren, den Zug. Ihnen folgten die Corps der Berliner Frachtfuhrleute, blau gekleidet, dann das Schlächtergewerk, ebenfalls blau, die Schützengilde, grün mit Pfirsichblüthenfarbe, ein Corps junger Bürgersöhne in altdeutscher Rittertracht, die vereinigte Brauer- und Brennergilde, blau gekleidet, zwei Züge junger Kaufleute und endlich die drei Gilden der Berliner Kaufmannschaft, blau mit ponceauroth. Dann folgte der Staatswagen mit den fürstlichen Bräuten, dann der Staatswagen, in dem die greise Großmutter und der Vater der Fürstinnen saßen, und die Equipagen des Gefolges. Die Gardes du Corps schlossen den Zug. Am Potsdamer Thore empfing der Magistrat der Hauptstadt die Fürstinnen. Die Leipzigerstraße hinunter bis zur Ecke der Wilhelmsstraße machten vier Compagnien der bewaffneten Berliner Bürgerbrigade Spalier, das Spiel wurde gerührt, die Fahnen senkten sich zum ehrenden Gruße, aus allen Straßen, aus allen Fenstern scholl ein nie endender Jubelruf den Einziehenden entgegen. In der Wilhelmsstraße machten die andern zwei und zwanzig Compagnien der Bürgerbrigade Spalier, die, nachdem der Zug vorüber war, rechts und links zusammenschwenkten und sich ihm anschlossen. Am Ausgang der Linden, da, wo sich jetzt das Reiterbild des großen Friedrich erhebt, war eine prächtige Ehrenpforte erbaut. Es war ein Triumphbogen, 40 Fuß breit und 60 Fuß hoch, mit einem Hauptportal in der Mitte, wo ein doppelter Myrthenkranz schwebte und mit zwei Seitengängen, die, trotz der Winterzeit, in dem reichsten Blumenflor prangten. Acht gekuppelte korinthische Säulen, mit grünem Laub umwunden, trugen ein Frontispiz, wo Genien mit Guirlanden Hymens Bildsäule umkränzten. In dem bekränzten Fries des Hauptsimses darüber las man die Worte: „Freude des getreuen Volkes.“ Die Spitze aber wurde von zwei Statuen der Freundschaft und der Einigkeit gekrönt, zu deren Füßen geschrieben stand: „Gleiche Freundschaft, gleicher Liebesbund.“ Ueber den Seitengängen hingen zwei bekränzte Rundgemälde. Auf dem zur Linken legte der Gott der Ehe zwei Myrthenkränze auf den Altar Preußens nieder. Die Inschrift lautete: „Dem Doppelpaare!“ Zur Rechten sah man die Stadt Berlin, mit der Mauerkrone

und dem Stadtwappen auf dem Schilde, einen Weinstock pflanzen. Die Inschrift lautete: „Künftige Hoffnung!“ Dreißig Knaben der französischen Colonie standen hier in grünen Kleidern mit Kränzen in der Hand und weiter 54 kleine Mädchen, Töchter Berlinischer Bürger, in weißen Kleidern, mit rosenrothen Gürtelbändern und grünen Kränzen in den Haaren. Ein kleines, liebliches Mädchen trat aus dem Kreis der Gespielinnen hervor und redete die Braut des Kronprinzen mit kindlicher Anmuth in folgenden Versen an:

Jüngst, als Er von uns ging, die Hyder zu bezwingen,
Die sich am Seinestrand erhebt,
Da riefen wir: „Wer schützt, wenn ihn mit Rabenschwingen
Der Todesengel dort umschwebt?“
Da bebten wir und fleh'ten auf zum Himmel;
Es schwamm in Thränen unser Blick.
Erhört ward unser Fleh'n; aus blut'gem Schlachtgetümmel
Kam Er, mit Sieg gekrönt, zurück.
Er kam! wie jauchzten wir dem Helden nicht entgegen!
Er sah uns, lächelte und sprach:
„Belohnt ist eure Treu', belohnt durch reichen Segen,
„Und eurem Gram folgt Wonne nach.
„Nicht Lorbeer'n bring' ich nur für euch aus jenem Streite;
„Der Sieger selbst erlag im Streit.
„Bald zeig' ich glücklich euch die reizendste der Bräute,
„Voll hoher Menschenfreundlichkeit.“
Und Du erschein'st; es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als uns'rer Treue erster Sold.
O, nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.
Vergiß, was Du verlor'st; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil Dir! der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!

Die fürstliche Braut war so hingerissen von ihren Empfindungen, daß sie sich, dem raschen Zuge ihres bewegten Herzens folgend, zu dem Kinde niederneigte, es in ihre Arme schloß und auf Stirn und Mund küßte.

Von der Ehrenpforte bis zum Schlosse standen wieder zwei Reihen der Berliner Gewerke mit ihren Fahnen, die sich dem Zuge, sobald er vorüber war, ebenfalls anschlossen.

Im Schlosse wurden die Bräute von ihren hohen Verlobten, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig, empfangen.

König Friedrich Wilhelm II. hatte dem Zuge von einem Fenster des Schlosses entgegengeblickt und sich besonders auch über die musterhafte Ordnung gefreut. Er sprach in einem besondern Cabinetsschreiben der Bürgerschaft Berlins darüber seine Anerkennung aus.

Am 24. December, am Weihnachtsabend, 1793 fand die Vermählung im königl. Schlosse zu Berlin statt. Als der König bei der Vermählungsfeier fast nur Staatsuniformen sah, zürnte er und wollte die Berliner Bürgerschaft von dem hohen Familienfeste nicht ausgeschlossen wissen. Deshalb befahl er zur Vermählung des Prinzen Ludwig, die am 26. December stattfand, keine Einlaßkarten auszugeben. In Folge dieses Befehls füllten sich denn am 26. December die Gemächer und Räume des Schlosses dergestalt, daß oft kaum ein schmaler Durchgang für die höchsten und allerhöchsten Herrschaften zu gewinnen war. Durch die Folgen dieses freundlichen Befehls litt Niemand mehr, als der gütige Monarch selbst. König Friedrich Wilhelm II. war von hoher, stattlicher Gestalt, wie fast alle Hohenzollern, ein königlich schöner Mann, namentlich in seiner Jugend. Damals aber war er schon sehr stark und sah an jenem Abend keine Möglichkeit, mit seiner Dame, der Königin Elisabeth, der greisen Wittwe des großen Friedrich, durch das Gedränge zu kommen. Die zunächst stehenden Bürger hätten ihm gern Platz gemacht, aber die Menge der Gäste war zu dicht. Gemüthlich rief der König den Bürgern zu: „Braucht euch nicht zu geniren, Kinder! Der Brautvater darf sich heut nicht breiter machen, als die Brautleute!“ und damit gebrauchte Se. Majestät tapfer den linken Ellenbogen und brachte die Königin Elisabeth, heiter lachend, durch das Gedränge.

---

2) Die Franzosen in Berlin.

Mit gefurchter Stirn und trübem Blick trat der Altmeister des Fleischergewerks gegen 9 Uhr Abends am 27. October 1806 in seine Wohnung in der Kanonierstraße.

„Na, wie ist's, Vater?" rief ihm seine alte, aber immer noch runde, rothwangige Ehehälfte ängstlich neugierig entgegen.

„Wie steht's, Vetter?"

„Wie ist's, Meister?"

„Sprechen Sie doch, Herr Meinerd!"

So klang es rings um den Eingetretenen, der aber schüttelte unwillig mit dem Kopfe und legte den Hut und den Rohrstock bei Seite, dann erst sprach er gewichtig: „Schlimm ist's, schlimmer steht's, am schlimmsten geht's, ach! unser armer König, unsere arme Königin!"

Ein tiefer Schmerz malte sich auf den Gesichtern aller Anwesenden, und die weiche Meisterin weinte helle Thränen.

„Ja", fuhr der Meister traurig fort, „immer dicker wird die Einquartierung, sie sagen, es käme noch ein Marschall mit seinem Corps in die Stadt; im Lustgarten haben sie die Stangen weggebrochen, damit die Garde vor dem Fenster des französischen Kaisers paradiren kann, im Zeughause, daß sich Gott erbarm', da sieht's aus, eine Feldschmiede haben sie drin errichtet und der Rauch dampft zu allen Fenstern heraus, die lieben Kirchen liegen voll Parlewuhs und das Vieh frißt seinen Haber vom Altar. Wie wir heute früh vor den Fürsten Hatzfeldt gefordert wurden, da hatte der Fürst einen Brief von dem Commandanten, General Hulin, worin dieser verlangte, heute Abend müsse die ganze Stadt glänzend erleuchtet werden, weil heute der Kaiser in Berlin einziehe, der Wohlthäter des Menschengeschlechtes und der Freund des Friedens —"

Der alte Bürger machte eine bezeichnende Pause, dann fuhr er fort:

— „um zwei Uhr standen wir schon, der ganze Magistrat und alle

Beamten und die Schützengilde in ihrer Uniform am Brandenburger Thor, um den französischen Kaiser zu empfangen, so hatte es General Hulin befohlen und wir mußten gehorchen; Mutter, wie ich so da stand und an den alten Fritz denken mußte, da kam mir das salzige Wasser in die Augen und rings um mich herum sah ich nichts, als bleiche, ängstliche, betrübte oder zornige Gesichter; unser König kommt siegreich doch zurück! sagte ich zu dem Stadtsyndicus, der neben mir stand; ja, er kommt siegreich zurück! antwortete mir der, und das ist jetzt mein Evangelium. Rings um uns war Alles voll französischer Soldaten und in langen Zügen trabten die französischen Kürassiere an uns vorbei, die sich rechts und links auf der Chaussee aufstellten vom Thor bis an den Stern. Es waren zehn Regimenter, von den Divisionen Nansouty und d'Hautpoult. Wie sie vorüber ritten, denkt Euch, da schrie der alte Kriegs- und Domainenrath Krantz mit einem Male ganz laut, „das sind dieselben Franzosen, die der alte Fritz bei Roßbach jagte!" Die um den Kriegs- und Domainenrath standen, drückten ihm herzhaft die Hand. Endlich wirbelten die Trommeln und das Spiel wurde gerührt. So was, wie eine Schwadron Reiter jagte durch's Thor, sie waren wie Türken angezogen, das waren die Mamelucken des französischen Kaisers, die er sich aus Aegyptenland mitgebracht, dann kam der Marschall Lefebvre und hinter ihm die Jäger und Grenadiere der Fußgarde. Was wahr ist, wunderschöne Soldaten, gar nicht so, wie die kleinen, zerlumpten Kerle, die erst hier einmarschirten, hinter ihnen aber kam der Kaiser. Ein kleiner Mann auf einem hohen Pferde mit einem gelben Gesichte, in grüner Uniform, sah so zu Pferde gar nicht besonders aus. Der Stadtsyndicus erklärte mir die Andern, die hinter dem Kaiser ritten. Das waren der Generalquartiermeister Berthier, die Feldmarschälle Davoust, Augereau und Bessières, der Großmarschall Düroc und der Oberstallmeister Caulaincourt. Hinter dem Kaiser kamen die Jäger und Grenadiere seiner Garde zu Pferde. Unter dem Thor hielt der französische Kaiser einen Augenblick und der General Hulin sprach einige Worte, Bonaparte antwortete nicht, sondern winkte nur mit der Hand. Darauf jagte der Großmarschall Düroc in vollem Galoppe die Linden hinunter, General Hulin aber setzte sich an die Spitze des Zuges und führte seinen Kaiser nach dem Schlosse. Wir alle mußten mit im Zuge, es war ein großes Gedränge, aber es herrschte eine tiefe Stille, wie bei einem Leichenzuge. Zu-

weilen schrieen einige Leute, die General Hülin, wie der Herr Stadtsyndicus für bestimmt sagte, dazu für theures Geld gemiethet hatte, „es lebe der Kaiser!" Der Klang war erschrecklich dünn, besonders, wenn die Grenadiere und Garden dann mit dem brausenden Rufe: „vive l'empereur!" antworteten. Die Fenster unter den Linden waren dicht mit Frauen besetzt, die meisten weinten und trockneten ihre Augen mit den Tüchern. Denn sie hatten alle weiße Tücher in der Hand, General Hulin hatte dem Fürsten Hatzfeldt nämlich befohlen, er solle dafür sorgen, daß in den Fenstern geputzte Frauen stünden, die dem Kaiser mit weißen Tüchern entgegen winkten. So zog Bonaparte in Berlin ein. Am Lustgartenportale stieg er vom Pferde und der Großmarschall Düroc führte ihn nach den Gemächern Sr. hochseligen Majestät des Königs Friedrich Wilhelm II., die für ihn in Bereitschaft gesetzt waren. Wir standen während dieser Zeit unten im Hofe, die Herren Minister und Präsidenten ebenfalls. Nach einer Stunde etwa wurden wir hinauf geführt, ich habe nur nicht Alles verstanden, was der französische Kaiser sagte, aber das weiß ich, daß er ganz anders war, wie ein ordentlicher König, er schalt, er schimpfte, wir fürchteten uns; zu dem Herrn Fürsten von Hatzfeldt sagte er: „ich kann Sie nicht brauchen, gehen Sie auf Ihre Güter!" Gegen unsern König und gegen unsere Königin aber stieß er Worte aus, die er vor Gott nie verantworten kann, wir konnten es kaum ertragen, Mutter, das war die schwerste Stunde meines Lebens, und der Herr Polizei-Präsident Büsching sagte leise zu mir: „so einen giftigen Mann habe ich mein Lebtag noch nicht gesehen." Der Kaiser gab nun eine Menge von Befehlen, der ganze Magistrat ist abgesetzt; na, ich habe nichts mehr gehört, ich bin mit den Andern auf's Rathhaus gegangen, wo wir allerlei neue französische Einrichtungen haben machen müssen. Zwei Tausend Bürger von Berlin mußten aus ihrer Mitte sechszig Personen wählen, die sind nun unser Magistrat. Eine sogenannte Stadtgarde haben sie auch eingerichtet, die soll nun an Stelle der Gensd'armen Dienst thun. Wird sich darüber Niemand mehr freuen, als die Spitzbuben. Die befohlene Illumination ist übrigens sehr traurig ausgefallen; als ich hieher ging, habe ich sie besehen, in ein paar Häusern, um's Schloß herum, sind gerade so viele Lichter angezündet, daß man sehen kann, daß keine Illumination ist."

Der gute Patriot machte seinem gepreßten Herzen noch weiter Luft

gegen seine Verwandten und Freunde, damit aber schloß er endlich, daß der König und die Königin doch zurückkommen müßten, und wäre der französische Kaiser noch drei Mal mächtiger, als jetzt.

---

3) Die grünen Särge und die Louiseninsel.

Vielleicht hat sich zu keiner Zeit der patriotische Sinn der Berliner glänzender bewährt, als in jener schmerzlich bewegten und drückenden Zeit nach der Jenaer Schlacht. Der König, an der fernen Ostgränze seines in Trümmern liegenden Reiches weilend, war gleichwohl immer mitten unter seinen treuen Berlinern, der König und die Königin Louise und ihre baldige Rückkehr, das war der Hauptgegenstand aller Gespräche in jener Zeit; an die Rückkehr des frommen Königspaares knüpften die Berliner in fester Zuversicht den Beginn einer neuen glänzenderen Aera der Preußischen Monarchie. Und in der That, feste Zuversicht und trotziger Patriotismus gehörten dazu, an ein Wiederaufleben der Monarchie zu glauben. Das Elend hatte mit seiner Riesenfaust grimmig hineingefaßt in Tausende von Verhältnissen, es hatte zerbrochen und zerrissen, was seit Jahrhunderten starke, kluge Regenten erbaut und gestiftet, und der Hunger schlich durch die Palastreihen der Hauptstadt Friedrich's des Großen. Auf allen Plätzen, Straßen und Brücken sah man hungernde, zerlumpte Kinder, und der fleißige Arbeiter war zum stumpfen Bettler geworden. Auf dem Bette der Ehren den Tod für's Vaterland gestorben waren meist die Väter der hungernden Kinder, aber der König war fern, der Staat zerschmettert und das Vaterland niedergetreten, es vermochte nichts zu thun für die Wittwen und Waisen seiner gebliebenen Helden, da offenbarte sich der patriotische Sinn Einzelner am glänzendsten. Da sammelte der Freiherr von Kottwitz, altpriegnitzischen Adels würdiger Sproß, die hungernden Bettler um sich und gründete in einer ehemaligen Kaserne in der Alexanderstraße die freiwillige Arbeits-Anstalt, da gab er Hunderten von Unglücklichen Obdach, Arbeit und Brod, und der stolze Baron, er wohnte mitten unter den Bettlern, die er zu

fleißigen Arbeitern machte, deren Kinder er erzog. Noch heute blüht die damals in tiefster Noth gegründete Anstalt, in alle Zeit aber wird das Andenken des edeln Freiherrn dauern, bis an Preußens Ende. Und an die Seite des Freiherrn von Kottwitz stellte sich der Capitain Karl von Neander, der sammelte auf den Straßen die Waisen der gebliebenen Soldaten, führte sie nach dem ehemaligen Lazareth des Regiments Möllendorf am Halleschen Thore und gründete so das Friedrichsstift, wo noch heut stets 70 bis 80 Soldatenkinder beiderlei Geschlechts zu Handwerkern, Dienstmädchen u. s. w. erzogen werden.

Den Kottwitz und Neander folgten Catel und Heinsius, sie begründeten eine Erziehungs- und Industrieanstalt für älternlose Knaben in der Probstgasse, die geliebte Königin ward zur Patronin der wohlthätigen Anstalt erkoren, die nach ihr Louisenstift heißt. Noch heut blüht das Louisenstift, in welchem an 60 älternlose Knaben zu Handwerkern gebildet werden; die Anstalt, deren Protector jetzt des Königs Majestät sind, erhält sich nur durch milde Beiträge und den Ertrag einiger Handarbeiten der Kinder, namentlich Strohflechtereien.

Aber die treueste Liebe und der lauterste Patriotismus Einzelner vermochte, vereint mit den angestrengtesten Bemühungen des königlichen General-Armen-Directoriums, nicht, die Noth zu enden. Zwar wurde der Frieden am 9. Juli 1807 zu Tilsit geschlossen, aber er brachte dem Vaterlande wenig Erleichterung. 150,000 Mann französischer Truppen lagen noch bis zum 3. December 1808 im Lande, und hundert und fünfzig Millionen Francs Kriegscontribution sollten gezahlt werden. Der König sorgte von Königsberg aus mit größtem Eifer, wie für sein ganzes Reich, so insbesondere für Berlin, aber das Unglück lastete mit Riesenwucht auf der Hauptstadt. Dennoch verlor man zu Berlin den Muth nicht und im Jahre 1808 zeigte ein öffentliches Beispiel den französischen Gewaltknechten, wie wenig ihre Tyrannei vermocht hatte, den patriotisch Preußischen Sinn zu brechen, der trotzig in den Herzen der treuen Berliner lebte. Da sah man eines Nachmittags sich eine große Menschenmenge vor einem unscheinbaren Hause in der Kanonierstraße versammeln, daraus trug man hervor zwei Särge, die waren nicht schwarz, mit des Todes Farbe, sondern gar lustig grün angestrichen, und in den Särgen, da lag ein gar patriotisches Paar, nämlich der Altmeister Frie-

drich Wilhelm Meinerd und dessen Ehefrau, die waren an einem Tage verstorben und hatten letztwillig verfügt, daß man sie begraben solle in grünen Särgen, dieweil sie von dieser Welt abscheiden thäten mit der festen Zuversicht, daß der fromme König und die fromme Königin doch wieder siegreich heimkehren müßten in ihre treue Stadt Berlin. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Nachricht durch die Stadt, und als man die grünen Särge hinaustrug nach dem Gottesacker vor dem Halleschen Thore, da folgten Tausende nach, denn Jeder wollte zeigen, daß er gleiche Hoffnung trüge, wie die Alten in den grünen Särgen.

Die Franzosen aber und die feilen Gewaltknechte, die ihnen schmeichelten, ergrimmten über solche Dinge, und die lüderlichen Ladenschwengel, die sich als eine sogenannte Ehrengarde für die fremden Dränger, aber als eine recht eigentliche Schandwacht zu Roß, auch grün uniformirt und mit goldenen Klunkern behängt hatten, die galoppirten nach wie vor neben den Kutschenschlägen der Pariser Hutmacherinnen her, die ein französischer Herr General oder Marschall als maitresse en titre unter irgend einem nom de guerre mit sich herum schleppte. Schande und Vergessenheit über solch erbärmliches Lumpenpack! Wohl überhaupt dem, der mit dem Franzosenthum von damals nicht in Berührung kam, es war durchfressen von der Sittenlosigkeit in der nacktesten und widerwärtigsten Gestalt, eine Gemeinheit ohne Gleichen, die wie eine Pest sich Allen mittheilte, die mit ihr in Berührung kamen. Zeuge deß, der Sechszigerausschuß, der an die Stelle des alten Magistrats getreten war und sich herbei ließ, dem Kaiser der Franzosen zu schwören, daß er keinerlei Verbindung haben wolle mit den Feinden Frankreichs u. s. w. Der Feind Frankreichs aber, das war ihr angestammter König und Herr. In diesem Sechszigerausschuß saßen neben einigen verlorenen Söhnen der französischen Colonie, der berühmte Musikus Zelter, von dem Göthe so viel Wesens gemacht hat und bei dem man Clemens Brentano's Spruch von den guten Leuten, aber schlechten Musikanten fast in umgekehrter Weise anwenden möchte.

Aber die Stunde, da die Hoffnungen der Patrioten, die sich in grünen Särgen begraben ließen, oder ihnen folgten, erfüllt werden sollten, war nahe herbei gekommen, die Stunde, wo die Lumpenherrlichkeit der französelnden Buben in den Schmutz zurückkehren sollte, aus dem sie hervorgegangen; zwar

geschah den Elenden nichts, denn der fremde Kaiser, der hatte großmüthig sie eingeschlossen in seinen Frieden, er hatte tractatenmäßig Straflosigkeit erwirkt für sie vor ihrem eigenen Könige und Herrn. Friedrich Wilhelm dachte der Elenden nicht, es geschah ihnen nichts, aber sie vergingen unter der Last der unermeßlichen Schande, der allgemeinen Verachtung, die über sie kam. Die französischen Truppen verließen Berlin, der Spanier hatte jenseits der Pyrenäen jenen blutigen Krieg „bis zum Messer" gegen die napoleonische Gewaltherrschaft eröffnet, dorthin trieb das Commandowort des Kaisers die Cohorten, die bis jetzt in Berlin gelegen, und als am 15. December 1808 auch endlich die französischen Behörden Berlin geräumt hatten, da donnerte ein Freudenruf durch alle Straßen, durch alle Herzen: „Der König kommt, der König und die Königin Louise!"

Und sie kamen, wie in einem Triumphzuge kamen sie von Königsberg wieder herab in ihr treues märkisches Land. Die ganze Bevölkerung stand an den Landstraßen, und feste Männer weinten vor Rührung. In Freienwalde war das letzte Nachtquartier vor Berlin, dort war die Ritterschaft der Churmark versammelt, ihren Churfürsten und angestammten Landesherrn zu grüßen. Am folgenden Tage wurde das Gedränge an der Straße immer dichter, es war der 23. December, der Tag, an welchem die Königin einst als Kronprinzliche Braut eingezogen in Berlin. In Weißensee stieg die Königin mit ihrer ältesten Tochter, der Prinzessin Charlotte (gegenwärtig I. M. die Kaiserin aller Reußen), ihrem dritten Sohne, dem Prinzen Karl, und ihrer Schwestertochter, der Prinzessin Friederike (nachmals I. H. die regierende Herzogin von Anhalt-Dessau), in den neuen Wagen, den die Treue und Liebe der Berliner Bürgerschaft ihr als Huldigung dargebracht hatten. Lila war die Lieblingsfarbe der Königin Louise, das wußten die Berliner, und mit Lila war der Wagen ausgeschlagen, mit Lila die Pferdegeschirre lackirt. Es war ein heller, schöner Wintertag. Vom Thore bis zum Schlosse bildeten die Truppen Spalier, und unter ihnen sah man das leichte Bataillon von Schill, aus der Infanterie des berühmten Schill'schen Freicorps gebildet, und den Major von Schill selbst sah man, den kühnen Husaren, der wenige Monate später seinen tollkühnen Gang machte, er und seine sechshundert Husaren mit dem französischen Kaiser und seiner ganzen Macht. Der

stolze, schwärmerische Reiter war damals der Liebling Berlins und aller Patrioten, seine Thaten vor Colberg in Jedermanns Munde.

Es war gegen eilf Uhr Vormittags, da weheten plötzlich riesige weiße Fahnen von allen Thürmen Berlins, langsam, nach und nach, begann das Glockengeläut, und als es in vollen Accorden hinbraus'te über die wimmelnde Hauptstadt, da krachte der Kanonendonner hinein und Tausende und aber Tausende fielen sich jubelnd um den Hals und riefen: „Friedrich Wilhelm und Louise!" Da kam er über die lange Brücke geritten, der viel geprüfte Herrscher, er trug die Uniform seiner Garde und ihren Czacko, ein hohes braunes Pferd ritt er, englischer Zucht, fortwährend dankte er den Grüßen der Verehrung und Liebe, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden. Das Gesicht Friedrich Wilhelm's war nachdenklich, aber in seinem schönen Auge glänzte die innere Rührung.

Die Königin grüßte mit der ganzen Huld ihrer liebreizenden Erscheinung dem treuen Volke zu, das um ihren Wagen jauchzte. Als sie am Palais ausstieg, da stand ihr Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, an dem Wagen, und es war ein Augenblick, der alle Anwesenden tief rührte, als sie, umgeben von ihren Kindern, ihres Vaters Hand küßte, nach so vielen Leiden. Ergreifend war auch das Wiedersehen mit den königlichen Schwestern, die Berlin nicht verlassen hatten während dieser ganzen Zeit des Unglücks, mit der Prinzessin von Oranien und der Churprinzessin von Hessen.

Am Abend war ganz Berlin vom untersten Kellerraum bis unter das Dach erleuchtet, und im Opernhause wurde nach dem Prolog gesungen: Heil Dir im Siegerkranz rc., zum ersten Male bei so feierlicher Gelegenheit. Dann folgte die Aufführung der Gluck'schen Oper: Iphigenie in Aulis. Im Schauspielhause nach dem Prolog ebenfalls: Heil Dir im Siegerkranz rc., das ja seitdem zur Preußischen Nationalhymne geworden, und dann ein Stück von Iffland, dem treuen patriotischen Theaterdirector, der die erste Decoration des rothen Adlerordens vierter Klasse erhielt. Diese Klasse hatte der König in eben jener Zeit gestiftet.

Zur Erinnerung an diese gesegnete und freudenvolle Rückkehr Friedrich Wilhelm's und Louise's ließen die Bewohner des Thiergartens an der chaussirten Allee, die vom Potsdamer Thore zum Hofjäger führt und damals der Königsweg hieß, eine kleine Insel mit einem marmornen Altar von

Schadow, umgeben von Gesträuchen und Blumen schmücken. Das ist die Louiseninsel, die noch immer alljährlich am 10. März und am 19. Juli, dem Geburts- und Sterbetage der holdseligsten Königin, von treuen Patrioten festlich geschmückt wird, der Unvergeßlichen zum Gedächtniß. Seit 1849 blickt König Friedrich Wilhelm's III. schlichtes Marmorbild, vom Meister Drake geschaffen, von hohem Postament aus grüner Waldnacht herüber nach dem Marmorstein auf der Louiseninsel.

Es ist das auch ein Wallfahrtsort treuer Patrioten.

So war die unvergeßliche Königin zum zweiten Male eingezogen in Berlin an einem 23. December und zum dritten Male sollte dieser Tag bedeutungsvoll werden für Louise und Berlin.

Die geliebte Königin war am 19. Juli 1810 auf Schloß Hohen-Zieritz bei Strelitz gestorben; der Bruder der Königin, Herzog Karl von Mecklenburg, nachmals einer der ruhmreichen Feldherren Preußens, führte die Königliche Leiche nach Berlin. Sie wurde am 27. Juli feierlich eingeholt. Es war ein allgemeiner Trauertag, jede Familie zeigte und fühlte so wahrhaft Trauer, als habe sie ein Mitglied aus ihrer Mitte verloren. Die Besatzung hatte Spalier gezogen, die Fahnen und Standarten waren in Flor gehüllt, die gedämpfte Musik erschütterte jedes Herz und reichliche Thränen flossen, als der Wagen vorbeifuhr, der die schöne Königin, den Gegenstand der allgemeinen Verehrung, entseelt zurückbrachte. Der größte Theil der Einwohner Berlins war in Trauer gekleidet. Der Sarg, mit schwarzem Sammet bezogen, wurde mehrere Tage auf dem Schlosse gezeigt; der Andrang der Theilnehmenden war unbeschreiblich groß und Tausende standen vor den Portalen versammelt, des Augenblicks wartend, wo der Zutritt gestattet sein würde. Die Wenigsten erreichten jedoch ihren Zweck, denn der Andrang war zu groß. Am 30. Juli Abends begleitete der König mit seinen verwais'ten Prinzen und Prinzessinnen den Sarg in die Domkirche, wo er vorläufig beigesetzt wurde.

Aber wieder am 23. December war es, da führte Herzog Karl von Mecklenburg den Sarg seiner verklärten Schwester aus der Domkirche nach Charlottenburg in das Mausoleum, das der König dort im Schloßgarten hatte aufrichten lassen. Es war Morgens vier Uhr, da schmetterte die Trompete der Gardes du Corps in gedämpften, langgezogenen Tönen; Herzog Karl setzte sich an die Spitze der Leibwachten, und so führten sie den Sarg

der unvergeßlichen Königin zu dem neuen Grabe, in das Friedrich Wilhelm III., als auch er überwunden hatte, neben sie gebettet wurde, dreißig Jahre später. Die Marmorbilder des verklärten Königspaares, von Rauch's Meisterhand, ruhen über den Königs-Gräbern in den stillen, kühlen Grabgewölben unter ernsten Tannen und duftenden Blumen. Und noch jetzt alljährlich einmal wallt Berlin nach Charlottenburg, den Todestag Louise's zu feiern an der Gruft der Unvergeßlichen.

---

4) Das Grab der Königin.

Die große Befreiungsschlacht war in den Gefilden von Leipzig geschlagen und die drei vebündeten Monarchen hielten unter Kanonendonner und Glockengeläut ihren siegreichen Einzug in die alte, berühmte Stadt Leipzig, da stand ein liebliches Mägdlein an einem Fenster irgend einer Straße, durch welche sich der Zug bewegen mußte. Das schöne Köpfchen neigte sich weit vor und sehnend blickte das tiefblaue, himmlisch-schöne Auge nach der Ecke der Straße. Das holde Kind erwartete den Zug mit sichtlicher Ungeduld.

Eine ältliche Dame stand neben ihr.

Endlich! endlich! da sind sie —

„Da ist König Friedrich Wilhelm!“ sagte halb laut das Mädchen, auf die ritterliche Gestalt des Preußenherrschers deutend.

Die Gefährtin nickte bejahend und seufzte: „Wie trübe seine Siegesfreude aussieht! er hat keine Louise mehr!“

In diesem Augenblicke waren die Monarchen unter dem Fenster, König Friedrich Wilhelm blickte auf; da beugte sich die liebliche Erscheinung weit vor aus dem Fenster und warf ihm einen Lorbeerkranz zu.

Der König faßte den Kranz, dankte mit dem nur ihm eigenen, ernsten, königlich-chevaleresken Anstand und ritt weiter.

Es war in den letzten Tagen dieses Octobers, der Sturm jagte die zögernden Wolken unwillig über Charlottenburg hinweg.

Einsam und stille liegt das Mausoleum.

Nicht so laut! die Königin schläft darinnen.

„Die Königin schläft!“ säuseln die Bäume des Parkes und lassen leise, leise ihre welken Blätter niederfallen, daß ihr Geräusch die Schlummernde nicht störe.

Die Augen sind geschlossen, ihr Schnitt aber, die lange Wimper und das zarte Lid zeugen von ihrer hohen Schönheit; ein süßes, ernstes Lächeln liegt um den feinen Mund — die breite königlich gewölbte Brust und die hohe Stirn! —

Sie muß bald erwachen — mit Sehnsucht schaut Preußen nach dem Mausoleum zu Charlottenburg, es harret auf das Erwachen seiner Königin.

Krone und Schleier trägt die hohe Frau.

Eine Krone, sie ist ja eine Königin; einen Schleier, sie ist ja eine Frau.

So herrlich und anmuthig, wie hier Schleier und Krone sich vereinen zum Schmucke der Schlummernden, eben so lieblich, so bewundernswerth herrlich vereinten sich die Frau und die Königin in der Wachenden.

Wie das Sacramentenhäuschen in den katholischen Domen steht, so steht das Charlottenburger Mausoleum im Preußenland, das Heiligste der Erinnerung bewahrt es.

Die heiligen Erinnerungen an die Zeit, wo Preußen verloren war, wenn es sich selbst aufgab, es gab sich nicht auf und siehe, es stehet noch heute da, größer und herrlicher denn je! Wie viel Theil daran jene hohe Schlummernde hat, wer will es berechnen?

Ein Windstoß rauscht durch die octoberlich bunten Blätter, da erscheint König Friedrich Wilhelm III., er winkt seinem Begleiter zurück und tritt ein in das Sanctuarium seiner Liebe und seines Schmerzes.

Da steht die gewaltige Hohenzollerngestalt, zwei große Thränen rollen aus dem düster gewordenen Auge, sie fließen langsam über die Wangen.

Athemlose Stille — der König betet.

Es ist, als ob sich die Gestalt der Königin belebe, ja, ja! sie lächelt, die Lippen bewegen sich — der König nimmt einen Lorbeerkranz und legt ihn mit leisem Beben auf die Schlummernde, dann fährt er rasch mit der verkehrten Hand ein Paarmal über die Augen und schreitet zur Thür, aber auf der Schwelle wendet er sich noch einmal um, winkt mit der Hand zurück und mit fester Stimme sagt er:

„Schlaf wohl, meine Louise!" —

Eine ernste Matrone und ein junges, blühendes Mädchen treten in das Mausoleum, schweigend stehen sie vor der Königin, ein Lorbeerkranz ziert sie.

Die Goldfäden und das seidene Bändchen.

Mutter und Tochter drücken sich schweigend die Hand.

Ja! es ist kein Zweifel mehr, König Friedrich Wilhelm brachte den Siegeslorbeer von Leipzig, er brachte ihn seiner Louise.

„Er hat uns verstanden!" sprach die Mutter.

Oftmals noch sah man die beiden Damen nach Charlottenburg kommen, endlich kam die Jüngere allein, die Aeltere war gestorben.

Es war im Juni des Jahres 1840, da rollte ein eleganter Wagen von Spandau her nach Charlottenburg; er hält, der Bediente hilft einer Dame aussteigen, es ist dieselbe, welche einst dem Könige in Leipzig den Lorbeerkranz zuwarf. Aber sie ist sehr verändert, sie sieht bleich und traurig aus, erschöpft von der Reise tritt sie in den Garten und läßt sich bald auf einer Bank nieder.

Da kommt den Gang daher ein alter Herr im blauen Kriegsrock König Friedrich Wilhelm's, setzt sich auf eine Bank nicht weit von der Dame, seufzt tief und eine große Thräne quillt aus dem Auge, die er rasch mit dem linken Rockärmel aus dem schneeweißen Knebelbart wischt. In der Furchenschrift auf seinem narbigen Antlitz lieset man die Geschichte manches Trauertages; er hatte einst Hunderten geboten und furchtlos war er gewandelt auf der Schlachten blutigem Pfade, durch Pulvernacht sprengte er hin und Blut spritzte an seines Rosses Schenkel, die Freunde sah er an seiner Seite fallen und die Kriegsgenossen, er konnte nicht einmal ein Gebet sprechen für ihre Seelen.

Die Dame stand auf, sie mochte solches alles gelesen haben aus den Zügen des alten Officiers.

Sie stellte sich dicht vor ihn und sah ihn mit einem unbeschreiblich schönen Blicke voll Wehmuth an.

Der alte Mann erhob sich und sagte: „Ich kenne Sie nicht, liebe Dame, aber Sie möchten wissen, warum ein alter Krieger hier sitzt und sich geberdet wie ein unverständig Kindlein? Sehen Sie, ich habe nicht geweint, als meine Freunde im Kugelgeknatter und Säbelgeklirr an meiner Seite fielen;

ich habe meiner Frau und meinen drei blühenden Jungen, ha! es waren prächtige Zweige am alten Heldenbaum! die Augen zugedrückt, aber der alte Soldat hat nicht geweint; — nun aber — weiß Gott, da ist schon wieder Eine!" — unterbrach er sich und wischte wieder einen Tropfen aus dem Bart, „nun kann ich die Thränen nicht zurückhalten, denn mein König, mein guter König ist gestorben," und damit nahm der alte Herr seinen Kopf zwischen die Hände und begann laut zu schluchzen.

Die Thränen rollten reichlich über die Wange der Dame.

Das Trauergeläut zu Charlottenburg begann, die Glockenklänge mischten sich mit den Tropfen aus Beider Augen.

Dann drückten sich Beide die Hände, gingen zum Mausoleum und standen dort, ein Gebetlein auf den Lippen und die Augen himmelan, eine Weile, hinein traten sie nicht.

„Die Könige von Preußen sterben nicht!" sprach die Dame.

„Le roi est mort, vive le roi!" murmelte der alte Krieger.

Sie stiegen in ihre Wagen, Sie rollte rechts, Er links. Sie hatten sich nie vorher gesehen, sie sahen sich nie wieder hienieden, aber sie waren einander verwandt in ihrem Schmerz.

Das Siegesfest.

(Am 7. August 1814.)

Am dreiundzwanzigsten August des Jahres 1813 hörte Berlin zum letzten Male den Donner der französischen Kanonen, der von Großbeeren herüberklang, wo die Generale von Bülow, von Borstell und von Tauentzien sich ruhm- und siegreich schlugen gegen den kaiserlichen Marschall Oudinot, der den Titel eines Düc de Reggio führte, wo namentlich die Braven vom neunten (Kolberger) Regiment die Hauptstadt schirmten mit ihren Heldenleibern und Tod und Wunden, Sieg und Unsterblichkeit errangen.

Die Hauptstadt zeigte sich ihrer hohen Aufgabe gewachsen, sie war damals wirklich auch an patriotischer Begeisterung und Opferwilligkeit die erste Stadt in unsers Königs alten Landen.

Seit dem September folgten Schlag auf Schlag die Siegesbotschaften, der Preußische Adler entfaltete immer gewaltiger seine Schwingen, er flog über den Rhein und ruhete endlich siegreich auf dem Thurme der Kirche Nôtre-Dame zu Paris.

König Friedrich Wilhelm der Dritte kehrte im August aus Frankreich und England zurück, am 3. August, seinem Geburtstage, der ein Festtag war durch das ganze Preußenland und noch heut ein Erinnerungstag ist, wehmüthiger Freude voll, war er zu Wittenberg; am 4. August traf er in Potsdam und am 5. August ganz unerwartet in Berlin ein. Man hatte ihn zwei Tage später erwartet und war noch mitten in den großartigen Vorbe-

reitungen zu dem Siegesfeste, das man ihm bereitete, aber dem eben wollte der Monarch aus dem Wege gehen. „Er hatte sich", wie sein hoher Sohn, König Friedrich Wilhelm IV., 1840 so schön sagte, „ein Recht erworben, bescheiden zu sein." Der Armee und ihren Feldherren wollte er den Triumph bereitet wissen.

Am 7. August führte er die siegreichen Truppen herein durch das Brandenburger Thor. Kurz vor dem Thore waren zwischen Fahnen und Laubgewinden zehn Victorien im Halbkreise aufgerichtet, und jede trug einen Schild mit dem Namen einer Siegesschlacht, und auf dem Thore selbst, da war in der Nacht zuvor die wieder eroberte und von Paris zurückgebrachte Victoria auf ihrer Quadriga aufgestellt, doch noch verhüllt. Als der König nun, umgeben von allen seinen Prinzen und Generalen, den Feldmarschall, Fürsten Blücher von Wahlstatt hereinführte mit den siegreichen Truppen, da fiel die Hülle der Victoria unter dem Geläut aller Glocken, und wieder, wie einst, kehrte die Siegesgöttin ein in Berlin und hub ihren Lorbeerkranz über die Hauptstadt der Hohenzollern.

Unter dem unermeßlichen Jubel der Bewohner, kam der Triumphzug durch das Brandenburger Thor, die Linden hinunter bis an den Lustgarten, dort standen die bewaffneten Bürger im off'nen Quarrée, und in der Mitte erhub sich sechszehn Stufen hoch ein Sieges-Altar. Auf den obersten Stufen desselben sah man die gesammte Geistlichkeit Berlins, hinter dem Altar war eine Tribüne für die Prinzessinnen des hohen Königlichen Hauses und die höchsten Staatsbeamten; auf einer Estrade vor dem Altare nahm der König mit den Prinzen und Generalen Platz, die Truppen schwenkten zum Kreise ein.

Plötzlich schwieg das Glockengeläut, Posaunen eröffneten den Choral, Aller Häupter entblößten sich und der volle Chorgesang braus'te auf gen Himmel. Und als der letzte Ton des Gesanges verklungen, da trat der greise Feldpropst Offelsmeyer auf der höchsten Stufe des Altars hervor, der hatte den Feldzug mit den Truppen gemacht, und in kräftigen Worten sprach er das Sieges-, Friedens- und Dankgebet. Und alles Volk rings, die Prinzen, die Generale, Alle, Alle folgten dem Beispiele des Königs und sanken nieder auf's Knie zum stillen Gebet.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier setzte sich der König wieder zu Pferde und ritt langsam durch die Massen seines getreuen Volkes, das ihn eng umringte in namenlosem Jubel. Er mußte es geschehen lassen, daß sie ihm die Füße küßten, daß sie sein Pferd umarmten und nimmer endeten in unaufhörlichem Jubel, denn die Freude, welche die Herzen preßte, mußte sich Luft machen. Und als er endlich das Schloß erreicht hatte, da mußte er sich seinem getreuen Volke noch ein Mal auf dem Balkon zeigen, der Kronprinz und der Feldmarschall, Fürst Blücher, waren an seiner Seite.

Das war das Siegesfest zu Berlin im Jahre 1814.

Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge.

Als Kaiser Alexander von Rußland im Jahre 1818 zum Besuch in Berlin war, da wurde auf dem Tempelhofer Berge der Grundstein zu dem Siegesdenkmal gelegt. Die Idee dieses Denkmals ging von König Friedrich Wilhelm III. selbst aus, die Zeichnung ist von dem genialen Schinkel. Oben in den Grundstein wurde eine Platte von Bronce gelegt, auf welcher folgende Inschrift stand:

„Dankbar gegen Gott, eingedenk seiner treuen Verbündeten und ehrend die Tapferkeit seines Volkes, legte in Gemeinschaft mit Alexander I., Kaiser von Russland, Friedrich Wilhelm III. den XIX. September MDCCCXVIII diese Platte in den Grundstein des Denkmals für die ruhmvollen Ereignisse in den Jahren MDCCCXIII, MDCCCXIV und MDCCCXV.

Zuerst nahm Kaiser Alexander den Hammer und that die üblichen Hammerschläge der Weihe, dann der König, dann der Kronprinz und die Prinzen, Generale und Minister, die anwesend waren. Die Regimenter aber und alle Anwesenden sangen: „Nun danket Alle Gott ꝛc." Der Bischof Eylert hielt die Weihrede.

Nach drei Jahren, am 30. März 1821, dem Jahrestage der Schlacht vor Paris, wurde das Denkmal feierlich enthüllt; die Garnisonen von Berlin und Potsdam waren zugegen, Deputationen von allen Regimentern der Armee, und die Enthüllung fand in feierlichster Weise in Gegenwart Sr. Majestät des Königs, der Prinzen und der höchsten Königlichen Diener statt.

Dieses hehre Siegesdenkmal ruht auf einem großen, starken Unterbau, der die Gestalt des eisernen Kreuzes hat; ohne die Stufen des Unterbaues, die aus steinernen Platten zusammengesetzt sind, beträgt die Höhe des eisernen

Denkmals, dessen Spitze wieder das eiserne Kreuz ziert, sechszig Fuß. Es stellt einen Thurm dar, der sich zugleich Baldachin-artig über zwölf Nischen, oder Kapellen erhebt. In jeder dieser Nischen oder Kapellen sieht man eine Victoria, oder einen Genius des Sieges, nach Rauch oder Tieck kunstreich ausgeführt. Diese Genien und Victorien tragen die Züge hoher Herren und edler Frauen. Die vier Hauptseiten des Denkmals sind den Schlachten bei Groß-Görschen, Leipzig, Paris und Belle-Alliance gewidmet. Die Siegesgöttin über der Schlacht von Paris trägt die engelschönen Züge unserer unvergeßlichen Königin Louise; die Victoria über der Schlacht bei Belle-Alliance ist Louise's älteste Tochter, Prinzessin Charlotte, jetzt der Kaiserin von Rußland Majestät. Die acht innern Seiten des Denkmals sind den Schlachten: Großbeeren, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, La Rothière, Bar-sur-Aube und Laon geweiht. Ueber der Kulmer Schlacht trägt der Siegesgenius die edeln ernsten Züge König Friedrich Wilhelm's III. Ueber der Dennewitzer Schlacht sieht man den General, Grafen Bülow von Dennewitz, wie er den Fuß auf den Federhut setzt, den ihm die Franzosen vom Kopf geschossen. Ueber der Schlacht von Larothière ist der Kaiser Alexander von Rußland zu erkennen. Die vier Hauptseiten des Denkmals sind nach den vier Weltgegenden gerichtet. Auf der Ostseite über der Schlacht von Groß-Görschen lies't man die Inschrift:

Der König dem Volke, das auf seinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniss; den Lebenden zur Anerkennung; den künftigen Geschlechtern zur Nacheiferung.

Vermählungs-Feierlichkeiten im Königlichen Schlosse.

Am 28. November 1823 war die Prinzessin Elisabeth von Bayern, jetzt unsere Königin, unter ähnlichen Feierlichkeiten, wie sie beim Einzuge der Königin Louise von uns geschildert worden sind, als verlobte Braut des Kronprinzen (König Friedrich Wilhelm's IV.) in Berlin eingezogen. Wie wir dort den Einzug skizzirten, so versuchen wir hier die Vermählungsfeierlichkeiten zu schildern.

Am 29. November, halb sieben Uhr, versammelten sich alle courfähigen Personen, die Herren in Galla, die Damen im Hofkleide, im Rittersaale des Königl. Schlosses und den daran stoßenden Appartements bis zur Kapelle. Das Militair stand auf der Lustgartenseite, ihm gegenüber das Civil nach den Ministerien geordnet. Die Generale, die Minister, das diplomatische Corps, die Räthe erster Klasse, die eingeladenen Fremden, so wie die bei Hofe erscheinenden verheiratheten Damen begaben sich in die Kapelle, so weit es der Raum zuließ. Die höchsten Herrschaften versammelten sich gegen 7 Uhr in den rothen Zimmern König Friedrich's I. Die Hofstaaten stellten sich in der boisirten Gallerie auf. Als Alles versammelt war, holte der Geh. Kriegsrath und Tresorier Zencker die Königl. Krone aus dem Krontresor und brachte sie, geleitet von seinen Unterbeamten und escortirt von einem Officier und zwei Gardes du Corps, nach den rothen Zimmern. Die erste Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck, überreichte die Krone Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Maria Anna, Gemahlin des Prinzen

Wilhelm, welche dieselbe auf das Haupt Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Braut setzte.

Während dieser Zeit empfing der Schloßhauptmann von Buch, der die Stelle des Ceremonienmeisters vertrat, die letzten Befehle Sr. Majestät des Königs. Diesen Anordnungen gemäß, setzte sich der Zug, wie folgt, in Bewegung: der wirkliche Geheime Rath und Hofmarschall, Freiherr von Maltzan mit dem großen Obermarschallsstabe, in Vertretung des abwesenden Obermarschalls, Grafen von der Goltz; die in Berlin anwesenden Königl. Kammerherren paarweise, die Jüngsten voran; der Hofstaat Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen; der von Sr. Majestät zur Aufwartung bei Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Braut befohlenen Kammerherren, Graf von Wartensleben und Graf von Voß; der Oberhofmeister, Freiherr von Schilden; das hohe Brautpaar; zur Seite der Schleppe Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Braut, die Oberhofmeisterin höchstderselben, Frau Gräfin von Reeden und die erste Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck; die Schleppe Ihrer Königl. Hoheit trugen vier Damen: die Gräfin Hake, Fräulein von Berg, Fräulein von Brockhausen, Fräulein von Borstell; die großen Hofchargen paarweise; Se. Majestät der König führte J. K. H. die Frau Herzogin von Cumberland (nachmals Königin von Hannover, die Schwester der Königin Louise); seitwärts folgten Sr. Maj. die Generale und Flügeladjutanten, die Schleppe Ihrer Königl. Hoheit trugen zwei Pagen, die Damen folgten; Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Schwerin, geführt von Sr. Königl. Hoheit dem Herzoge von Cumberland und Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Wilhelm von Preußen; Ihre Königl. Hoheit die Prinzessin Maria Anna von Preußen, geführt von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich der Niederlande und Sr. K. H. dem Prinzen Wilhelm von Preußen (gegenwärtig Prinz von Preußen); Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl und höchstdessen Schwester, die Prinzessin Louise K. H.; Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht und des Prinzen Friedrich Gemahlin K. H.; Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich und Se. K. Hoheit der Prinz Adalbert; Se. Königl. Hoheit der Prinz August und Se. K. H. der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin; Se. Hoheit der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz und Ihre Durchlauchten die

Prinzen Ludwig, Friedrich und George von Hessen. Der Zug ging durch den Rittersaal nach der Kapelle. Sobald das hohe Brautpaar in die Kapelle eintrat, gingen der Bischof Eylert und die ihm assistirenden Hofprediger höchstdemselben entgegen und geleiteten höchstdasselbe zum Altar. In dem Augenblicke, da das hohe Brautpaar die Ringe wechselte, wurden im Lustgarten vierundzwanzig Kanonen dreimal aufgefeuert. Nach ausgesprochenem Segen begaben Sich Se. Majestät der König, die höchsten Herrschaften und die Hofstaaten in der oben angegebenen Ordnung wieder nach den Zimmern König Friedrich's I. zurück. Dort nahm das hohe Brautpaar die Glückwünsche der Mitglieder der Königl. Familie an. Während dieser Zeit wurde den Zuschauern die Bildergallerie geöffnet. Se. Majestät der König und die höchsten Herrschaften begaben sich hierauf in den weißen Saal. Des Königs Majestät setzten sich mit dem hohen Brautpaare an den unter dem Thronhimmel aufgestellten Spieltisch. Se. Majestät beendeten das Spiel, sobald Allerhöchstdieselben benachrichtigt worden, daß die Tafel servirt sei. Der Hofmarschall, Freiherr von Maltzan, annoncirte das Souper. Die Königliche Ceremonientafel war unter dem Thronhimmel im Rittersaale. Sobald Se. Majestät und die höchsten Herrschaften dort angekommen und sich niedergelassen hatten, traten die Generallieutenants von Brauchitsch und von Kessel zum Vorlegen an die beiden Enden der Tafel. Sie gaben die vorgelegten Speisen den hinter ihnen stehenden Kammerlakaien, diese den Pagen und von diesen erhielten sie die functionirenden großen Hofchargen und Cavaliere. Das hohe Brautpaar saß in der Mitte der Tafel. Zur Rechten des Brautpaares neben der Prinzessin Braut K. H. saßen Se. Majestät der König, zur Linken, neben dem Kronprinzen K. H., saßen Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und dann die übrigen Herrschaften nach ihrem Range. Außer der Königlichen Ceremonientafel waren noch fünf Tafeln, die Sr. Durchlaucht des Oberkammerherrn, Fürsten zu Sayn und Wittgenstein, die des Generals der Infanterie und Gouverneurs von Berlin, Grafen von Gneisenau, die des Grande maitre de la garderobe, Grafen von Groote, die des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Bernstorff, und endlich die des Generaladjutanten, Generallieutenants von dem Knesebeck. Als die Suppe von der Tafel

gehoben worden, überreichte der erste Oberschenk, Graf von Neale, Sr. Majestät dem Könige den Wein und Allerhöchstdieselben brachten die Gesundheit des hohen Brautpaares aus. Danach erhielten die Hofchargen Erlaubniß, sich an die für sie bestimmten Tafeln zurückzuziehen. Gegen das Ende der Tafel stellten sich die Hofstaaten wieder hinter die Stühle Sr. Majestät und der andern höchsten Herrschaften. Nachdem Se. Majestät der König die Tafel aufgehoben hatten, begaben Allerhöchstdieselben sich nach dem weißen Saale zurück, wo sich schon vorher die Geheimen Staatsminister und die wirklichen Geheimen Räthe versammelt hatten. Als sich Se. Majestät der König unter den Thronhimmel gestellt, näherte sich der stellvertretende Obermarschall dem hohen Brautpaare und zeigte Höchstdemselben an, daß Alles zum Fackeltanz bereit sei. Es begann derselbe in folgender Ordnung: Der wirkl. Geheimrath, Freiherr von Maltzan, mit dem großen Obermarschallsstabe in der Hand, eröffnete denselben, ihm folgten paarweise, Fackeln in der Hand, die wirklichen Geheimen Räthe, der Graf von Ingenheim, von Heidebreck, von Grolmann, die Staatsminister, General Graf Hake, Graf Bernstorff, von Klewitz, General Graf Lottum, Oberkammerherr Fürst zu Sayn und Wittgenstein, von Schuckmann, Graf Bülow, von Beyme, Freiherr von Altenstein, von Brockhausen. Das hohe Brautpaar folgte diesen Herren auf seinem Umgang durch den Saal. Darauf näherte sich die Prinzessin Braut Sr. Majestät dem Könige, und nachdem Höchstdieselben Se. Majestät durch eine Verbeugung zum Tanze aufgefordert, begann ein neuer Umgang. In ähnlicher Weise tanzten Höchstdieselben mit allen Prinzen, welche sich im Zuge befanden. Darauf tanzten Se. Königl. Hoheit der Kronprinz mit allen Prinzessinnen. Nach beendigtem Fackeltanze begaben sich Se. Majestät und die höchsten Herrschaften unter Vortritt der Hofstaaten zurück nach den Zimmern König Friedrich's I. Nachdem daselbst von der Oberhofmeisterin Ihrer Königl. Hoheit der Frau Kronprinzessin das Strumpfband ausgetheilt und durch die erste Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck, dem Geheimenrath und Tresorier Zencker die Krone wieder überliefert worden war, wurde der Hof entlassen.

Am folgenden Tage, den 30. November, war halb 12 Uhr der Kirchgang. Nach dem Gottesdienst war bei den hohen Vermählten déjeuner di-

naloire für die Königl. Familie und die Hofstaaten. Abends 6 Uhr war große Cour bei Ihren Königl. Hoheiten dem Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin. Hierauf Polonaise-Ball im weißen Saal.

Am 1. December Diner im Rittersaale, Abends ein pantomimisches Ballet: „die Rückkehr des Frühlings", dann Aufführung der Oper: „Libussa." Während des Spiels wurde eine Festcantate, gedichtet von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und componirt von dem Kapellmeister G. A. Schneider, vorgetragen. In dieser Cantate lautete ein Recitativ von Albrecht Achilles:

Keine Donnerwolken brüllen!
Keine Kampfesnebel füllen
Feld und Au mit düster'm Flor.
Waffen blitzen, doch zur Pracht nur,
Tromba schmettert, doch es lacht nur
Hell ihr Gruß im Jubelchor.

Dann treten in der Cantate Preußische Kriegsleute auf und singen folgendes Terzett:

1. Auf nun! Gewehr auf! Fahne walle!
Es gilt dem heiter'n Feierzug!
2. Tanz' froh, mein Roß, im Festesschalle,
Das einst mich kühn zum Siege trug.
3. Geschütz, im Donnerjubel halle!
Künd' uns're Lust dem Wolkenzug!
Alle Drei: Fromm schlägt heut, in geweihter Hülle,
Das Herz, das kühn im Felde schlug.

Dann singen Bayrische Hirten und Hirtinnen:

Für die Herrin und den Herrn
Ficht sich's freudiglich und gern.
Süß zwar lacht der holde Friedensstern;
Aber für die Herrin und den Herrn
Ficht sich's freudiglich und gern.

Am 2. December war Schauspiel im Schauspielhause, wo Madame

Stich (Madame Crelinger) als Muse einen Prolog vortrug, der mit den gewiß besser gemeinten, als gereimten, Versen schloß:

Und jubelnd ruft das Volk, Dich zu begrüßen:
„Heil! Friedrich Wilhelm! Dir, und Heil Elise'n!“

Nachher war Ball und Souper bei Sr. Majestät dem Könige auf dem Königl. Schlosse.

Am 3ten December war Diner bei Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen. Abends war Freiredoute und Souper im Prinzessinnen-Palais.

Am 4ten December war Diner bei Sr. Majestät dem Könige im Königl. Palais, Abends Oper (Libussa) und Ballet.

Damit waren die Vermählungsfeierlichkeiten beendet.

Die Junitage des Jahres 1840.

(Letzte Tage, Tod und Begräbniß des hochseligen Herrn.)

Das Jahr Vierzig soll verhängnißvoll sein für die Fürsten aus dem Stamm der Hohenzollern, denn 1440 starb Churfürst Friedrich I. zu Kadolzburg, 1540 überlebte zwar Churfürst Joachim II. (Hector) das Jahr, aber 1640 starb Churfürst Georg Wilhelm, 1740 König Friedrich Wilhelm der Erste und im Jahre 1840 ließ sich auf dem Schlosse zu Berlin wieder die weiße Frau sehen.

Es geht seit Jahrhunderten schon die Sage, daß sich im Berliner Schlosse die weiße Frau sehen lasse, wenn ein Todesfall bevorstünde im Königlichen Hause. Die Erscheinung der weißen Frau ist natürlich, wie alle Dinge der Art, oft bezweifelt und angefochten, öfter aber doch geglaubt worden. Der Sage nach, die am meisten in historischem Boden wurzelt, ist die weiße Frau die Gräfin Kunigunde von Orlamünde, des Landgrafen Ulrich zu Leuchtenberg Tochter und Wittwe Otto's, des letzten Orlamündischen Grafen fränkischer Linie. Sie sah Burggraf Albrecht den Schönen von Nürnberg-Hohenzollern und entbrannte in Liebe gegen ihn, und vielleicht ist Albertus Pulcher auch nicht ganz gleichgültig gegen die schöne Wittwe gewesen, denn er soll geäußert haben, „wenn zwei Paar Augen sich schon geschlossen hätten, so wüßte er nicht, was er thäte"; damit meinte er die Augen seines Vaters und seiner Mutter, die zur Gemahlin für ihn eine reiche Gräfin von Henneberg erkoren und nicht in seine Heirath mit der Orlamünderin gewilligt haben würden.

Die verblendete Kunigunde aber glaubte, der Burggraf meine ihre beiden kleinen Kinder, und ermordete sie heimlich. Erst nach deren Tode gingen ihr die

Augen auf, denn der Burggraf, entsetzt über das Verbrechen, warf sie in's Gefängniß, aus dem sie nur geschieden sein mag, um schwere Buße zu thun und in's Kloster zu gehen. Das ist der historische nachweisbare Kern der vielfach verschieden erzählten Sage von der weißen Frau, die, ruhelos im Grabe, im Hause des Burggrafen Albrecht des Schönen erscheint, eine Botin des Todes, des Unglücks.

Nun, im Januar 1840 soll sich abermals auf dem Königl. Schlosse zu Berlin die weiße Frau gezeigt haben, auch erkrankte Friedrich Wilhelm der Dritte, doch erholte er sich noch einmal für einige Wochen und erst im Mai kam es so weit, daß er das Bett hüten mußte.

Von seinem Krankenbett aus erließ der König am 26sten Mai folgende Ordre:

> Der Zeitpunkt, an welchem Friedrich II. vor 100 Jahren den Thron bestieg, fordert das dankbare Andenken der Mitwelt und ein Denkmal für künftige Zeiten. Für Letzteres habe Ich insofern gesorgt, als Ich die Anfertigung einer Reiter-Statue befohlen und den Platz am Anfang der Linden als denjenigen bestimmt habe, wo dies Denkmal errichtet werden soll. Der zukünftige Grundstein wird die gewählte Stelle bezeichnen: und an derselben soll am 1. Juni eine öffentliche Feier stattfinden, bei welcher diese Ordre zu verkündigen und die stellvertretende Grundsteinlegung zu veranlassen ist.

Der erste Juni war gekommen, der König wollte der Grundsteinlegung des Denkmals wenigstens aus der Ferne beiwohnen, obwohl er sich schon sehr schwach fühlte. Er ließ sich ankleiden und in einem Tragsessel nach seinem Arbeitszimmer bringen. Trüben Blicks sah der Monarch durch das Fenster nach dem Eingang der Linden, wo seine Garden aufmarschirt waren, wo sein Kronprinz an Seiner Statt den Grundstein legte, wo sich sein Volk dicht und still zusammendrängte, schon ergriffen von der Ahnung des nahe bevorstehenden Verlustes.

„Ich kann nichts weiter sehen, als die ungeheure Menschenmasse!“ sprach er zu seiner Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, „ich fühle mich zum Tode matt und hinfällig!“

Die fünfzehn Minuten, die er außerhalb des Bettes zugebracht, hatten seine Kräfte völlig erschöpft.

Da hat Friedrich Wilhelm der Dritte sein treues Volk zum letzten Male gesehen und sein Volk ihn. Sie nahmen Abschied von einander in dieser Stunde, der König und sein Volk.

Man hat ein liebes Bild von dem Könige in dieser Stunde, da seine schon gebrochene Heldengestalt zum letzten Male seinem Volke am Fenster sichtbar war.

Am dritten Juni erwartete man des Königs älteste Tochter, die Kaiserin von Rußland, in Berlin; die Aerzte litten schon nicht mehr, daß der Kronprinz ihr entgegengehe, Prinz Wilhelm (der Prinz von Preußen) empfing die Schwester in Küstrin. An diesem 3. Juni erschien das erste ärztliche Bülletin, es wurde durch Tausende von Anschlägen an allen Straßenecken und auf allen Plätzen veröffentlicht, es lautete:

„Seine Majestät der König leiden seit einigen Wochen an den Folgen eines wiederholten Grippeanfalls, der sich vorzüglich als eine fieberhafte Affection der Schleimhäute und damit in Verbindung stehende bedeutende Verminderung der Eßlust kund gegeben. In den letzten Tagen hat sich mit diesem Zustande eine stärkere Abnahme der Kräfte verbunden, welche, nach einer schlaflosen Nacht, sich heute Morgen bedeutend gesteigert hat.

Berlin, den 3. Juni 1840.

Dr. von Wiebel. Dr. Schönlein. Dr. Grimm.

Seit Erscheinen dieses Bülletins standen vom Morgen bis zum Abend dichte Massen um das Palais des Königs und warteten in ängstlicher Spannung und haschten nach jeder Nachricht über das Befinden ihres theuren Königs und Herrn. Schweigsam und mit betrübter Miene stand das Berliner Volk von damals um das Krankenbette seines Königs. Damals zeigte sich das ächte und rechte, das Preußische Berlin. Am 5. Juni ging es mit dem Befinden des Monarchen etwas besser, man faßte schon wieder Hoffnung, man glaubt ja so gern, was man wünscht. Aber der Husten, der am Abend eintrat, zernichtete jede Hoffnung. Seitdem wurden die Volksmassen immer dichter, die Getreuen verließen das Sterbebette des Königs nicht mehr, im Palais waren alle Prinzen und Prinzessinnen des hohen Königlichen Hauses versammelt. Als am 7. Juni des Kaisers von Rußland Majestät eintrafen,

gelang es ihm kaum, durch die gewaltige, schweigende, trauernde Menge bis zum Palais durchzudringen. Mit nassen Augen stand der Kaiser an dem Bette des Königs, er stand lange, ehe ihn der König erkannte, endlich erkannte er ihn noch und flüsterte matt: „es geht schlecht!"

Das war das letzte Wort, das man von Friedrich Wilhelm III. vernommen. Stumm segnete er seine Kinder, er reichte Jedem zum Abschied die Hand, dann wurde der Athem leiser, er schied schmerzlos vom Leben. Kein Todeskampf, keine Zuckung.

Ecce, quomodo moritur justus!

Zwei und zwanzig Minuten nach drei Uhr Nachmittags am 7. Juni, dem ersten Pfingstfeiertage, 1840 starb König Friedrich Wilhelm III., im siebenzigsten Jahre seines Lebens, im drei und vierzigsten seiner Regierung. Sein Sohn und Nachfolger drückte ihm weinend die Augen zu und erschüttert sanken sie sich in die Arme, dann aber knieten sie nieder und beteten inbrünstig.

Danach verließen die Kinder die Leiche des geliebten Vaters und die Flügeladjutanten hielten Leichenwacht bei ihrem todten König und Kriegsherrn.

Wie ein Lauffeuer flog die Todesbotschaft durch die Hauptstadt. In den Thränen und dem Schmerz Aller offenbarte sich die tiefste Trauer.

Eine außerordentliche Beilage zu allen Zeitungen enthielt folgende Bekanntmachung:

> „Nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes vollendete heute „Nachmittag 3½ Uhr unser geliebter König, Seine Majestät Friedrich Wilhelm III., der Vater Seines Volks, die irdische Laufbahn."
>
> „Die Folgen eines wiederholten Anfalls der Grippe, an welcher „Seine Majestät seit einigen Wochen erkrankt waren, führten in den „letzten Tagen eine stärkere Abnahme der Kräfte und dadurch einen „Zustand herbei, der, allen Anstrengungen der Natur und der Kunst „erfahrener Aerzte widerstehend, dem theuern und reichgesegneten, aber „auch vielgeprüften Leben Seiner Majestät unter den heißesten Thränen „sämmtlicher in diesem Augenblicke um Ihn versammelter Königlicher „Kinder und der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses „ein Ziel setzte."

„Die letzten Tage Seiner Majestät wurden durch die Gegenwart „der Kaiserlichen Tochter und Ihrer Erlauchten Kinder, die letzten „Augenblicke durch die Gegenwart des Kaiserlichen Schwiegersohns „erheitert."

„Das Vaterland, wenngleich in Trauer und Thränen, richtet die „Blicke zu Seiner Majestät erhabenem Nachfolger auf dem Throne „glorreicher Vorfahren, von Hoffnung und Vertrauen über seine Zu„kunft getröstet, empor. Erbe der Tugenden berühmter Ahnherren, „erzogen in den Stürmen einer bewegten Zeit, früher schon Seiner „großen Bestimmung entgegengereift, und in den Tagen der Krankheit „durch das Vertrauen Ihres Hochseligen Vaters bereits zur Leitung „der Geschäfte berufen, werden Seine Majestät die Segnungen der „Ordnung und des Friedens verbreiten, die das Loos eines treuen „und glücklichen Volkes, und die Belohnung der sorgenvollen Mühen „des guten und weisen Regenten sind."

Berlin, den 7. Juni 1840.

Die Truppen der Berlinischen Garnison erhielten den Befehl, ihre Fahnen und Standarten in der Stille abzuholen; hierauf erfolgte die Vereidigung regimenterweise in den Höfen der Kasernen.

„Auch in dem tiefen Schmerze über diesen großen erschütternden „Verlust," hieß es in einer, an dem folgenden Tage, dem zweiten des Pfingstfestes, von den Kanzeln Berlins vorgelesenen Bekanntmachung, „darf unsere Hoffnung auf Gottes gnädige Hülfe nicht wanken, denn „das verwaisete Scepter der Regierung hat der Erbe Seiner Weisheit „und Seiner Tugenden übernommen, nämlich unser nunmehriger „König und Herr, der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und „Herr, Herr Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen rc. „Gott segne den König und rüste ihn aus mit Kraft aus der Höhe, „und helfe ihm die heilsamen Absichten vollbringen, die er für Be„glückung seines Volkes hegt. Die ungetrübte und immer steigende „Wohlfahrt seiner Unterthanen werde für den geliebten Monarchen die „süße Befriedigung, nach der sein großes, edel denkendes Herz sich „sehnt. Auf den ewigen Säulen der Wahrheit und Gerechtigkeit

„erhebe sich sein Thron und stehe fest unter allem Wechsel der Zeiten, „wie unsere treue Liebe zu ihm nie wanken soll.

„Sein Leben, sein Thun und seinen Frieden befehlen wir Gott. „Er lasse seine Regierung eine lange, friedliche und beglückte sein. „Der Trost von Oben senke sich nieder auf das betrübte Königliche „Haus, und an der Kraft des göttlichen Wortes erquicke und stärke „sich jedes Herz, das mit den heiligen Banden der Familienliebe und „der Unterthanentreue an den König geknüpft ist. Die Gnade des „Herrn, von welchem Heil und Segen kommt, walte über uns, jetzt „und in Ewigkeit, Amen!"

Eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin begab sich am 8. Juni zu dem Könige, um Ihm ein Beileids- und Huldigungsschreiben zu überliefern. Der König ließ die Abgeordneten sogleich eintreten. Bei ihrer Annäherung stürzten Thränen aus Seinen Augen, Er drückte dem Oberbürgermeister Krausnick und dem Stadtverordnetenvorsteher Desselmann die Hand, vernahm unter den Aeußerungen des tiefsten Schmerzes die Anrede des Oberbürgermeisters, und erwiederte: „Ich bin tief erschüttert von dem großen Verluste, den das Land und ich durch den Hintritt eines so vortrefflichen Vaters erlitten, aber doch innig gerührt von der Hingebung, welche die Stadt Berlin immer ihren Herrschern bewiesen. Besonders haben dieß die letzten Tage gezeigt. Die allgemeine Theilnahme aller Einwohner, die sich so klar aussprach, ist wahrhaft rührend für mich und uns Alle gewesen, und gereicht uns sehr zum Troste. Ich liebe Berlin, nicht bloß als meine Vaterstadt, sondern auch, weil es immer dem ganzen Lande mit den besten Gesinnungen und in allem Guten vorangegangen ist; es hat dieses besonders in den Jahren 1810 und 1813 und wiederum ganz neuerdings dargethan. Ich werde nie das Jahr 1810 vergessen, noch das Jahr 1813, wo ich selbst auf kurze Zeit hier war und davon Zeuge gewesen bin, und wo sich überall, wie jetzt, ein so herrlicher Sinn und Geist aussprach. Ich sehe Sie unvorbereitet, und diese Worte kommen aus meinem Herzen, und so wird es immer unter uns sein. Ich bin Ihr wahrer und wärmster Freund."

Die Königliche Leiche wurde am 9. Juni um ein Uhr Morgens in einem

von 12 Unterofficieren der Kronengarde getragenen Einsatzsarge nach dem Schlosse gebracht, und in dem Audienzzimmer unter einem Thronhimmel aufgestellt. Die Dienerschaft ging voran; dann zogen vor dem Sarge der Oberkammerherr Fürst zu Sayn und Wittgenstein, der Oberhofmeister Baron von Schilden, der Hofmarschall von Massow. Hinter dem Sarge ging der König Friedrich Wilhelm IV., der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, jetzt Prinz von Preußen genannt, sowie die General- und Flügeladjutanten des Hochseligen Monarchen.

Nach Aufstellung des Sarges verweilten der König und der Prinz von Preußen in stiller Andacht. Die General- und Flügeladjutanten hielten die Nacht hindurch Wache bei der Königlichen Leiche. Am folgenden Tage wurde diese den Officieren und höhern Beamten gezeigt.

In dem schwarz ausgeschlagenen Zimmer stand der offene Sarg, er war mit weißem Atlas bekleidet und drinnen lag der todte König. Er hatte die Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß an, sein Haupt war mit der blauen Soldatenmütze, sein Leib mit dem berühmten „Mantel von Kulm" bedeckt. Zu jeder Seite des Sarges standen stets 3 Obristen der Berliner Garnison.

Durch eine Königliche Bekanntmachung vom selben Tage wurde die Landestrauer nach der Bestimmung des Trauerreglements vom 7. October 1797 in den ältern, wie in den neuerworbenen Provinzen befohlen, und öffentliche Musiken, Lustbarkeiten und Schauspielvorstellungen während sechszehn Tagen untersagt. Die Räthe der Ministerien, die Präsidenten und Räthe der Landes-Collegien, sowie die ihnen im Range gleichstehenden Civil-Beamten, sollten während der tiefen Trauer beflorte Epauletten und Cordons, beflorte Portepee's, Flor um den Arm und schwarze Unterkleider tragen.

Am 10. Juni, Vormittags von 9 bis 12, Nachmittags von 3 bis 7 Uhr fand, da der König in Seiner letztwilligen Verfügung die öffentliche Ausstellung der Leiche verboten hatte, die des Paradesarges statt. Das Publicum wurde durch das Portal vom Lustgarten, der Schloßapotheke zunächst, hineingelassen.

Der Paradesarg war mit schwarzem Sammet überzogen und reich mit Gold gallonirt. Er stand auf einem zwei Stufen hohen Trauergerüst, das mit violettem Sammet bekleidet und mit Gold und Hermelin verbrämt war.

Das Trauergerüst aber stand wieder auf einer mit schwarzem Tuch bekleideten Estrade. Ueber dem Sarge erhub sich der mit weißem Atlas ausgeschlagene Thronhimmel. Am Kopfende des Sarges stand der goldene Reichshelm mit schwarzen und weißen Federn, vor demselben lag das orangefarbene große Band des hohen Ordens vom schwarzen Adler, dann die Schärpe, dann der Degen (kreuzweis mit der Scheide) des Königs, dann der Kommandostab und die goldenen Sporen. An jeder Seite des Sarges standen acht massiv-silberne Kandelaber, zwischen denselben aber auch Tabourets; rechts: die Königliche Krone von Preußen, der Reichsapfel, das große Reichssiegel und der Churhut von Brandenburg; links: das Reichsscepter, das Reichsschwert, die Kette des hohen Ordens vom schwarzen Adler und das Churschwert von Brandenburg. Am Kopfende des Sarges stand der Generaladjutant mit der Reichsfahne, am Fußende ein Flügeladjutant mit dem Trauerheroldsstabe. An jeder Seite vier Stabsofficiere und in gleicher Entfernung vier Pagen, vier Kammerdiener und vier Leiblakaien.

Am eilften Juni, Morgens 10 Uhr, begannen alle Glocken der Stadt zu läuten, Schlag eilf Uhr setzte sich der Leichenzug nach der Domkirche in Bewegung. Zuerst die Geistlichen Alle aus Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Umgegend, zu Zweien voranschreitend in stillem Gebet. Dann folgte des Heldenkönigs militairisches Ehrengeleit. Von jedem Garderegiment und andern eine Abtheilung, vor ihnen ihre Musik, die abwechselnd den Choral: „Was Gott thut, das ist wohlgethan!“ blies, oder die Trommeln in dumpfen Wirbeln ertönen ließ. Dann folgten die Leib- und Kammerdiener des hochseligen Herrn, dann die Haus- und Hofbeamten, dann die Pagen, die Leibärzte und die Königl. Kammerherren. Hierauf die Geheimen Staatsminister. Der Geheime Staatsminister von Rother trug das Chur-Schwert von Brandenburg, der Geh. St.-M. von Ladenberg trug den Churhut von Brandenburg, der Geh. St.-M. von Nagler die Kette des hohen Ordens vom schwarzen Adler, der Geh. St.-M. von Rochow das Reichs-Siegel, der Geh. St.- und Kriegsminister, General der Inf., von Rauch das Reichsschwert, der Geh. St.-M. v. Mühler den Reichsapfel, der Geh. St.-M. von Kamptz das Reichsscepter, der Geh. St.-M. und Oberkammerherr, Fürst zu Sayn und Wittgenstein trug die Königl. Krone. Dicht hinter den Staatsministern zogen acht Trauerpferde den Leichenwagen, und als er

aus dem Portal herauskam, da rührten die Truppen, die im Haken aufgestellt waren, das Spiel, und Kriegsmusik grüßte zum letzten Male den Schlachtengewohnten Herrscher.

Die Trauerpferde waren mit acht Sammetdecken, auf die Adler gestickt waren, behängt und wurden von acht Stabsofficieren geführt. Die vier Zipfel des Leichentuches hielten vier Ritter des hohen Ordens vom schwarzen Adler. Die Generale der Infanterie, Graf Lottum, von Jagow, Freiherr von Müffling und der General der Kavallerie von Borstell. Auf dem Leichentuch stand der Sarg und auf demselben Reichshelm, Band des schwarzen Adler-Ordens, Schärpe, Degen, Kommandostab und Sporen. Ueber dem Sarge schwebte ein Baldachin von schwarzem Sammet mit Adlern und Gold gestickt. Die zwölf Tragen, auf denen der Baldachin ruhte, trugen zwölf Generalmajors, die Schnüre hielten der General der Infanterie von Krauseneck und drei Generallieutenants. Hinter dem Leichenwagen trug der Generaladjutant des hochseligen Herrn, der General der Inf. von dem Knesebeck, das große Reichspanier, die beiden andern Generaladjutanten von Thile und von Natzmer schritten rechts und links neben ihm. Dann kamen Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. mit der Königin, der Kaiser von Rußland, der König von Hannover, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzessin Friedrich der Niederlande, die Prinzessin von Preußen, die Prinzessinnen Carl und Albrecht mit ihren Töchtern, die Prinzessinnen Louise und Charlotte, der Prinz von Preußen und Prinz Carl mit ihren Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Carl, die Prinzessin Maria Anna (Wilhelm) mit ihrer Tochter, der Prinzessin Maria, die Herzogin Louise von Mecklenburg und der Prinz Albrecht von Preußen, der Großherzog und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Friedrich der Niederlande, der Prinz Wilhelm von Preußen mit seinen Söhnen, den Prinzen Adalbert und Waldemar, der Prinz August von Preußen, der Prinz Friedrich von Preußen, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz August von Württemberg, der Prinz Georg von Hessen. Dann folgten die Deputationen der Landstände, der Regierungen, Universitäten u. s. w. Den Zug schlossen Abtheilungen der Garde-Jäger, Garde-Schützen, Garde-Pioniers und der Garde-Artillerie. Zwölf Obristen der Garde trugen den Sarg in die

Domkirche, nachdem ihn 12 Unterofficiere vom Leichenwagen gehoben, und setzte ihn auf eine Estrade vor dem Altar nieder. Unter Orgelbegleitung wurde das Lied: „Jesus, meine Zuversicht" gesungen, der Oberhofprediger Ehrenberg hielt die Trauerrede und sprach den Segen, dann donnerten die Geschütze den letzten Ehrengruß und die Garde-Infanterie gab die Ehrensalven ab. Danach verrichteten der König und sein ganzes Haus und Alle, die ihm anverwandt und zugethan waren, knieend noch ein stilles Gebet und kehrten dann um, tiefste Trauer im Herzen.

In der Nacht vom 11—12. Juni wurde der Sarg in stillem, feierlichem Zuge nach dem Mausoleum in Charlottenburg gebracht, dort ruht unser hochseliger Herr an der Seite seiner hohen Gemahlin, unserer unvergeßlichen Königin Louise. —

Die allgemeine Landestrauer wurde als eine heilige, liebe Pflicht betrachtet, man sah fast überall nichts als schwarze Kleider. Jeder brachte auf diese Art dem hingeschiedenen Landesvater das letzte Opfer der Liebe. Aus vielen Städten gingen Abgeordnete nach Berlin, um dem Könige Beileid zu bezeigen und zu Seiner Regierung Segen zu wünschen. Bald darauf wurde durch den Oberpräsidenten den Magistraten bekannt gemacht, daß der König solche Abordnungen nicht wünsche.

Von allen europäischen Höfen kamen Abgeordnete nach Berlin, um zum Antritt der Regierung Glück zu wünschen.

Im Auftrage des Kaisers von Oesterreich langte der Erzherzog Albrecht zu gleichem Zwecke in Potsdam an, und besuchte die Ruhestätte des verewigten Monarchen.

Die Staatszeitung vom 19. Juni brachte nachstehende, höchst merkwürdige Verfügung des Königs an das Staatsministerium:

„Ich befehle, zwei kostbare Documente der Oeffentlichkeit zu über-
„geben, welche Mir nach dem Willen Meines in Gott ruhenden
„Königlichen Vaters und Herrn am Tage Seines Heimgangs einge-
„händigt worden, wovon das eine bezeichnet ist:

„Mein letzter Wille," das andere

„Auf Dich Meinen lieben Fritz u. s. w."

„anfängt, und welche beide von Seiner eigenen Hand geschrieben und
„vom 1. December 1827 datirt sind."

„Der Heldenkönig aus unserer großen Zeit ist geschieden und zu „Seiner Ruhe, an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen „eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die „Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der „Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des „Todes versüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, über„gehen lasse, der Ich mit Gott entschlossen bin, in den Wegen des „Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des „segensreichen Friedens, des theuern Kleinods, das Er uns im Schweiße „Seines Angesichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt „hat; das weiß Ich — sollte dieses Kleinod je gefährdet werden, „was Gott verhüte — so erhebt sich Mein Volk wie Ein Mann auf „Meinen Ruf, wie Sein Volk sich auf Seinen Ruf erhob."

„Solch ein Volk ist es werth und fähig, Königliche Worte zu „vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einsehen, daß Ich „den Anfang Meines Regiments durch keinen schöneren Act, als die „Veröffentlichung derselben, bezeichnen kann."

„Sanssouci, den 12. Juni 1840.

Friedrich Wilhelm."

Die Beilagen lauten so:

„Mein letzter Wille."

„Meine Zeit mit Unruhe, Meine Hoffnung in Gott!"
„An Deinem Segen, Herr, ist Alles gelegen!"
„Verleihe ihn Mir auch jetzt zu diesem Geschäfte."

„Wenn dieser Mein letzter Wille Meinen innigst geliebten Kindern, „Meiner theuern Auguste und übrigen lieben Angehörigen zu Gesicht „kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen, und gehöre zu den „Abgeschiedenen. Mögen sie dann bei dem Anblick der ihnen wohl„bekannten Inschrift: — Gedenke der Abgeschiedenen! — auch Meiner „liebevoll gedenken!"

„Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter sein, „und Meinen Geist aufnehmen, den Ich in seine Hände befehle. Ja,

„Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jen„seits wirst Du uns Alle wieder vereinen, möchtest Du uns dessen in „Deiner Gnade würdig finden, um Christi, Deines lieben Sohnes, „unsers Heilandes, willen. Amen."

„Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem „Rathschlusse zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Ver„hältnissen (insbesondere, als Er Mir vor siebenzehn Jahren das „entriß, das Mir das Liebste und Theuerste war), als durch die Er„eignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen „aber hat Mich Gott, ewiger Dank sei Ihm dafür, auch herrliche, „frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten „rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren „1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. „Unter die letztern, die frohen und wohlthuenden aber, rechne Ich „insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohl„gelingen Meiner Kinder, sowie die besondere, unerwartete Schickung „Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensge„fährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärt„licher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet „halte."

„Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die dem Staate „und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben."

„Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit „Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben „waren."

„Ich vergebe allen Meinen Feinden, auch denen, die durch hä„mische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Dar„stellungen das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes „(doch Gottlob nur selten mit Erfolg), Mir zu entziehen bestrebt ge„wesen sind."

„Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm."

„Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungs-„geschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über. „Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen „hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbe-„reitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und „die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen — wenigstens danach „zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge, „daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst.“

„Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neue-„rungssucht; hüte Dich vor unpraktischen Theorien, deren so unzählige „jetzt im Umschwunge sind; hüte Dich aber zugleich vor einer fast „eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, denn „nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur „dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen.“

„Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat „seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch „im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen „haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr „schuldig ist.“

„Versäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten, „soviel in Deinen Kräften steht, zu befördern, vor allen aber mögen „Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr „Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen „Allianz zu betrachten.“

„Meine innigst geliebten Kinder berechtigen Mich alle zu der Er-„wartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch „einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel „auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in Meinen „letzten Stunden soll dieser Gedanke Mir Trost gewähren.“

„Gott behüte und beschütze das theure Vaterland!“

„Gott behüte und beschütze Unser Haus, jetzt und immerdar!“

„Er segne Dich, Mein lieber Sohn, und Deine Regierung

„und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe Dir gewissen„hafte, treue Räthe und Diener, und gehorsame Unterthanen. „Amen."

„Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm."

Mit inniger Theilnahme wurden diese Schriften von dem Volke im ganzen Lande aufgenommen, und vielfach der Gegenstand typographischen und sonst künstlerischen Wetteifers.

Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des verstorbenen Monarchen ging der Stern des schwarzen Adlerordens, dessen Insignien nach dem Tode eines Königs von Preußen in der Kunstkammer niedergelegt zu werden pflegen, auf den neuen Fürsten über. Als Friedrich Wilhelm IV. jenen Stern zum Erstenmale anlegen wollte, bemerkte Er auf dessen Rückseite eine kleine goldene Kapsel, in welcher sich ein wohl getroffenes Miniaturbild der Königin Louise befand, welches also der Hingeschiedene ein halbes Jahrhundert nicht nur im Herzen, sondern auch auf dem Herzen getragen hatte!

Schluß.

Wir glauben unser Buch nicht besser schließen zu können, als mit den naiven Versen einer Reimchronik aus dem vorigen Jahrhundert, die also lauten:

So haben wir denn dieses Werk vollbracht
Und wünschten, wir hätten es besser gemacht;
Gleichwie aber König Salomon spricht:
Stets Wein, stets Wasser, das tauget nicht,
Sondern vielmehr bisweilen Wein,
Bisweilen Wasser, thut heilsam sein!
So bitten wir, lieber Leser, mit Gunst,
Fürlieb zu nehmen mit unserer Kunst;
Wünschen gut Wetter und Regiment,
Und fröhlich zu bleiben bis an's End'!

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße Nr. 53.


PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY
PAIR>
32101 035375664



